NORTHWESTERN
UNIVERSITY
LIBRARY

The Gift of
GREENLEAF COLLECTION

Philoſophiſche Geſpräche.

Von

K. W. F. Solger,

Doktor und ordentlichem Profeſſor der Philoſophie an der Univerſität zu Berlin.

Erſte Sammlung.

Berlin 1817.

In der Maurerſchen Buchhandlung, Poſtſtraße Nr. 29.

104
S68

G3658

Inhalt.

	Seite
Julius I.	1
Die Gesellschaft	36
Der Traum	96
Theodor	180
Julius II.	243

Man bittet die angezeigten, meistens sinnentstellenden Druckfehler vor dem Lesen zu verbessern.

104 S68

Julius I.

Ich kam von einer Mittagsgesellschaft, und wollte darauf noch einen Spaziergang machen, als Eberhard, der mit uns gespeist hatte, von einem Jünglinge begleitet, mich einholte, und sagte: Warum warst du heut so still, Adelbert? Ich habe mich über dich gewundert, da so wichtige Dinge besprochen, und die trefflichsten Sachen darüber gesagt wurden, daß du so wenig deine Meinung dazu gabest!

Bin ich stiller gewesen, versetzte ich, als die übrigen? Die Unterhaltung kam mir abgebrochen und zerstückelt vor, und da ich über einiges in einen ganz eignen Zusammenhang von Gedanken gerieth, so war mir wirklich nicht ganz behaglich. Doch kann dies an einer Eigenheit liegen, die ich an mir habe; denn schon öfter ist es mir begegnet, daß ich in der Gesellschaft das Beste versäumte, und erst nachher, wenn ich mich davon erholte, mit Einem oder wenigen in das schönste Gespräch gerieth. Willst du mich nun begleiten, und mir im Zusammenhange das wiederho-

len, was so einzeln und zerstreut mich nicht recht zum Genusse hat kommen lassen, so werde ich dir vielleicht erst die wahre Frucht dieses Tages verdanken.

Das Eine, sprach er darauf, dich begleiten, will ich mit Vergnügen, und auch dieser mein junger Freund, Julius, wird es sich gern gefallen lassen. Aber das andre, was du verlangst, geht über meine Kräfte; denn kaum bin ich selbst im Stande gewesen, die Fülle von herrlichen Worten und Sachen in mich zu fassen, und was dir dürftig und abgebrochen vorkam, weil du vielleicht übermenschliche Ansprüche machst, war mir ein unendlicher Reichthum. Wie schien es dir denn, Julius?

Ich, sagte dieser, wage kein Urtheil; doch war für mich die Unterhaltung sehr reichhaltig.

Das war sie auch gewiß, versetzte ich, nur wollten sich weder meine Worte noch meine Gedanken recht harmonisch mit hineinfügen.

Willst du es mir nicht übel nehmen, sprach Eberhard darauf, so muß ich dir sagen, du gehst mir ein wenig zu weit in deiner Unzufriedenheit mit allem, was die Gegenwart darbietet. Es ist nicht gut, sich eine vollkommene Welt in unbestimmten Bildern zu träumen. Darüber vergeht die Zeit und die Lust, wie zum Genießen, so zum Handeln. Kräftig eingreifen und tüchtig mithandeln ist das beste Mittel gegen diesen Hang, zumal in einer Zeit wie die jetzige, welche des kräftigen Wirkens und des Fortdrängens ihrer Entwickelung so sehr bedarf.

Du magst Recht haben, sagte ich, wenn gleich es mir immer vorkam, als sei das Erforschen des Wahren und Guten, dem ich mich ergeben habe, auch ein Handeln.

Sprich mir nicht sophistisch, erwiedert' er, du wirst doch den Unterschied zwischen dem bloßen Denken und dem wirklichen Handeln nicht aufheben wollen! Und am allermeisten verirrt sich ja wohl die leere Spekulation, wenn sie über das rasche, kräftige Leben Theorien ersinnt, die auf dasselbe nirgend vollständig passen können, weil dieses sich immer in Einen, nur aus sich selbst verständlichen, Moment der Kraft und Wirksamkeit zusammendrängt.

Das sagst du wohl, sprach ich, und es hört sich auch gut an. Wenn du aber in mein Inneres sehn könntest, so würdest du unendliche Schwierigkeiten wahrnehmen, die mir diese einfachen Worte machen. Ja daß es mir oft mit den unscheinbarsten Dingen so geht, daß sie mich in ein endloses Nachdenken verwickeln, darin besteht vielleicht mein Unglück.

Das ist denn allerdings ein Unglück, versetzt' er; aber jetzt verstellst du dich wohl ein wenig, um mich sokratisch auszuholen. Mir wenigstens ist es unbegreiflich, wie du in dem, was ich sagte, Schwierigkeiten finden kannst.

Ich fühle deinen Stich, sagte ich darauf, recht gut; ich weiß aber auch, daß es mir unendlich schwer werden würde dir zu beweisen, daß ich mich zugleich verstelle und auch nicht. Es ist mir nämlich schon

öfter begegnet, daß, wenn ich mich auf die Art, wie du meinst, recht künstlich verstellt und den Schein der Unwissenheit und des Zweifels angenommen hatte, ich plötzlich inne ward, daß ich mich in einem ganz natürlichen Zustande befand, und nun fast angefangen hätte zu glauben, der vorige vielmehr sei Verstellung gewesen.

Nun wahrlich, sprach er lachend, jetzt fängst du an mir zu gefallen. Hättest du heute Mittag solche Seltsamkeiten vorgebracht, so würdest du mehr Unterhaltung gegeben und empfangen haben.

Ich danke dir, sagte ich, daß du mich dir gefallen lässest. Um dir aber eine Probe von dem zu geben, was ich eben wieder bei deinen Schaltreden über die Spekulation denken mußte, sage ich dir dieses. Es fiel mir ein, daß ihr doch selbst einseht, das rechte Handeln könne weder aus dem unbedachtsamen Triebe hervorgehn, der jeden Augenblick ergreift, und nur den Zusammenhang und die Folge der Laune kennt, noch aus dem gemeinen Verstande, welcher, ohne sich auf die höchsten Gründe einzulassen, nur die nächsten Mittel zu den nächsten Zwecken verknüpft, sondern man müsse, wie der Ausdruck lautet, in einem gewissen Sinne, oder gar nach Ideen handeln, welches letzte mir dann einzutreten scheint, wenn jener Sinn klar und deutlich zum Bewußtsein gekommen ist. Wenn ich es nun hierin recht treffe, so sage mir doch, wie man zu solchen Ideen gelangt, ohne

tiefes, lange fortgesetztes, und sich durch mancherlei Zweifel windendes Nachdenken.

Ach, Lieber, wo der Zweifel vorherrscht, versetzt er darauf, und das Grübeln, da kommt es selten zu einer klaren Uebereinstimmung im Denken, und noch seltner zu einem tüchtigen, entschlossenen Handeln. Wohin haben uns denn die rein spekulativen Systeme geführt, auf welche wir Deutsche in der letzten Zeit so stolz waren? Wenigstens haben sie uns aus der Knechtschaft, in die wir gerathen waren, nicht erlöst. Dieses Heil ist uns erst geworden, als wir in uns gingen, unsere vorige Sündhaftigkeit erkannten, und mit reinem, kräftigen Willen, in deutschem Sinne handelnd, den Ideen, die uns trieben, folgten, ohne uns in Abstraktionen einzulassen, worüber uns nur Zeit und Kraft vergangen sein würde.

Das ist alles gut, sagte ich; aber wenn ihr euch mit einander über die großen Angelegenheiten der Menschheit unterhaltet, so begnügt ihr euch doch nicht bloß Thatsachen zu erzählen, oder Plane für die unmittelbare Ausführung zu entwerfen, sondern meistens beurtheilt ihr geschehene Handlungen, oder stellt die Grundsätze auf, wonach gehandelt werden sollte; kurz ihr strebt auf allgemeine Wahrheiten hinaus, und sucht dadurch den besonderen Fall zu bestimmen und zu sichern. Also seht ihr doch wohl die Nothwendigkeit der Spekulation ein.

Erlaubst du mir, sprach hier der Jüngling, den mir Eberhard Julius genannt hatte, auch eine Be-

merkung, so muß ich sagen, es scheint mir, als wenn es dir in solchen Fällen eben so ginge, wie mir; und dies wundert mich, denn ich hielt dies blos für eine Folge meiner Jugend und Unerfahrenheit.

Wie ging es dir denn, fragte ich?

Schon oft, versetzt' er, habe ich in solchen Unterredungen bemerkt, daß Thatsachen lebhaft und ausführlich erzählt, entwickelt und beurtheilt werden, über allgemeine Wahrheiten und Gründe aber fast nie eine eigene Nachforschung und eben so selten ein Streit vorkommt; sondern wenn jemand, der schon ein Ansehn in der Gesellschaft hat, allgemeine Sätze ausspricht, so ist es, als verständen sich diese von selbst, oft werden sie sogar ganz verschwiegen, und alle beziehn sich auf so etwas, als wär' es längst festgestellt, ja, sie verstehn einander, wenn ich so sagen darf, wie auf den Wink. Dieses hab' ich oft beneidet, und, wie gesagt, es auf meine Unerfahrenheit geschoben, daß ich mich nicht gleich in den Standpunkt, von wo man auszugehen schien, versetzen konnte, und von wo aus ich gewiß alles in dem Lichte, in welchem es vorgestellt wurde, gesehn hätte; so aber fehlte es mir immer noch an Beweisen und Erläuterungen.

Wahrlich, rief ich aus, Lieber, du giebst mir selbst ein Licht über meinen Zustand. Denn in der That geht es mir grade auch so.

Aber das wundert mich doch, sprach er; denn ich hielt dich für besser eingeweiht. Auch machte ich

nie den Anspruch, mein Wort im Ernste drein zu geben, sondern hörte mit Ehrfurcht zu.

Wie halfest du dir denn aber, wenn es dir so sehr an Gründen und Beweisen mangelte, und dir vielleicht gar mancherlei Widersprüche aufstießen? Denn dieses wird auch wohl nicht gefehlt haben, da dir so oft der eigentliche Schlüssel des Gespräches abging.

Ich suchte mich jedesmal in die Ansicht, die zum Grunde zu liegen schien, hineinzudenken, und mich so an das Verständniß anzuschließen.

So? — Und du, Eberhard, woran glaubst du nun, daß es bei uns liege, und vorzüglich bei mir; denn dieser junge Mann scheint mir wohl auf dem Wege, sich in diese Dinge zu fügen.

Gern, sprach Eberhard darauf, will ich das Meinige thun, dich dir selbst klar machen zu helfen. Soweit ich also einsehe, scheinst du mir zu sehr auf leblose Abstraktionen auszugehn. Denn wenn gleich, wie du selber sagst, weder der gemeine Verstand, noch der bloße Trieb hinreicht, in großen Dingen etwas zu leisten, so ist es doch etwas ganz andres um die Ideen, welche, besonders bei praktischen Gegenständen, nicht durch allgemeine Theorien und leere Begriffe verstanden werden können, sondern kräftig aus dem Leben selbst aufgefaßt werden müssen. Diese sind wirklich eben das, was sich im höchsten Sinne von selbst versteht, und worauf wir uns, als auf das Ewige

und Unveränderliche im Menschen stets mit schönem gegenseitigen Vertrauen berufen können.

Ja, sagte ich, dies ist es wohl, was mich verwirrt. Und so ging es mir auch heute. Als ich eintrat, fand ich euch schon mitten in der Anordnung der Europäischen Angelegenheiten. Was dieser forderte und jener wünschte, schien auf allgemein bekannten und gebilligten Gründen zu beruhen; darüber gab es weder Streit noch Untersuchung, und so war es denn auch nicht nöthig, daß einer in des andern Gedanken einging; sondern jeder fuhr in demselben Tone fort, den ein andrer angegeben hatte. Auch, was Abwesende gesagt, wurde angeführt, und oft aus einem kurzen Ausspruch, der nach dem unbekannten Zusammenhange mancherlei verschiedenes bedeutet haben konnte, die ganze Gesinnung eines Mannes verworfen. Andre wurden gelobt wegen einzelner Handlungen oder Worte, die mir so abgerissen unverständlich schienen, und wovon ich nur merkte, daß sie mit einigen hier schon vorgekommenen Aeußerungen ähnlich lauteten; sie waren also wohl in demselben Geiste ausgeübt oder gesprochen. Was mich nun vorzüglich irre machte, war, daß ich nicht vor gar langer Zeit von denselben Männern ganz Verschiedenes vernommen zu haben glaubte. Vielleicht machte mich aber auch das verdrießlich, daß der gegenwärtige Fremde, den ich sehr hoch schätze, einige Mal, wenn er sich einmischte, nicht eben freundlich damit aufgenommen wurde. Als er nämlich selbst einen Gedanken aus-

sprechen wollte, der nicht aus dem Streben hervorgegangen war in, den allgemeinen Chor mit einzustimmen, war alles stumm, und niemand antwortete ihm; ja einmal, da er nur eine kleine Abänderung eines von andern geäußerten Gedankens vorschlug, war er nahe daran bitter verketzert zu werden. Wenn also die Herrschaft dieser Ideen so gewaltig ist, wie es hienach scheint, wenn sie denen, die ihrer theilhaftig sind, so einleuchten, so möchte ich doch wahrlich wissen, wie man dazu gelangt; wenigstens das, was du vorhin hierüber sagtest, will mir noch nicht genügen.

Es thut mir leid, sprach Eberhard, daß du so ungerecht, und, ich möchte sagen, ungesellig bist. Du willst doch nicht für dich allein dastehn, ganz etwas besonders denken, und selbst an den schönsten Bestrebungen der Zeit keinen Antheil nehmen? Wie kannst du die Ideen, besonders die über den Staat und das gesammte praktische Leben verkennen, die sich nach und nach ausgebildet, und in den letzten Zeiten fast allgemein verbreitet haben? Sie sind schon der Geist und Sinn geworden, in welchem überall die Besseren denken und handeln, und worin sie eben einander verstehn. Auszurotten sind sie nicht wieder; denn sie sind das Ewige selbst, bald werden sie auch im Volke allgemein werden und sich geltend machen, was ihnen auch entgegenstehe. Denn nichts kann sich ihnen wiedersetzen als das Vergängliche und Nichtige. Vergebens wirst du dich also bemühen, sie durch gesuchtes Grübeln zu entkräften; denn wenn man jedes-

mal von vorn anfangen wollte das zu suchen, was wir, Gott Lob, schon besitzen, so würden wir nie weiter kommen. Und wer nicht mit diesem Strome schwimmt, der könnte gar leicht von ihm verschlungen werden.

Du berufst dich, versetzte ich, abermals auf diese Ideen, ohne sie mir, wie ich dich bat, deutlich nachzuweisen. Laß uns also einmal wenigstens einen Blick werfen auf einiges, was du darunter verstehn magst. Freilich weiß ich auch, daß man jetzt über manche Dinge ganz anders denkt, als man vor zehn oder zwanzig oder dreißig Jahren darüber dachte. Der Wahn, daß alle Verbesserung des Zustandes unserer Gattung auf der sogenannten Aufklärung, auf der Vertreibung der Vorurtheile, mit Einem Worte auf dem gemeinen Menschenverstande beruhe, scheint verschwunden zu sein. Man hat den Werth der Begeisterung, mächtiger und unerklärbarer Antriebe, höherer, durch unmittelbare Ueberzeugung, nicht durch die Verknüpfungen des gemeinsten Verstandes verbürgter Gedanken wieder anerkannt. So ist jenes längst verachtete und als barbarisch verschrieene Mittelalter wieder zu Ehren gekommen, Rittergeist und Poesie sind zu Gegenständen der Sehnsucht geworden, den Glauben an einen unbegreiflichen Gott und die Frömmigkeit voriger Zeiten im Leben hält man wieder für nachahmungswürdiger als Unglauben und Starkgeisterei. Dennoch sind ungeachtet dieser Rückkehr, und mit ihr zu gleicher Zeit, noch manche der

Fesseln gefallen, die sich unser Denken und Handeln noch vor kurzem unbewußt selbst anlegte. Heroische Heilmittel für den Zustand der Völker und Staaten, bei deren Anwendung freilich einzelne wohl erworbene Rechte um des Ganzen willen nicht immer geschont werden können, scheut man nicht, und die Scheu davor erkennt man sogar für Schwäche und Zagheit. Die Völker sollen ihre ursprünglichen Rechte wieder geltend machen, kämen sie auch dadurch in Widerspruch mit ihren eigenen Entsagungen; denn plötzlich haben sie sich besonnen, und die alte Sünde und Trägheit abgeworfen, und werden nun in einem neuen Leben wandeln. Kraft und Thätigkeit, und der Glaube an das, was nothwendig den Sinn der Menschen erfüllt und belebt, tritt wieder in die alten, unverjährbaren Rechte, und dadurch soll am gewissesten ein würdigerer Zustand herbeigeführt werden. Jeder aber, der sich selbst klar und kräftig fühlt, soll auf die Masse einwirken, das große Ganze sein Augenmerk sein lassen, und sich mit allen Besseren zum gemeinsamen Streben verbinden. Dieses ungefähr sind kurz und im Allgemeinen berührt die Ausdrücke, in welchen sich der bessere Sinn unsrer Zeit am deutlichsten und häufigsten ausspricht, wenn ich nicht irre.

Man kann es dafür annehmen, sprach Eberhard, und warum redest und handelst du nicht mit in diesem Geiste?

Weil ich es nicht lassen kann, versetzte ich, immer nach den Gründen von diesem allen zu fragen. Wes-

halb ist denn nun das eine besser als das andere? Warum scheint denn dieses und jenes oft in einander überzugehen, und sieht sich in ganz wesentlichen Rücksichten so ähnlich? Du sagst mir, dieser verbesserte Geist beruhe auf Ideen, und diese seien das Ewige selbst. Aber die einzelnen wirklichen Aeußerungen dieses Geistes wirst du doch nicht für die ewigen Ideen halten; denn die Ideen schienen mir immer etwas über der zeitlichen Erscheinung liegendes zu sein!

Das freilich nicht, erwiedert' er, aber diese Aeußerungen beruhen auf den Ideen, die sich im Innersten der menschlichen Natur von selbst verstehn, und keinen weitern Grund haben, und auf diese muß man nur zurückgehn, um sich in jenen zu bekräftigen.

Gut, sagte ich. Aber hier ist es eben, wo mir die Widersprüche haufenweis entgegenkommen. Ich will dir nur einige Beispiele von dem Streite geben, in welchen mir immer diese Ideen selbst gerathen, wenn ich auf das zurückgehn will, was der menschlichen Natur zum Grunde zu liegen, und sich deshalb von selbst zu verstehen scheint. Vielleicht kannst du mir die Versöhnungsmittel angeben.

Gern will ich dich anhören, sprach er, und versuchen, was ich kann, zumal da ich schon merke, wo dein Fehler liegen wird.

Ein Hauptgegenstand des Nachdenkens, sagte ich darauf, ist also heutiges Tages wohl der Staat und seine beste Verfassung, und dabei findet dasselbe desto freieres Spiel, da die gewaltigen Erschütterungen unsrer

Zeit so vieles von dem, was im Laufe der Jahrhunderte eingewurzelt war, ausgerottet, und das ganze Feld beinah leer gemacht haben, so daß wir im Stande sind an die Stelle veralteter Vorurtheile das zu setzen, was die Vernunft heischt. Denn es ist klar, daß der Zustand unsrer Staaten, wie er vor zehn bis zwanzig Jahren war, nur nach und nach durch Mißbrauch und Mißverständniß entstanden sein konnte. Darum fanden wir, als die fremde Gewalt über uns herfiel, in unserem Inneren nur Hemmungen und Hindernisse; und es war eigentlich alles schon zerfallen, bevor es von außen angerührt wurde. Als das Schlimmste von allem zeigten sich aber wohl die widernatürlichen Verhältnisse der verschiedenen Stände. Angeborene Vorzüge, zumal solche, welche bloß die Personen betreffen und sie aus den allgemeinen Verhältnissen und Verpflichtungen andrer Staatsbürger herausheben, sind allezeit gehässig und störend. Freilich ist der Unterschied des Vermögens und mancher andere, welcher daraus fließt, wie die verschiedene Erziehung und Bildung, ohne Ungerechtigkeit nicht zu heben; denn niemand wird im Ernst verlangen, daß wir dem erwerbenden Talente, dessen Gewinn immer auch dem Ganzen zu Gute kommt, Grenzen vorschreiben, oder das Erbrecht abschaffen, und mehr dergleichen. Aber alle diese Vorzüge beziehen sich auch bloß auf den Einzelnen und nicht auf sein Verhältniß zum Staate und dem Gesetze. Der Staat muß allen gemein, und für ihn müssen alle

gleich sein; denn er soll die Rechte des Menschen bewahren und ihre Ausübung sichern; die Menschen aber werden mit gleichen Rechten geboren. Und das nicht etwa bloß, weil wir alle gleich bedürftig und mit gleichen Kräften und Fähigkeiten zur Welt kommen, welches man vielleicht noch bezweifeln könnte, sondern in einem viel höheren Sinne. Einem jeden ist nämlich eingeboren das Licht der Vernunft, und die Freiheit des Willens, das Ewige und Göttliche; denn nur dadurch wird er zum Menschen. Dieses Wesentliche also, das den Menschen ausmacht, in irgend einem so zurückzustellen, daß die natürliche Aeußerung desselben unterdrückt werde, ist frevelhaft, und eine Sünde gegen das heiligste Gesetz; denn der zum Menschen bestimmt war, wird dadurch unter die Würde der Menschheit herabgesetzt. Auch würde man niemals auf einen solchen Frevel gefallen sein, wenn die natürlichen Rechte des Menschen in seinem wirklichen Dasein anders geschützt werden könnten, als dadurch, daß er einen Theil seiner ursprünglichen Freiheit aufgebe, und seinen Willen dem Willen des Ganzen unterordne. Grade in diesem Zwecke des Staats liegt auch schon die unabweisliche Forderung, daß er allen die gleiche Beschränkung auflege. Denn so wie er allen denselben Zweck vorhält, und alle auch in demselben Zustande, nämlich der vollkommenen Freiheit und des Rechts der Vernunft, antrifft, so darf er ihnen auch nur zumuthen, um des gemeinsamen Zieles willen Gleiches aufzugeben.

Der Grund zu ungleicher Vertheilung, da er in diesem allgemeinen Zwecke der Vernunft nicht gefunden wird, kann denn nur in persönlichen und eigennützigen Absichten liegen, welche schlechthin und immer verwerflich sind. Wie ächt und wahr dieser Grundsatz der bürgerlichen Gleichheit vor dem Gesetze sei, liegt wohl hiedurch am Tage; seine Folgen sind aber leicht aus ihm zu ziehen, und bewähren sich auch alsbald als heilsam und nützlich. Sie bestehn hauptsächlich in der möglich größten Befreiung der nützlichen Thätigkeit eines jeden Einzelnen von aller Beschränkung, in der Gleichheit der Abgaben, der gemeinsamen und gleichen Verpflichtung zur Vertheidigung des Staats, und dem gleichen Anspruch an öffentliche Aemter. Was nun das Erste betrifft, so ist nicht zu sagen, wie sehr die Zünfte, Gilden und andere Mißbräuche des Mittelalters den Kunstfleiß und Erwerbgeist gelähmt haben, und wie die Aufhebung aller dieser aus einem kleinlichen Geiste der Absonderung entstandenen Einrichtungen, Verkehr und Geldumlauf, das Nationalvermögen und die gemeinsame Kraft erhöhen muß; bei allem dem bleibt aber der wichtigste Grund dagegen, immer der aus dem Begriffe der Menschheit geschöpfte, daß einem jeden der Natur gemäß frei gestellt werden muß, die ihm verliehenen Kräfte und Fähigkeiten ohne eine vernunftwidrige Störung seiner Freiheit zu gebrauchen. Die Vernichtung aller Ausnahmen von den öffentlichen Lasten muß nicht allein die Mittel des Staats auf eine sehr ein-

fache Weise vermehren, sondern ist auch um so natürlicher und heilsamer, da gerade diejenigen ausgenommen waren, die am meisten beitragen können; und auch hier ist die Hauptsache nicht der äußere Vortheil, sondern die unverkennbare Forderung der Vernunft, daß der gleiche Schutz auch durch verhältnißmäßig gleiche Aufopferung erkauft werde. Nichts aber ist wesentlicher als die gleiche Verpflichtung zum Kriegsdienste, welche vielmehr ein Recht eines jeden würdigen Staatsbürgers, als eine Pflicht, genannt werden sollte. Dadurch wird nicht allein die äußere Macht des Staats auf das leichteste gesteigert, denn alle Staatsbürger müssen zugleich Krieger sein, sondern sie wird auch auf das zweckmäßigste angewandt. Nichts war wohl verderblicher als ein erbliches Recht auf die Anführung der Heere, die nur den größten persönlichen Eigenschaften glücken kann, und wenn es irgendwo nützlich ist, daß das Talent an den Ort gestellt werde, wo es am meisten wirkt, so ist es hier unumgänglich nöthig, wo oft das ganze Schicksal und selbst das Dasein des Staats auf dem Spiele steht. Dieselben Gründe sind auch für den gleichen Anspruch an die öffentlichen Aemter. Denn wie kann man erwarten, daß derjenige sich besonders anstrengen und mit vorzüglichem Eifer ausbilden werde, dem Beförderung und Macht schon seines Standes wegen gewiß sind? Darum sei die Laufbahn allen geöffnet, und nicht dem zufällig hoch geborenen, sondern dem Würdigsten und Geschicktesten werde das

Wich-

Wichtigste anvertraut. So bewährt sich überall, was der Vernunft gemäß ist, auch als das Nützlichste und Heilsamste. Wie unendlich leichter und gewandter sind nicht alle Bewegungen des Ganzen, wenn sie nicht durch unzählige sich an einander reibende Beschäftigungen einzelner Personen und Stände und Körperschaften gehemmt werden! Wie gewaltig wirksam ist die Macht des Staats nach außen zu lenken, wenn er sich aller seiner Bürger auf gleiche Weise bedienen kann! — Dieses, mein Eberhard, sind die Gründe, die aus dem Begriffe der menschlichen Natur selbst geschöpft, und also ganz unbestreitbar die möglich vollkommenste Gleichheit aller Staatsbürger erlangen. Und dennoch, wenn ich mein Nachdenken auf die andere Seite werfe, stoßen mir eben so ursprüngliche und aus dem Wesen der Sache geschöpfte Gründe für das Gegentheil auf.

Nun so laß auch diese hören, sprach Eberhard, vorzüglich damit ich erst erkenne, ob diese auch eben so aus Begriffen, und nicht etwa aus der bloßen Gewohnheit und Erfahrung herfließen.

Es ist wahr, sagte ich, daß uns beim Nachdenken über das Staatssystem, worin die Verschiedenheit der Stände und der Werth der Geburt gilt, nicht bloß die Gewohnheit der letzten Zeiten, sondern vorzüglich eine Menge von Erinnerungen aus der Geschichte in den Sinn kommen, und zum Theil unser Urtheil bestimmen. Deshalb stützen sich auch diejenigen, welche den Werth des angeborenen Adels, der

verschiedenen Rechte der Staatsbürger, der Körperschaften und abgeschlossenen Gemeinheiten vertheidigen, meistens auf die Geschichte, und gedenken mit Sehnsucht der Zeiten, wo sich ein mannigfaltigeres und poetischeres Leben im deutschen Vaterlande regte. Der schöne, so zarte als kräftige, Geist der Ritterschaft giebt Zeugniß von der Trefflichkeit des Geburtsadels, die Macht und der Reichthum der Hansa von dem Werthe der Verbrüderungen und Gemeinheiten der Gewerbtreibenden, und vieles, das ich nur zu erwähnen brauchte, stellt uns die vergangenen Zeiten, in welchen eine ganz andre Denkungsart herrschte, als die vorher geschilderte, in einem idealischen Reize dar. Jedoch, wiewohl wir gewiß sehr irren würden, die Lehren der Erfahrung und Geschichte abzulehnen, dürfen wir uns ihnen auch nicht allein hingeben, sondern die Ideen, welche dem Geschehenen zum Grunde liegen, müssen wir aufzufassen, und in ihrer Weisheit auszubilden suchen; denn darin stimmen auch die Verehrer dieses zweiten Systems überein, daß diese Ideen in dem Vergangenen noch nicht vollständig ausgeführt waren, und wir sie reiner und mehr ihrem Wesen nach wirklich zu machen haben. Wenn wir aber so auf die Gründe dieser Ansicht eingehn, so fällt uns sogleich die Verderblichkeit und Nichtigkeit der vorher aufgestellten in die Augen. Denn bei dieser kann wohl niemand gewinnen, als der gemeinste und rechtloseste Pöbel. Nicht bloß der oberste Stand im Staate besaß ja Vorrechte, sondern jeder

auch untergeordnete, auch der gemeine Bürger und Handwerker, wenn besondre und eigenthümliche Rechte Vorrechte heißen sollen. Ein jeder hatte dadurch für sich Ehre und Würde, worauf er hielt, und die ihn, wenn er untergeordnet, aber in sich tüchtig war, leicht über den Neid gegen die Vornehmeren erhob. Indem wir also die tiefsten und gewiß auch schlechtesten Klassen des Volks heben, und den bessern gleichstellen, kann es nicht fehlen, daß dagegen die edleren erniedrigt, und gleichsam die Blüthen des Volks abgestreift und mit dem Staube vermischt werden. Wem aber dieses zu bildlich klingt, der möge nur überlegen, daß der Staat nicht eine bloße Anhäufung einzelner Menschen ist, sondern ein Ganzes, das aus in einander greifenden, einander unterstützenden, und zur gemeinsamen Wirkung zusammenstrebenden Theilen besteht. Nur zusammengehäufte Dinge sind ohne Unterschied, gleichsam unbenannter Zahlen, wo aber Zweck und Mittel in einander greifen sollen, muß eine gesetzmäßige Verschiedenheit ursprünglicher Eigenschaften statt finden. Diese, wird man nun freilich sagen, wird auch erreicht, wenn wir unter die Gleichen Würde und Macht vertheilen, sie die verschiedenen, den Staat bildenden, Gewalten vorstellen lassen, und diese in ein gewisses Gleichgewicht mit einander bringen. Aber das hieße nur, erwiedern wir, die Rollen willkührlich besetzen, und bloß den Staat spielen, wenn jeder fähig sein soll, sich in jede Maske des Spiels zu stecken. Der Staat

ist nämlich nicht eine bloß zweckmäßig erdachte Anstalt oder Maschine, sondern ein organisches Ganzes, das nicht leben kann, wenn nicht die verschiedenen Kräfte und Bewegungen an ursprünglich verschiedene Glieder vertheilt sind. Hiermit heben wir auch das Mißverständniß, welches sich selbst leicht über diese Ansicht einschleicht, als sei eben die Verschiedenheit der Theile des Staats etwas bloß mechanisches und der Zweckmäßigkeit wegen erfundenes, dagegen die angeborne Freiheit eines jeden das Ursprüngliche. Dieses wäre freilich ein offenbarer Irrthum; denn die Menschen erschienen dann nur als Mittel, die nicht ihrer selbst wegen, sondern zur Erreichung eines äußern Zweckes vom Staate behandelt würden. In so etwas muß aber grade die Gleichheit der Einzelnen ausarten, da, wenn alle gleichviel gelten, jeder für sich keinen eigenthümlichen Werth haben kann, sondern ihn bloß durch die willkührliche Zusammensetzung erhalten soll. Der wahre Staat dagegen muß die Offenbarung einer Idee sein, und eine Idee ist immer nur als Ganzes. Nicht des Einzelnen wegen ist also dieses Ganze da, sondern das Einzelne des Ganzen wegen. Der Mensch als Individuum, wie er allen übrigen Menschen gleich ist, gilt vor der Idee nichts, wenn er nicht der Begeisterung fähig ist, wodurch er sich als ein Glied dieses Ganzen erkennt, und seine beschränkte Persönlichkeit gern aufgiebt, um das höhere Leben im Ganzen zu leben. Das Trotzen auf die einem jedem angeborenen Men-

schenrechte zeigt sich demnach als ein ganz vortrefflicher Egoismus, und auf der andern Seite ist kein wahres Vorrecht, im ächten Sinne des Wortes, so umfassend, daß es den Besitzer nicht vielmehr dem Ganzen als Glied unterordnen, als ihn darüber erheben sollte. Und wesentlich gehört es auch zu einem solchen Vorrechte, daß es angeboren sei; denn nur so kann es eine organische Function sein, und mehr als eine willkührliche Begünstigung. Wie herrlich aber die Kräfte solcher angeborenen Unterschiede seien, braucht nicht weitläuftig ausgeführt zu werden. Wie viel trefflicher, um nur Eins zu erwähnen, wird sich nicht der auf das Regieren verstehn, der von Kindheit auf im Besitze der ausgesuchtesten Lehrmittel und im Umgange derer, die unter der Ausführung großer Ideen grau geworden sind, dazu erzogen ist! Noch mehr aber als die Kenntnisse und Fertigkeiten, die er so einsammelt, erheben ihn die edlen und, so zu sagen, idealen Gesinnungen, die wie der Saft seines jungen Lebens ihm aus dem Stamme zufließen, von welchem er entflossen ist. Doch, wie gesagt, es ist uns weiter nichts, als das schon Ausgesprochene nöthig um zu erkennen, daß diese zweite Ansicht die wesentliche und aus der Sache selbst geschöpfte sei. Welcher werden wir nun den Vorzug geben, da uns vorher die andere in demselben Licht erschien?

Wahrlich, sagte Julius hierauf, du setzest mich in Verwirrung, Adelbert! denn, jedes von beiden,

für sich betrachtet, scheint das Wahre zu seyn, woraus man wohl schließen möchte, daß, wie es gewöhnlich sein soll, die Mehrheit in der Mitte liege. Und doch kann ich nicht die Mitte finden, in welcher sich diese Gegentheile wirlich vereinigen ließen.

Es will dir also wohl hier, versetzt' ich, nicht gelingen, so wie sonst zu verfahren, wenn du nämlich versuchtest, dir die Ansicht, welche dem Gespräch zum Grunde zu liegen schien, anzueignen?

Das ist freilich hier unmöglich, sprach Eberhard; aber es ist auch leicht einzusehen, weshalb. Nun wundert es mich nicht, Adelbert, daß es dir so schwer wird, mit praktischen und lebendigen Gegenständen fertig zu werden. Du hast uns ja nichts als ganz einseitige Abstraktionen vorgetragen, und wenn Du es so machen willst, so werden wohl immer so schroffe und unvereinbare Gegentheile daraus hervorgehn. Das Leben, mein Freund, zeigt uns aber alle Seiten der Dinge zugleich, und darum heißt: nach Ideen handeln, nicht trockne und leere Systeme ausspinnen.

Sollten denn also wirklich, sagte ich, diejenigen, die sich auf das Philosophiren legen, in einen solchen unpraktischen Zustand gerathen, wie ihn Platon mit Selbstzufriedenheit beschreibt, und doch so, daß ich, aufrichtig gesagt, nie viel Geschmack an seiner Schilderung finden konnte?

Welcher ist dieser Zustand? fragte Julius; denn ich erinnere mich nicht, was du meinst.

Dieſes ungefähr, erwiederte ich, läßt Platon den Sokrates im Theätet ſagen: daß diejenigen, welche ſich auf die rechte Art mit der Philoſophie beſchäftigen, von Jugend auf nicht einmal den Weg auf den Markt wiſſen, noch wo das Gerichtshaus oder das Verſammlungshaus des Rathes iſt, oder wo irgend eine andre Staatsgewalt ihre Sitzungen hält. Geſetze aber, fährt er fort, und Volksbeſchlüſſe, geſchriebene oder ungeſchriebene, ſehen ſie weder noch hören ſie. Das Bewerben der Verbrüderungen um die obrigkeitlichen Aemter, und die berathſchlagenden Zuſammenkünfte, nnd die Feſte mit Flötenſpielerinnen, dergleichen zu beſuchen, fällt ihnen auch im Traume nicht ein. Ob ferner jemand edel oder unedel geboren iſt in der Stadt, oder was einem von ſeinen Vorfahren her übles anhängt von väterlicher oder mütterlicher Seite, davon weiß er weniger, wie man ſagt, als wieviel es Sand am Meere giebt. Denn er enthält ſich deſſen nicht etwa um ſich einen Ruf damit zu machen, ſondern in der That wohnt nur ſein Körper im Staate und hält ſich darin auf; ſeine Seele aber, dieſes alles für gering haltend und als nichtig verachtend, ſchweift nach Pindarus überall umher, was auf der Erde und was in ihren Tiefen iſt, meſſend, und am Himmel die Sterne geleitend, und überall jegliche Natur alles deſſen, was iſt, im Ganzen erforſchend, zu nichts aber von dem, was in der Nähe iſt, ſich herablaſſend. Und weiter, ſagt Sokrates: ein ſolcher weiß nichts von ſeinem

Nächsten und Nachbarn, nicht nur nicht was er betreibt, sondern kaum ob er ein Mensch ist, oder etwa irgend ein andres Geschöpf. Was aber der Mensch an sich seyn mag, und was einer solchen Natur ziemt anderes, als alle anderen, zu thun und zu leiden, das untersucht er, und läßt es sich Mühe kosten es zu erforschen. Daher auch, wenn ein solcher mit jemand für sich Geschäfte hat, oder auch in öffentlichen Angelegenheiten, wenn er etwa vor Gericht oder sonst irgendwo von dem, was von den Füßen an oder sonst vor aller Augen ist, genöthiget wird zu reden, so erregt er Gelächter, indem er aus Unerfahrenheit in allerlei Verlegenheiten fällt, und seine Ungeschicktheit ist gar arg, und erregt die Meinung, er sei unverbesserlich. Denn wo es darauf ankommt, einen mit Schmähungen anzugreifen, weiß er keinen einzeln anzugreifen, indem er von niemand irgend etwas übels weiß, weil er sich nicht darum bekümmert hat. Weil er nun keinen Rath weiß, erscheint er lächerlich. Und wiederum, wo gelobt und in prächtigen Worten geredet werden soll von anderen, giebt sich kund, daß er lacht, nicht nur verstellter Weise, sondern ganz ordentlich, und so erscheint er albern. — Dieses und noch manches andere, was nicht hierher zu gehören scheint, sagt dort Sokrates zu einem wahrlich zweideutigen Lobe der Philosophierenden, und ich muß euch gestehn, daß mir etwas bange wird, wenn ich mir dieses Bild vorstelle, und

zumal wenn es mir in solcher Gesellschaft, wie unsere heutige war, vor die Seele tritt.

Diese Rede, die du anführst, sagte darauf Eberhard, ist vom Platon wohl ganz anders gemeint, und bedeutet etwas anderes, als es auf den ersten Anblick scheint.

Sieh, Julius, sprach ich, wenn ich nun hiezu ja sagte, so würdest du gewiß glauben, Eberhard und ich verständen uns vollkommen über das, was Platon meint, und du würdest nicht wagen, uns näher darüber zur Rede zu stellen, theils aus Ehrfurcht, theils aber auch wohl, um dich nicht bloß zu geben, daß du nicht wüßtest, was wir meinten. Sag' einmal ehrlich, ob ich nicht Recht habe.

Es mag wohl zuweilen so sein, versetzte Julius erröthend.

Ich aber, fuhr ich fort, sage nun auch ehrlich, daß ich ganz und gar nicht weiß, wie Eberhard Platons Worte versteht; denn unter uns dreien brauche ich mich nicht vor verwunderungsvollen Blicken zu fürchten. Indessen übergehn wir das, und sage du mir lieber, Eberhard, wie man sich da herauswickelt. Du nennst das, was ich vorhin aufstellte, leere und einseitige Abstraktionen. Wahr ist es, jedes von Beiden ist einseitig, und doch wenn man die Dinge nach allgemeinen Gesichtspunkten betrachten will, kommt man auf diese oder damit zusammenhängende Sätze. Den Augenblick aber, und was er mit sich bringt, allein vor sich zu haben, ohne Beziehung auf

einen höheren Zusammenhang, das wirst du doch wohl noch weniger für das Richtige halten.

Das freilich nicht, erwiederte er; aber schwer wird es sein, hierüber mit dir zu streiten; denn du siehst es nun einmal so, und ich sehe es ganz anders; und da ist es nicht leicht, jemand zu überzeugen.

Aber so sage mir doch nur, fuhr ich fort, wie du es siehst; denn ich will nun heute einmal ein wenig unverschämt sein, und mir nichts aus deiner Verwunderung über meine Unwissenheit machen.

Ja sieh, Lieber, gab er mit einiger Ungeduld zur Antwort, was du uns vortrugest, sind einmal einseitige Systeme, und weiter läßt sich nichts darüber sagen. Will man danach die Erfahrung oder gar das, was sein sollte, spannen und recken, so entstehen nur schiefe und kraftlose Sophistereien. Darüber darfst du dich also nicht verwundern, daß wenn du jedes von diesen Systemen für sich bei irgend einer Gelegenheit auslegst, es mit Stillschweigen oder gar mit Achselzucken empfangen wird. Denn jedem von beiden sieht man ja sogleich auf den Boden, und es ist nichts weiter dahinter, als was eben die Formel sagt, dagegen in den Dingen selbst, worauf sie angewandt werden sollen, eine ganze Welt von Beziehungen zusammengedrängt liegt. Diese jedesmal richtig auffassen, und so die Dinge anschauen, wie sie wahrhaft und an sich sind, nicht wie sie sich auf diese Begriffe begnügend ausnehmen, das heißt sie durch Ideen erkennen, und dies erfordert eine lebendige, frische An-

schauungkraft, welche die Bedingung alles höheren Verständnisses ist.

Gut, sagte ich, jene Einseitigkeiten kommen dir trocken und leblos vor, und du würdest dich für keine davon entscheiden; mir geht es eben so, und selbst die Mittelwege wollen mir nicht gefallen, die manche einschlagen, um diese Aeußersten zu vereinigen.

Welche, zum Beispiel? fragte mich Eberhard.

Nun, etwa dieser, gab ich zur Antwort: vernunftgemäß sei freilich die Gleichheit aller Menschen, und es sei durchaus nicht abzusehn, warum als Mensch einer Vorzüge vor dem anderen haben solle. Wenn alle Menschen tugendhaft wären, oder überhaupt wie sie sein sollten, so würde dieser Zustand der Gleichheit auch wirklich statt finden. So aber sie als etwas, das nur für vollkommnere Wesen bestimmt sei, zu betrachten, und in unserer Welt unter dem Monde, bei unseren Mängeln, Schwächen und Bedürfnissen, sei die Ungleichheit durchaus nothwendig, und müsse nur gesetzmäßig festgestellt werden, damit wir einigermaßen Ordnung erhalten. Wer nun jene ursprüngliche und wesentliche Gleichheit wieder herstellen wolle, der schwärme zwar schön, aber zu phantastisch, und passe nicht in diese unvollkommene Welt, der wir uns einmal fügen, und unsere Bestrebungen angemessen erhalten müssen. Und was dergleichen mehr ist.

Wahrhaftig, rief Eberhard, ich muß dir gestehn, dies halte ich für das Aeußerste der Gemeinheit.

Sonderlich edel, sagte ich, kommt es mir auch nicht vor, zumal da die, welche so sprechen, gewöhnlich die heimliche Freude, daß dieser angeblich unvollkommene Zustand, in dem sie sich wohl befinden, wirklich der unsrige sei, und daß der, welcher etwa höher fliegen wollte, doch dem Besseren entsagen, und sich vor dem Schlechteren demüthigen müsse, nicht verbergen können.

Du hast sehr Recht, sprach er, dies ist es gerade, was solche Reden noch widerlicher macht.

Freilich, sagte ich, wenn man unsere eigene Geschichte bedenkt, so kann man sich eines Widerwillens gegen die Vorrechte einzelner Stände, die Berechtigungen der Geburt zu Macht und Ehre, die Vormundschaft, unter welcher der ehrwürdige Landmann, und selbst der gebildetere Bürger gehalten wurde, und gegen manche dergleichen Dinge, die aus der Ungleichheit der Stände herfließen, nicht erwehren.

Und man soll auch nicht, sprach er; diese Trennung der höheren Stände von dem Volke, und grade jene Vormundschaft, wie du es so richtig nennst, beruht wahrlich auf der ungerechtesten Anmaßung. In dem Volke lebt mehr richtiger Sinn und Verstand, als in den Vornehmen, und es ist sehr zu billigen, daß man alle einseitigen Berechtigungen aufhebt, den Gemeinden die Verwaltung ihres Vermögens und die Führung ihrer Angelegenheiten wiedergiebt, die Körperschaften, welche durch ein beschränktes Interesse das Ganze verdunkeln, aufhebt,

die Abgaben und den Kriegsdienst gleich vertheilt, und keinem den Weg zu Aemtern und Würden verschließt. Denn das Volk ist mündig geworden, oder muß es werden, und nur wenn es auch dem gemäß behandelt wird, kann es sich selbst ein besseres und würdigeres Leben bereiten.

Gewiß, erwiederte ich, verhält es sich so, und wir müssen unsere Vorfahren, besonders die uns am nächsten sind, anklagen, daß sie uns in einen so widersinnigen Zustand und in solche Sündhaftigkeit haben versinken lassen. Aber auch bei den Verbesserungen, wovon du eben sprachst, haben wir manches zu bedenken. Denn das meiste davon, ja vielleicht alles, hatten, wie du weißt, die Franzosen auch bei sich eingeführt, und doch sind sie damit in einen so furchtbaren Abgrund gerathen.

Bei ihnen versetzt' er darauf, ist dies aber auch alles ganz anders entstanden, und eben darum in die schreckliche Pöbelherrschaft ausgeartet, die zu einer noch schrecklicheren Despotie führen mußte. Aller Sinn für Ordnung und Wahrheit und Recht ist ja bei diesem unglücklichen Volke untergegangen, und ihre thörigten Grillen von Freiheit und Gleichheit waren theils aus solchen abstrakten Theorieen, theils aus dem Streben eines jeden Einzelnen, seine Leidenschaften zu sättigen, hervorgegangen. Nein, die Edleren und Besseren im Volke müßten allerdings regieren, nicht um ihres Privatvortheils willen, und nicht durch eine abgesonderte Macht, sondern damit

das Gute herrsche, und durch ihre Tugend. Sie müssen zusammenhalten, und das Gute nicht untergehen lassen, vielmehr auf die Masse selbst als Organe der Idee des Staats einwirken, sie zu sich heraufheben, und zu einem besseren Zustand erziehen.

Du bist also, sagte ich, doch auch, wie es mir hienach scheint, für eine repräsentative Verfassung; denn durch diese scheint die Einheit des Volkes wirklich allein ausgedrückt werden zu können. Wenn wir aber diese nur auf Wahl beruhen lassen, so ist zu besorgen, daß nicht immer die Edleren und Besseren gewählt werden dürften. Deshalb wäre doch wohl zu rathen, daß man den erblichen Adel beibehielte.

Nur nicht den jetzigen, rief er, in seiner Entartung und verkehrten Anmaßung! Denn im Ganzen muß man ihn dieser doch anklagen, wenn gleich einzelne aus alten berühmten Häusern sich ihrer hohen Namen würdig bezeigt, und sich überall an die Besseren angeschlossen haben. Ueberdies hat die Erfahrung gelehrt, daß eine vollständige Repräsentation zwei Häuser erfordere, eins von erblichen, oder wenigstens persönlich berechtigten Mitgliedern, und ein anderes von gewählten, deren Zusammensetzung nothwendig so würde geleitet werden müssen, daß man mit Sicherheit auf das Uebergewicht der Besseren und Vernünftigeren rechnen könnte.

Es würde nur zu weit führen, sagte ich darauf, Eberhard, wenn wir den ganzen Strom von Wün-

schen und Bedürfnissen, der sich an das, was wir ausgesprochen, andrängt, wollten hervorschießen lassen. Aber nnn sage mir doch, ob du hier irgend etwas anders gethan, als dich auf dieselben Gedanken berufen hast, die ich vorher als Systeme aufstellte, nur freilich nicht einseitig, sondern abwechselnd, bald auf dieses davon, bald auf jenes, je nachdem es deinen Wünschen und eignen Entwürfen, mögen diese nun rühren woher sie wollen, angemessen schien.

Wie so? sprach Eberhard. Ich habe nur das ausgesprochen, oder vielmehr berührt, was die Zeit bedarf, und wohin offenbar ihr Lauf sich richtet, und was der Idee, die sich in diesem gegenwärtigen Streben regt, angemessen ist!

Wenigstens, versetzt' ich, so weit ich es irgend einsehen kann, führt ihr keine anderen Gründe an, als die aus jenen allgemeinen Abstraktionen, wie du sie nanntest, hergenommen sind. Ist euch der jetzige Adel zuwider, so fühlt ihr euch gedrungen, dem Volke seine Menschenrechte und seine Mündigkeit wieder zu geben, und nichts ist abscheulicher, als jene aristokratische Vormundschaft, unter der es so lange geschmachtet hat. Aber eben dieses könnt ihr schon nicht anders denken, als daß ihr es seid, die das Volk erziehen müssen, an deren Tugend und Weisheit es sich erst heraufarbeiten soll. Denn wer könnte wohl anders die Besseren und Edleren sein, die es lenken sollen? Daß aber diese regieren müssen, das liegt eben so in der Natur der Sache, wie der Begriff der

Menschenrechte, die ihr für das Volk zurückfordert! Dann seht ihr wieder ein, daß ein erblicher Adel nothwendig sei, doch gewiß nicht aus anderen Gründen, als die seinen Begriff ausmachen, und die ich vorher anführte. Da euch aber der hergebrachte Adel nicht gefällt, so werdet ihr einen neuen gründen müssen, entweder auf Vermögen oder auf Verdienste, und so ganz sicher wieder in das andere Gebiet schweifen. Körperschaften dürfen die Ausbildung und Uebung menschlicher Kräfte nicht hemmen, aber die Besseren müssen zusammenhalten, um ja darauf zu sehn, daß das Volk nur auf ihre Art, und nach ihren Begriffen vernünftig werde. Was nun aus allem diesem erfolge, und welcher Zustand der menschlichen Gesellschaft daraus entstehn könnte, davon will ich jetzt nichts weiter sagen; aber das scheint mir doch ganz klar, daß ihr bei eurer ideenhaften Behandlung dieser Dinge nichts weiter thut, als nur die entgegengesetzten Abstraktionen mit einander vermischen, und euch nach Willkühr, welche durch die Leidenschaften oder Zufälligkeiten des Augenblicks bestimmt wird, bald auf eine, bald auf die andere jener ausgemachten und sich von selbst vorstehenden Grundlagen beziehen.

Aber beim Himmel, rief hier Julius, das wäre ja die allerärgste Sophisterei, die sich denken ließe!

Ich aber sehe wohl, sprach Eberhard, daß du, Adelbert, einmal über einen gewissen Kreis nicht hinauskommen kannst. Die Erscheinungen sehen freilich

lich überall einander ähnlich, und haben unendlich viele Seiten, von welchen sie sich ansehen lassen. Weil aber eins dem andern ähnlich ist, darum beruht es noch nicht auf demselben Grunde. So auch weil du uns nach jenen abstrakten Redensarten deuten kannst, deshalb gründen wir uns noch nicht darauf, und freilich ist es nicht jedem vergönnt, zwischen den Worten, die wir sagen, hindurchzuschauen in die Ideen, deren Aeußerung sie sind. Nur diejenigen aber, welche dieser Ideen theilhaftig sind, können einander verstehen.

Ja, da liegt es eben, sagte ich, daß wir, die wir draußen stehen, gläubig ahnen sollen, was in dem inneren Heiligthum vorgehe. Wenn doch nur diejenigen, welche den wahren Staat und das neue Leben auf Ideen gründen wollen, diese redlich und wahrhaft vor unseren Augen entwickelten und darstellten! So aber berufen sie sich nur darauf, als wenn sie längst darüber einig wären. Und wenn nun die einzelnen Fälle kommen, so ist für alles ein Grundsatz bei der Hand, der freilich, für sich allein ausgesprochen und betrachtet, als leere Abstraktion verschrieen werden muß. Es ist aber leicht einzusehn, daß sich durch solche Sätze, auf diese willkührliche Weise angewandt, alles vertheidigen ließe. Was in den letzten Zeiten alle unsere Kräfte angestrengt, und das Beste in uns in Thätigkeit gesetzt hat, war wohl die drohende Weltherrschaft, die wir glücklich abgewälzt haben. Sollten wir aber auf ähnliche Hand-

lungsweiſen gerathen, wie die ſind, die wir verdammt und bekämpft haben, ſo iſt gar nicht zu zweifeln, daß wir ganz in der Nähe eine rechtfertigende Formel dafür finden werden.

Nun wahrlich, ſprach Julius, wenn es ſich in der That ſo verhält, Adelbert, ſo hätteſt du mir die Augen plötzlich geöffnet; denn ein ſo trügendes Verfahren habe ich bisher nur bei dir Ausgearteten unter den Griechen geſucht.

Die Handlungsweiſe ſelbſt, verſetzt' ich, iſt, wie du ſiehſt, noch nicht ganz untergegangen. In eine Kunſt haben ſie die Griechen gebracht, und aus Ariſtoteles topiſchen und rhetoriſchen Büchern kannſt du lernen, woher man die ſich von ſelbſt verſtehenden Gründe für ganz entgegengeſetzte Behauptungen und Anſichten nehmen muß. Es frägt ſich nur, was beſſer iſt, dieſes mit Bewußtſeyn zu verſtehen, um ſich auch wohl im Verkehr mit anderen zu hüten, oder ſich ſelbſt davon befangen und verſtricken zu laſſen.

Aber du magſt es auch wohl zu ſcharf nehmen, erwiederte Julius. Iſt es denn auch wohl möglich, Handlungen und Begebenheiten anders zu beurtheilen, als indem man ſie auf allgemeine Regeln und Grundgedanken zurückführt?

Ich weiß nicht, ſagte ich. Doch ſiehſt du wohl, daß dieſe Abſtraktionen, wie ſie Eberhard ſelbſt in ſeinem Zorn nannte, einander widerſprechen. Sonſt habe ich aber auch gehört und geleſen, daß unſere Vorfahren, wenn ſie über das Gute und Böſe rich-

teten, einzelne und ganz nahe liegende Rechte, Verpflichtungen, und Quellen derselben, als Gründe ihrer Urtheile aufführten.

Dieses, versetzt' er, mag wohl eben kurzsichtig verfahren sein, wenn man sich immer nur an die gegenwärtigen Umstände hält, und nicht den Lauf der Dinge und den Charakter der Zeiten im Ganzen übersieht, zumal da ein jeder besonderer Fall, auf jene Weise angesehen, seine ganz eigenthümliche und nur Einmal so vorkommende Natur und Beschaffenheit zu haben scheint.

Und wenn dies nun wirklich so wäre, fragte ich, wenn jeder Moment aus sich selbst und seinen eignen Elementen verstanden werden müßte, und nur daraus richtig uud wahrhaft beurtheilt werden könnte? —

Wo blieben dann, rief er, die Ideen?

Das frägt sich freilich, versetzte ich, wenn nicht etwa jede Idee ebenfalls etwas ganz einziges und in sich einfaches ist, das nicht aus willkührlich gewählten Stücken solcher allgemeinen Formeln zusammengesetzt werden kann, sich aber so verwandelt, daß es eben in jedem besonderen Falle eine durchaus eigene Natur annimmt.

Das wäre doch, sagte er, etwas wundersames.

Gewiß, sprach ich, und wenigstens nicht das, was sich, in dem vorher von uns erkannten Sinne, von selbst verstände.

Die Gesellschaft.

Adelbert. Ein Freund.

Adelbert. Du verlangst es, Lieber, also will ich nur thun, wozu mich ohnedies die Laune treibt. Denn von einer Gesellschaft, wo man lebhaft angeregt worden ist, nachher zu erzählen, macht uns immer Freude.

Der Freund. Sage denn also, wie es in der gestrigen zugegangen ist.

Adelbert. Ja, doch kann ich dir nicht vorher versprechen, was und wieviel ich dir erzählen werde. Nur das wird sich mir eingeprägt haben, was auf meine Stimmung bedeutend wirkte. Mach' es also nur ja nicht wie die Frauen, die immer jeden kleinen Umstand ausgemalt haben wollen; und verliere auch wieder nicht die Geduld, wenn ich dir vielleicht manche Gespräche etwas ausführlicher mittheile, als du erwartest.

Der Freund. Grade dieses ist es, was ich von dir wünsche; denn ich weiß, daß geistreiche Menschen dort versammelt waren. Und deine Stimmung beherrschest du ja wohl genug, um alles unbefangen aufgefaßt zu haben.

Adelbert. Dies will ich nun ganz und gar nicht von mir behaupten. Nimm also ja nicht alles zu genau, was du von mir hören wirst. Vieles nimmt sich beim Wiedererzählen ganz anders aus, als es in der Laune des Augenblicks gemeint war; vieles erscheint sogar auf der Stelle in den Worten anders, als in den Gedanken. Darum sollten wir uns auch im geselligen Umgange wenigstens etwas von der unbefangenen Heiterkeit der Kunst erhalten; und doch wird man, wenn man sich auf dergleichen verlassen möchte, nur gar zu oft mißverstanden, und zu ernst und schwer gedeutet.

Der Freund. Nun, ich will mir das gesagt seyn lassen.

Adelbert. Gut denn! der angenehme Ort bewirkte gestern wohl vorzüglich, daß nach und nach eine freiere Stimmung und offenere Gesprächigkeit in der Gesellschaft herrschend wurde. Wir saßen auf dem runden grünen Hügel, von welchem man das Thal übersieht, um eine alte Buche von ungewöhnlichem Umfange, deren dichtes Laub wie eine grüne Wolke sich in die tiefblaue Luft emporwölbte. Der Fluß zog sich unten spiegelklar in seinen anmuthigen und doch großartigen Mündungen hin; große Viehheer-

den verbreiteten sich bunt über den grünen Teppich, die Vögel jubelten, die Rosse wieherten, die nahe Mühle klapperte, und den schönsten Grundton zu der ganzen Harmonie gab der in einiger Entfernung liegende Mühlbach.

Der Freund. Du wolltest mir, denke ich, von den Menschen erzählen, nicht von der Gegend, die ich genau kenne.

Adelbert. Auf mich ist nun einmal, wenn ich im Freien bin, die mich umgebende Natur von großem Einfluß. Ich muß dir gestehen, auf den Gedanken wäre ich schwerlich zuerst gekommen, der heut zu Tage manche geängstigt und manche dagegen stolz gemacht hat, daß nämlich alles das Schöne, Frische und Lebendige um uns herum nichts als das Gespenst unserer eigenen schaffenden Einbildungskraft sei. Eher umgekehrt hätte ich manchmal fürchten können, das Innere, Geistige, das wir für das Bleibendste und uns Eigenste halten, möchte wechselnd zerstieben und zerrinnen, wie ein Traum, und nichts davon wahr und fest bleiben. In solchen Stimmungen hielte einen wohl eben am meisten die Natur aufrecht, deren Liebliches und Großes nicht vorbeieilt und verschwindet, sondern Jahrhunderte und Jahrtausende hindurch immer wiederkehrt, die uns immer an dem gleich warmen, lebensvollen Busen hegt. Wenn auch alles vergeht, dachte ich oft, Staat und Kunst und Bildung, so bleibst du, Mutter Natur, doch stets dieselbe; und sollten unsre Enkel auch in Bar-

barei geboren werden, dich werden sie behalten, du wirst ihnen immer neu dieselbe Herrlichkeit und Wahrheit zeigen!

Der Freund. Diese Gefühle, welche dir die Erinnerung jener Gegend einflößt, scheinen ja mehr schwermüthiger Natur als erheiternd zu sein. Komm daher lieber endlich auf die Menschen, und sage mir, wer von unseren Bekannten da war.

Adelbert. Sehr viele, Männer und Frauen, die ich dir unmöglich alle nennen kann. Die, von denen ich dir am meisten zu erzählen habe, waren Reinhold und Anselm und Eberhard mit einigen aus ihrem gewohnten Zirkel, der humoristische Colmar, der treffliche rechtschaffene Kilian. Auch waren viele junge Leute, und unter diesen auch Erwin zugegen. Als ich amkam, fand ich schon alle beisammen, und zwar hatten sich auch im Freien die Damen in einem Halbkreis um den Theetisch gesetzt; die Männer aber, einige ausgenommen, die sich mit einzelnen Frauen leise unterhielten, standen wie eine dunkle Wolke an einem Flecke beisammen, ernste Gespräche führend, so daß von daher sich auch über die Unterhaltung der Damen eine Art von feierlicher Schwüle zu verbreiten schien.

Der Freund. Du fängst doch nicht gleich etwas spöttisch an? Ich will doch lieber ein vernünftiges Gespräch, auch einmal etwas zu ernsthaft geführt, als das Herumflattern der liebenswürdigen

Sieger um die Damen, nach ehemaliger französischer Art.

Adelbert. Ich wahrlich auch. Die Theeversammlung ist ja überhaupt unser Forum, oder Parlament, oder Clubb, oder Brüdergemeine, oder tausenderlei noch sonst. Da ist eigentlich unser höheres geselliges Leben, da laufen um die Spiritusflamme der Theemaschine die geistigen Strahlen in Einen Brennpunkt zusammen, und indem uns das feierliche Brausen des heiligen Wassers über dem Dreifuße in ein gemeinsames Element tiefer und gründlicher Gedanken versenkt, begeistert sich der Halbkreis zur Berathschlagung über Staat und Kunst und Wissenschaft. Haben wir uns da mit tieferen Ansichten und Einsichten getränkt, so können wir Tages darauf mit desto leichterem Muthe an unsere Geschäfte gehen, und sie mit Zuversicht und frohem Selbstgefühl, ja halb scherzend vollbringen.

Der Freund. O verspotte mir nicht diese löblichen Anstalten, ohne welche du wohl selbst kaum behaglich leben könntest! Sage mir lieber, was du in jenen Männerknäul eingewickelt fandest.

Adelbert. Diesmal war es ein Streit zwischen zwei lebhaften und gemüthvollen Freunden, Anselm und Eberhard, und deshalb gieng es bald etwas laut zu. Nachdem ich von einigen sehr ernsten Zuhörern vergeblich zu erforschen gesucht hatte, wovon die Rede sei, erfuhr ich endlich von einem der jungen Leute, daß sie über die politische Lage Deutsch-

lands, und besonders über die innere Verfassungen, welche manche deutsche Länder zu wünschen und zu erwarten haben, mit einander stritten, und nun gab ich auch recht sorgfältig Acht.

Der Freund. Vermuthlich hast du also recht viel brhalten. Man kann jetzt über diese Dinge nicht genug hören, um alles zu vergleichen und zu prüfen.

Adelbert. Ich bedaure nur, daß du doch hievon nicht sehr viel erfahren wirst; denn das Gespräch ging sehr bald auf andere Gegenstände über. Es war zuerst der jetzt so gewöhnliche Streit, da der eine behauptete, es sey nicht möglich, eine Staatsverfassung nach einem entworfenen Plane zu bilden und einzufahren, sondern sie müsse von selbst entstehn, und durch besondere Anlässe aus dem Leben des Volks hervorgetrieben werden; der andre aber meinte, sie müsse allerdings aus dem Wesen der Sache und aus allgemeinen Ideen geschöpft, nur freilich den bestehenden Umständen angepaßt werden.

Der Freund. Gewiß vertheidigte Eberhard die erste und Anselm die zweite Meinung.

Adelbert. Zum Bewundern trifft du es richtig. Du thust der Zeit Unrecht, hörte ich Anselm zu Eberhard sagen, wenn du meinst, daß sie nicht reif sey eine Verfassung zu bilden und zu begründen, und daß wir immer noch zufällige Begebenheiten erwarten müssen, welche sie herbeiführen sollen, die aber doch, weil sie eben zufällig wären, immer nur von einer

Seite einwirken, und die allgemeine Uebereinstimmung der in die Sache verflochtenen Theile, auf die wir bauen, zerreißen müßten. Auch wüßte ich nicht, wo die Erschütterungen noch herkommen sollen, wenn die, welche wir überstanden haben, nicht alle Lebenskeime in uns erwecken konnten.

Umgekehrt, rief Eberhard! Du bist es, welcher der Zeit Unrecht thut, wenn du meinst, es liege nicht wirksamer Trieb genug in ihr, und das Bessere durch aufgedrängte Formen allgemeiner Begriffe despotisch erzwingen willst.

Laß mich nur ausreden, sprach Anselm. Ob ein Volk reif oder gebildet genug sei, um einer der Vernunft angemessenen Verfassung fähig zu sein; können doch immer nur die Reiferen oder Gebildeteren oder Besseren im Volke beurtheilen; denn überall haben diese nicht allein mit der rohen Masse zu kämpfen, welche ihre eigenen Vortheile meistens verkennt, und nur unter Anleitung der im Staate herrschenden Erkenntniß den äußeren Stoff bearbeiten sollte, sondern noch viel gefährlicher wird ihnen der böse Wille Einzelner, die, vielleicht gar von äußerer Macht unterstützt, einen Zustand des Mißbrauchs zu erhalten, oder herbeizuführen suchen, und von der Menge nur schwer in ihrer ganzen Gefährlichkeit erkannt werden. Jenen Besseren liegt es daher nothwendig ob, auch die Art der Verfassung auszufinden, welche freilich der Lage und dem Charakter des Volks angepaßt werden, aber nichts destoweniger aus einer allgemei-

nen Idee geschöpft werden muß. Denn ohne Idee ist kein höheres Leben denkbar. Ich bin wahrlich der eifrigste Vertheidiger wohl erworbrner Berechtigungen; aber es giebt große Lagen, wo die alten nur nach beschränkenden Formen getrümmert werden müssen, wo man nicht anders als nach einer großen, das ganze Leben neu gestaltenden, Idee handeln darf. Und einer solchen Idee, wenn sie kräftig und lebendig auftritt, wird auch immer ein Gefühl im Volke selbst entsprechen, wenn es nur, über ängstliche und beengende Rücksichten hinweg, zum allgemeinen Bewußtseyn des Volksthümlichen hingeführt wird. Ist es nicht gewiß eine der größten Ursachen unserer jetzigen schwierigen Lage, daß man nach den großen und glücklichen Thaten der Nation, da man alles in Händen hatte, die alten beengenden Verhältnisse der kleineren Deutschen Staaten wieder Platz greifen ließ, daß man nicht auf den allgemeinen Ruf der Sehnsucht nach einer allgemeinen Deutschheit hörte! Keine Oesterreicher, keine Preußen, keine Baiern, so erscholl es überall im Anfange des Krieges, soll es mehr geben, sondern nur Deutsche! So fühlte das Volk die Kraft seiner allgemeinen Volksthümlichkeit, und jetzt fehlt nicht viel, daß die Scheidungen nicht härter und schärfer wären als jemals. Eben so ist es auch mit den Beschränkungen in den einzelnen Staaten, die in solchem Falle nur Schranken des Guten werden. Kühn trete sie hervor, die Idee des

Ganzen, und an ihrem Strahle werden alle jene Dürftigkeiten zerrinnen!

So sprach Anselm mit großem Feuer, und würdest Du ihm nicht beigestimmt haben?

Der Freund. Vielleicht. Aber, worauf ich am meisten begierig bin, entwickelte er denn nun seine Idee einer Verfassung, oder führte er im Einzelnen die Gestaltung jener allgemeinen Deutschheit aus?

Adelbert. Das grade nicht, wenigstens diesmal nicht. Auch ergriff Eberhard sogleich wieder das Wort, und sagte ungefähr folgendes:

In allem diesem, lieber Anselm, stimme ich dir vollkommen bei; aber ich will nur verhüten, daß anstatt der lebendigen Ideen uns nicht ein leerer und kalter Begriff aufgedrungen werde. Grade die Volksthümlichkeit, wovon du eben sprachst, ist es, aus welcher ich verlange, daß die Verfassung sich bilde. Aber sie kann in der That nur als etwas Lebendiges daraus hervorwachsen, wenn sie aus einem Leben und seinen wirklichen Bedürfnissen sowohl, als aus seinen thätigen Kräften sich entwickelt. So etwas muß, wenn es Leben und Gedeihen haben soll, von selbst werden, als ein organisches Ursein: dann wird es mit unwiderstehlicher Kraft hervorbrechen und die hemmende Formen, die es verkrüppeln möchten, schon aus einander sprengen. Für das Leben und die wahre Volkskraft läßt sich keine Regel aus dem abgestorbenen Holze der Theorie zimmern. Wenn das Volk wirklich einer Verfassung bedarf, und ihrer

werth ist, so wird es sie aus sich selbst hervortreiben. Von außen kann sie ihm nicht angepaßt werden, zumal da es immer in der Gewalt derer steht, die sie ihm geben, nie wird sie Ernst machen und die Bande lösten wollen. Wäre es aber auch ihr vollkommener Ernst, so würde doch etwas, das aus leeren Begriffen hervorgegangen wäre, keine Lebenskraft in sich tragen, noch aus sich erzeugen.

Hierauf gerieth Anselm in einen noch größeren Eifer, so daß mir wirklich bange wurde, die Freunde würden sich entzweien. Das ist ja eine ganz empörische Gesinnung, rief er aus, die ich dir nimmermehr zugetraut hätte! Das heißt in der That: das Beste an unserer Zeit verkennen! Sollten wir uns nicht glücklich schätzen, daß endlich jene bange Trennung zwischen den Regierungen und Völkern, der wir so viel Unheil zu verdanken hatten, gehoben ist, daß beide Theile jetzt gemeinsame Zwecke verfolgen, und die Herrschenden sich selbst bestimmen, den Beherrschten die Würde der Freiheit wieder zu geben! Das ist ja eben das Eigenthümliche dieser großen Zeit, daß die Herrscher und das Volk, so wie die Einsichten der Besseren und das thätige Leben, nicht mehr von einander getrennt, wie in verschiedenen Welten, sondern vereint, und zu Einem und demselben Zwecke wirken sollen. Und du willst, das Volk soll sich eigenmächtig auch gegen die besten Absichten der Regierung auflehnen, und durch rohes Widerstreben ertrotzen wollen, was nur in einer sittlichen

Ordnung gedeihen kann? Doch ich bemerke, daß Reinhold auf unseren Streit aufmerksam wird. Wenn er doch näher kommen wollte! Gewiß wird er dir alles dieses noch klarer und kräftiger sagen als ich.

Reinhold nämlich hatte sich bisher mit einigen der Frauen beschäftigt, und er schien so beredt zu sein, daß ich, der ich gern etwas kluges von ihm lerne, geschwankt hatte, ob ich mich nicht lieber dorthin begeben wollte. Jetzt wandte er sich zu uns her; bevor er aber sich einmischte, ließ ich mich verleiten auch ein Wort dazwischen zu sagen, und wirklich verleitet ward ich durch Einen, der mich schon eine ganze Weile her mit so dringenden Mienen zum Sprechen auffordete, daß ich entweder lachen oder sprechen mußte.

Der Freund. Aber was war dir denn an diesem ernsten Gespräche lächerlich?

Adelbert. Wahrlich nichts, liebster Freund! bloß über Erwins Mienen hätte ich gelacht. Du weist, man ist manchmal muthwillig gestimmt, und dann bringt ihn wohl das Unschuldigste zum Lachen. Und dieser Muthwillen war bei mir wieder eine Wirkung des sehr lebhaft gewordenen Streites jener beiden, wodurch ich mich von dem feierlichen Drucke, der vorher über der Gesellschaft gelagert schien, befreit und erleichtert fühlte. Daher gab ich auch wohl auf meine Worte nicht hinlänglich Acht. Erlaube, sprach ich nämlich zu Anselm, daß ich mich Eberhards ein wenig annehme, und das nur mit wenigen Einwür-

sen, die ich selbst mir nicht ganz lösen kann. Wie war es denn in Frankreich? Hielten sich da die Philosophen, deren Theorieen und aufgestellte Begriffe so großen Einfluß auf die schrecklichste aller Umwälzungen gehabt haben, nicht auch für die Weisen im Volke? Sprachen sie nicht auch immer von Reife und Mündigkeit des Volks, und daß sie es nun für würdig hielten, durch eine rein menschliche Verfassung beglückt zu werden?

Der Freund. Das war denn wohl im Sinne keiner von beiden Parteien gesprochen.

Adelbert. Auch nahm sich Anselm kaum die Zeit mir zu sagen, daß ich von ganz anderen Dingen redete als sie. Dennoch setzte ich, indem ich mich an Eberhard wandte, dies hinzu: Mich dünkt Freund, daß die Erfahrung ziemlich für dich streitet. Es ließe sich wohl leicht zeigen, daß fast alle, und grade die wirksamsten und glücklichsten Erneuungen des menschlichen Geschlechts oder besonderer Staaten aus ganz einzelnen und scheinbar zufälligen Antrieben hervorgegangen sind, so, um nur die Beispiele zu nennen, die mir eben einfallen, die Befreiung Athens aus persönlichen Beleidigungen, welche die Pisistratiden einem jungen Athener angethan hatten, die Befreiung Roms aus der Geschichte der Lucretier, die von Nordamerika aus den ins Wasser versenkten Theevorräthen, ja die Reformation der Kirche aus einem Streite zwischen zwei Mönchsorden. Und so ließen sich noch viele ähnliche Beispiele anführen.

Während dessen stand Reinhold schon unter uns, und Eberhard, indem er sich mit einem Blicke des Einverständnißes zu ihm hinwandte, sagte lächelnd: Adelbert scheint mich eben so wohl zu mißverstehn, wie Anselm. Es kann wohl sein, daß kleine zufällige Verhältnisse und Persönlichkeiten zum ersten hervortreten großer und heilsamer Weltbegebenheiten den besonderen Anstoß gegeben haben, aber der eigentliche Grund davon können sie unmöglich gewesen sein. Wie kannst du denn auch glauben, Adelbert, daß ich die Sache so niedrig ansehe? Ich tadle die, welche uns eine nach leeren Begriffen ersonnene Verfassung aufdrängen wollen, und spreche dagegen von dem inneren Leben des Volks, das zum Bewußtsein eigner Kräfte und Rechte gelangt, von dem Quell der Thätigkeit und des sittlichen Wirkens, der sich in ihm eröffnet, von der besonnenen und kräftigen Ausdauer, womit es auf seine Rechte dringt, und sie zuletzt wirklich erringt, und Du verstehst mich so, als meinte ich, daß es nur um einen engen und kleinlichen Besitz irgend eines einzelnen Gutes kämpfen solle. Wäre das mein Sinn gewesen, so würde wohl gar Anselm Recht haben, wenn er mir vorwirft, daß ich Empörungen begünstige.

Nun, sprach ich darauf, wenn ich dich mißverstanden habe so ist mir deine eigentliche Meinung jetzt so wenig klar, daß ich glaube, ihr beide müßtet erst nach den Sinn eurer Behauptungen recht sorgfältig

fältig erläutern, um nur euch selbst vollkommen zu verstehen.

Der Freund. Das sollte ich auch meinen. Denn noch kann ich mir auch bei keiner von beiden etwas bestimmtes denken.

Adelbert. Und doch fand mein Vorschlag keinen Beifall. Ganz und gar nicht, sagte nun Reinhold, ist das nöthig. Was streitet ihr denn, liebe Leute, um Dinge, die wirklich kaum der Rede werth sind, und die sich von selbst geben werden, so bald nur erst der gute Wille da ist, etwas für die Hauptsache zu leisten: Freilich wäre es ganz unverständig, eine leere Form des besten Staates zu ersinnen und das gegebene Volk in dieselbe hineinschmieden zu wollen. Wenigstens würde eine solche Form immer nur negativ sein können und dasselbe wirken, was jedes bloß negative und doch praktisch sein sollende Gesetz, nämlich zum Handeln und zum wirklichen Anbau des Guten ganz untüchtig machen. Diejenigen also, welche dem Volke eine Verfassung geben, müssen freilich damit auf etwas bestimmtes hinausgehen, das heißt, nicht eine leere Form aufstellen, welche das Wirkliche und Besondere nur umfasse oder gar als solches unterdrücke, sondern sie müssen durch das Gesetz ihres Handelns und durch ihr Handeln wirklich das Gute selbst zur Erscheinung bringen und den Stoff, der ihnen gegeben ist, zu diesem höheren Zwecke bearbeiten. Wie aber wollt ihr, daß dieses anders geschehe, als nach Begriffen? Denn

die Vernunft und Einsicht, welche ja eben die Besseren im Staate darstellten, muß überall das Lenckende und Leitende sein, und nach ihrer Anordnung müssen freilich die untergeordneten Kräfte den rohen Stoff behandeln, so daß am Ende alles zum Ausdrucke eines vernünftigen Wollens umgeschaffen werde. Es ist also wohl hinlänglich klar, daß aus rohen, eigennützigen und empörischen Antrieben, welche ja nicht die Vernunft, sondern den leidenschaftlichen oder thierischen Theil des Staates darstellen würden, keine gehörige Staatsordnung hervorgehen kann. Diese können eben nur in den Staat aufgenommen werden, um als Kräfte den Stoff zu bearbeiten, wozu ihnen die Vernunft, die in den Besseren wirkt, die Ordnung auflegt, und die bestimmten Zwecke angiebt. Darum wird es einem in der That zum Ueberdrusse wenn man jetzt immer fort wiederholen hört: ein Volk müsse sich seine Verfassung selbst aus seinen besonderen Zwecken heraus bilden, und darunter entweder etwas ganz unbestimmtes, oder ein eigennütziges und gemeines Streben nach ganz einzelnen Gütern, und nach der Befriedigung besonderer Bedürfnisse verstanden wird. Heut zu Tage, wo wir zu einem so hohen Grade von Klarheit des Bewußtseins gekommen, und offenbar bestimmt sind, hierin noch immer weiter zu kommen, müssen wir ohne Zweifel am meisten von allgemeinen Ideen ausgehen, freilich nicht ohne Kenntniß der eigenthümlichen Natur unsers Volkes. Denn das kann ich doch nicht

glauben, daß in den Deutschen Verfassungen des Mittelalters oder neuerer Zeit je die Idee dieses Volkes zu ihrer vollkommenen Ausbildung gelangt sei; dazu war doch wohl alles zu einseitig und zerstückt, und hat die Bildung viel zu wenig die Masse des Volkes durchdrungen oder die Herrschenden mit den Beherrschten in ein harmonisches Ganzes vereint. Daher hat man gewiß nicht Unrecht, wenn man behauptet: die Idee der Deutschen Staatseinrichtungen selbst müsse erst wieder aufgefunden, und das Einzelne danach, also nach Begriffen, aber nach lebendigen und in besonderen thätigen Begriffen geordnet werden. — So sprach Reinhold, und schien mir dadurch nicht so wohl die Streitenden zu vereinigen, als vielmehr mit Recht ihre ganze Streitfrage wie eine ungehörige abzuweisen.

Der Freund. Mir fällt hiebei etwas wunderliches ein, Adelbert.

Adelbert. Nun bist du der Meinung, daß Reinhold Recht hatte, den Streit auf diese Weise zu behandeln?

Der Freund. Vollkommen. Aber schon hat es mir geschienen, viele verfuhren bei ihrem Nachdenken über den Staat und seine Verfassung, so als wenn es nur darauf ankäme, daß diejenigen, welche nach allgemeinen Ueberzeugungen eine gute und zweckmäßige Staatseinrichtung wünschen, und die auf diese Art zwischen allen den verschiedenen Absichten und Zwecken der Herrschenden und der Untergebenen in

der Mitte, oder, wenn man will, auch darüber zu stehen scheinen, unter sich einig würden, und ihre Ideen ins Werk setzten. So würden diese, der Wahrheit nach, den ganzen Staat allein ausmachen, und dann ist freilich keine besondere Schwierigkeit, allen auch entgegengesetzten Forderungen zu genügen, wenn dieselben Personen alle Rollen, die hiebei zu spielen sein möchten, in sich vereinigen.

Adelbert. Wahrlich auch mir fiel damals etwas ähnliches ein, doch wollte ich es nicht sagen, um nicht mißdeutet zu werden.

Der Freund. Meinst du es auch eben so wie ich? Jene besseren, so verstehe ich es, sollen die Verfassung nach einer Idee aufstellen, und zugleich soll kein Zweck für den Staat oder für irgend einen einzelnen Stand oder Menschen im Staate Zweck sein können, der nicht von eben diesen dafür erkannt, oder vielmehr selbst von ihnen aufgestellt ist. Glücklich also der, welcher zu diesen Weisen gehört, die so harmonisch sich selbst beherrschen, und sich von sich selbst beherrschen lassen! Was soll aber in ihrem Staate mit den Regierenden für sich und mit dem Volke für sich gemacht werden? Oder soll dies alles nach beiden Seiten durch die Weisheit jener und durch ihre geistige Leitung nach und nach von einer gemeinsamen Bildung wunderbare und auf eine mir unbegreifliche Weise durchdrungen werden?

Adelbert. Ich muß lachen über deine Darstellung der Sache. Doch scheint es mir wirklich nicht

anders von manchen gedacht zu werden. Wenigstens haben sie bei allen nur solche Menschen im Auge, welche die Einsicht in das Wesen des Staats und zugleich in seine besondere Natur und Lage besäßen, und indem sie ganz ohne persönliche Theilnahme an irgend einer einzelnen Bestrebung im höchsten Sinne einen Mittelstand bildeten, desto besser die übrigen meistern könnten. Diese würden denn allerdings nicht bloß den Verstand des Staates vorstellen, sondern den ganzen Staat in Verstand verwandeln, wiewohl nicht einzusehen ist, woher diesem die Persönlichkeit zum Handeln und die Nahrung durch äußere Zwecke zukommen soll. Dieser Verwirrung wegen, die bei vielen so leicht entsteht, hätte ich wohl gewünscht, daß Reinhold eine nähere Erklärung seiner eigentlichen Meinung gegeben hätte.

Der Freund. Diese hättest du ihm nur gleich abfordern sollen. Oder hast du das etwa auch gethan?

Adelbert. Ja wohl that ich das. Er aber meinte, das würde uns zu weit führen; auch sei es ihm nicht gut möglich, hier alles gehörig ins Licht zu stellen, da ein Zusammenhang im Großen dazu gehöre, und er, nach dem, was er von uns gehört, zu urtheilen, etwas weit würde ausholen müssen; denn auch mit Anselms und Eberhards politischen Ansichten möchten die seinigen noch nicht so ganz übereinstimmen, wie sie zu glauben schienen.

Indeſſen ließen ſich jene beiden hiedurch nicht ſtören, ſich weiter auszuſprechen, und zwar ſagte Anſelm: Siehſt du wohl, Eberhard? grade ſo verſtand ich es, wie es Reinhold jetzt ausgedrückt hat. Es kommt mir ja ganz und gar nicht auf eine allgemeine, leere Form des Begriffs an, ſondern auf ein vernünftiges Handeln nach Begriffen auch im Einzelnen. Wenn das aber einzelne Antriebe zum Handeln verlangt, wäre denn das nicht Antrieb und lebendiges Streben genug, wenn man das Gute ſelbſt will, und zwar nicht den leeren Gedanken davon, ſondern deſſen vollſtändige Darſtellung im mannichfaltigen Stoffe? Sollte denn die Begeiſterung, die von der Idee ſelbſt ausſtrömt, weniger wirken, als irgend ein ſinnliches oder zeitliches Bedürfniß? Was können wir wohl für einen edleren Beweggrund zum Handeln wünſchen, als den Trieb, das Gute ſelbſt lebendig hervorzubringen? Du aber willſt verkennen, daß ſich dieſer Trieb allenthalben regt, und die Sehnſucht der Menſchen nach einem beſſeren Zuſtande wohl die ſchönſte Hoffnungen rechtfertigt. Und doch würde das wahrhaft Beſſere gewiß nicht erreicht werden, wenn man dabei von kleinlicher Eiferſucht der Stände oder eigennütziger Begierde der Einzelnen ausginge. Solche geſchichtliche Beweiſe dagegen anzuführen wie Adelbert, das ſetzt ein großes Mißverſtändniß voraus. Denn wo auch irgend etwas Großes und Gutes dem Scheine nach aus eigennützigen Antrieben hervorgegangen ſein ſollte, da iſt doch der Wahrheit

nach ganz gewiß ein höheres und älteres Streben aus Ideen der eigentliche Quell des Wirkens gewesen, und je reiner dieser Quell ist, jemehr das Gute selbst der Zweck wird, und je mehr dieser überall in der wirklichen Erscheinung dargestellt werden soll, desto herrlichere Wirkungen lassen sich erwarten. So wünschte ich denn nicht in deiner hoffnungslosen Ansicht der Dinge befangen zu sein, die dem Zeitalter so hartes Unrecht thut, sondern ich freue mich des schönen Lichtes, das ich überall aufgehen sehe.

Du bist völlig im Irrthum, versetzte darauf Eberhard, wenn du glaubst, daß ich mich durch trostloses Mißtrauen an der gegenwärtigen Zeit vergehe, und noch mehr, wenn du mir eine Meinung zuschreibst, die ich selbst bestritten habe, daß nähmlich wesentliche Verbesserungen von eigennützigen Antrieben ausgehen müßten. Ich verabscheue es sogar, wenn gewisse Stände oder einzelne Mitglieder einer Staatsverbindung auf ihren besonderen Vortheil, oder selbst auf hervorgebrachte Rechte zu hartnäckig bestehen, wenn, zum Beispiel, der Adel immer noch die alten gutsherrlichen Gerechtsame oder persönliche Vorzüge geltend machen, und gar nicht sehen will, wie die Zeiten eine ganz neue Welt herbeigeführt haben. Alles dieses, dünkt mich, hebt sich auf durch den allgemeinen Grundsatz, daß der edlere Mensch auch in seinem thätigen Leben allzeit über dem besonderen Stoffe seines Wirkens stehen, und diesen von einem höheren und allgemeineren Standpunkte aus betrachten soll.

Wer befangen ist in dem Gewirre der Einzelheiten und mit sclavischem Ernste an dem beschränkten Gegenstand seines Handelns oder Begehrens haftet, der wird daraus nie etwas Lebendiges und Fruchtbares schaffen. In allem edleren Streben ist etwas freieres, ein höherer Gedanke, von welchem aus der Wirkende selbst wohl auch mit einem ruhigen Lächeln auf sein eigenes nächstes Ziel herabsehen kann. Dieser Sinn für das Allgemeine und Höhere adelt erst jede besondere Richtung; dadurch allein werden wir fähig, die Ideen selbst in der Wirklichkeit und in unsern eigenen Handlungen darzustellen. Ja wir sind sogar nur dann würdig, ein besonderes Ziel zu verfolgen, wenn wir allezeit unsere Sinne zugleich gänzlich davon ablösen und in ein höheres Gebiet zurückziehen können. Wenn ich also verlangte, das Volk selbst solle sich eine Verfassung bilden, so wollte ich nur das entgegengesetzte Aeußerste abweisen, daß ihm nämlich eine bloß allgemeine Regel von außen her aufgelegt werden sollte, womit vielleicht sein inneres Leben gar nicht übereinstimmen, und die wohl gar ein rechtes Werkzeug der Willkühr werden könnte. Nachdem du dich aber hierüber erklärt hast, sehe ich wohl, daß wir uns glücklich einander nähern; ja eigentlich möchten wir wohl ganz dasselbe meinen. Denn auch du willst ja das Gute selbst in Gestalt wirklicher besonderer Zweckr auftreten, und zu einem wirklichen Leben sich ausbilden lassen, und ich will, wiederum kein besonderes Streben, das nicht

von dem allgemeinen Gedanken des Guten beseelt wäre, und nicht darum über sich selbst, als ein endliches, ins Unendliche hinausginge. So verfolgen wir eigentlich nur nach verschiedenen Richtungen dieselbe Aufgabe, die uns Reinhold eben so schön und deutlich aufgestellt hat.

Der Freund. Ja wahrlich. Nun, dünkt mich sind beide untereinander eben so einig, wie uns jene Weisen im Staate mit sich selbst zu sein schienen.

Adelbert. Zur Vereinigung waren sie wirklich gekommen, was bei dergleichen Streitigkeiten so selten gelingt, und vielleicht wär'es auch hier ohne Reinholds Dazwischenkunft nicht dahin gekommen. Auch unterließen sie nicht, ihre nur gemeinsame Ansicht noch weiter auszuführen und auf mancherlei Einzelnes anzuwerden: ja mit großer Geläufigkeit beurtheilten sie von ihrem Standpunkte aus das meiste, was in den letzten Jahren in der politischen Welt geschehen ist, wobei sie jedoch für die Vernunft, die mir grade am meisten am Herzen lag nur allgemeine Hoffnugen äußerte. Da mir also dieses etwas zu ausführlich wurde, so faßt ich Kilian, der neben mir stand, unter den Arm, und indem ich meine Schritte langsam nach dem Theetische wandte, fragte ich ihn, ob er ebenfalls zu der Beruhigung, wie die vereinigten Parteien, gelangt wäre. Noch hatte er mir aber nicht geantwortet, als Colmar zu uns trat, und nach seiner Art, ohne besondere Rücksicht auf unser schon angeknüpftes Gespräch, zu mir

ſagte; O die guten Leute, wie ſie ſo eifrig um Dinge bemüht ſind, woraus ſie doch nie das machen werden, was ſie ſich einbilden! Indem ſie beiſammen ſtehen und Staaten bauen, der eine ohne Grundriß, der andere ohne Bauſteine, fällt das alte ſchon längſt durchlöcherte Gebäude des wirklichen geſelligen Lebens immer mehr auseinander, ſo daß es bald gänzlich zerſtückelt und ohne Nutzen ſein wird; und dabei macht jeder noch dem anderen weiß, daß er ihm emſig in die Hände arbeite. Dieſer eröffnet uns das Verſtändniß, indem er uns einen Plan zur Verbeſſerung des politiſchen Lebens vorlegt, der eben darin, und in nichts anderem beſteht, als daß dieſes Leben verbeſſert werden ſoll. Jener ſtimmt mit großer Erbauung und feierlicher Billigung ein, und ſagt: ja es muß gebaut werden, aber nur nicht mit gemeinen Mauerſteinen, ſondern mit lauter kleinen Grundriſſen. Die Umſtehenden hören mit großer Andacht zu, und ſind herzlich vergnügt. Denn erſtlich glaubt jeder, wenn er ſelbſt ſich erſt darüber hermachte, würde noch etwas ganz andres herauskommen, und zweitens iſt er froh, daß er am Ende doch nicht in dem neuen Luftbau zu wohnen braucht, ſondern um ſich her mit ſeiner gewohnten Behaglichkeit das alte Gebäude ferner kann zerfallen ſehen. Ja kaum möcht' er dieſes geſtützt haben; denn woran könnte man ſonſt ſeiner geiſtigen Ueberlegenheit ſich bewußt werden, und ſeine Talente üben?

Ei, ſagt' ich darauf, Colmar, was muß ich von

Dir hören! Habe ich dich doch sonst mit großer Theilnahme von dem herrlichen Geiste reden hören, der sich in unserem Volke regt, ja von der Wiedergeburt desselben, die wir, Gott Lob, erlebt haben! Und jetzt scheinst du mir das alles so spöttisch und kalt zu verwerfen, als ob du ein Bürger einer ganz anderen Welt wärest.

Ach, versetzt' er, die tiefste Wehmuth erregst du in mir, wenn Du mich daran erinnerst, daß uns nach langem Sehnen und Seufzen endlich das Herrlichste und Schönste vom Schicksale oder vielleicht auch von dem Gemeinsinne eines ganzen Volkes dargeboten werden muß, ohne daß wir nun im Stande wären es zu unserm Heile zu ergreifen. Habe ich nicht dieses schon so oft in tausend Gestalten erlebt, habe ich nicht alles versucht und mitgemacht, die Liebe, die Freundschaft, die Kunst, und wer weiß was alles? Und habe ich nicht zuletzt alles schaal gefunden, und uns fremdartig und leblos geworden? Alles ist abgestanden für uns; und die wahre Lösung für dieses seltsame Räthsel ist; wir taugen alle nichts; ich selbst, wie ich wohl fühle, eben so wenig wie alle andern; nur daß ich es mir und manchmal auch denen, die mich vielleicht verstehen, frei bekenne, die meisten aber vor sich und andern heucheln und Komödie spielen.

Ich muß deine Offenheit bewundern, erwiederte ich. Denn jetzt schienst du mir sogar zu gestehen, daß du selber Komödie spielst, wenn du die heutige

großartige Zeit und ihre schönen Früchte rühmst, wie ich dich öfters gehört habe.

Nein wahrlich nicht, sprach er mit gerührter Stimme. Aber wenn ich das Schicksal preise, das so große Thaten hat geschehen lassen, so darf ich doch wohl einsehen und darüber klagen, daß wir Einzelnen sie nicht gethan haben, ja sie nicht einmal zu benutzen wissen! Und darum, weil ich dies einsehe und weil ich uns jetzige Menschen aus eigener Erfahrung kenne, muß ich über den Dünkel dieser Leute, und über ihre Hoffnung auf das Edle und Große lachen.

Wer wollte so kraftlos verzweifeln und verzagen, sprach ich dagegen, und ein Menschenfeind werden vielleicht um einigen bitteren Erfahrungen willen, die man in einzelnen Fällen gemacht hat!

O Adelbert, rief er nun etwas heftig, du willst mich wohl absichtlich mißverstehen! Kannst du denn so etwas verzagen und verzweifeln nennen und so meiner innersten Gefühle spotten, wenn ich mich mit Ruhe und klarer Uebersicht der weltlichen Dinge, aus Ueberzeugung von ihrer Richtigkeit, aber voll Wehmuth in mich zurückziehe, und das Schicksal der Welt in mir selbst ausdulde. Bald glaubst du, ich heuchle, indem ich nur römisch die Thaten unsrer Zeit preise, bald hältst du mich für ungerecht gegen die Menschen aus persönlicher Kränkung! Ja wahrlich, man ist vielleicht um so ironischer und bitterer, wenn man unschuldig wie ein Kind ist, und, man

mag mich beurtheilen, wie man wolle, in der That, das bin ich.

Jetzt, Colmar, erwiederte ich, kann ich in Wahrheit sagen, daß ich dich wenigstens nicht mit Absicht mißverstehe; denn ich verstehe dich gar nicht, Sagtest du nicht eben, du seiest unschuldig wie ein Kind, und kurz vorher klagtest du dich selbst mit allen übrigen an, gar nichts werth zu sein!

Das muß ich auch, sprach er, eben weil ich mir selbst nichts mehr vorheucheln mag, wie ich es lange, und das auch in der ehrlichsten Absicht gethan habe. Wie strebte ich nicht als Jüngling die ganze Welt zu umfassen mit meiner Liebe und mit meinem Geiste! Wie Großes entwarf ich nicht! Wie tief lag nicht unter mir all das kleinliche Streben und dürftige Treiben der damaligen Zeit! Und vielleicht hätte ich auch manches treffliche ausgerichtet; warum auch nicht so gut wie mancher andre wundersame Mann des Zeitalters? Hätt' ich mich nur bannen können in die Einseitigkeit und Beschränktheit, mit der man sich selbst in irgend einer Ecke sein Marionettenspiel bereitet und es dann plump und dumm für das wahre Metall ausschreit. So hält der Eine sich für das Licht der Welt, ja für den einzigen Edlen, wenn er die lebendigen Gesänge der Alten mechanisch nachplappern kann, daß keine Sylbe zu viel ist; ein anderer baut sich einen luftigen Thron von leeren Begriffen, und regiert von da aus einen nirgend existirenden nach dürftigen Grillen zusammengesetzten Staat,

der dritte große Mann mißt die ganze Welt in ihren Höhen und Tiefen, in die Länge und Breite nach den Kantiſchen Kategorieen aus; ſo iſt jeder groß in der Kleinheit; ja die wahren größten Talente ſelbſt erſchöpfen ſich in bequemer, glatter Darſtellung, oder untergraben gar planmäßig Phantaſie und Poeſie. Heil der Beſchränktheit und der Dummheit! Wehe aber dem, der es nicht vermag, das ſchale Spiel mitzuſpielen, weil es ihn ſchon früh anekelte! So ging es mir, und ich gewann denn nichts, als ſchon in der friſcheſten Jugend zu fühlen, wie dem zu Muthe iſt, der den edlen, großartigen Jüngling vor ſich ſelbſt und anderen ſpielen muß, wie er zu allem, was er großes vorgehen ſieht, ja was er ſelbſt unternimmt, noch ſein Theilchen denken muß, weil er nicht mit ganzer friſcher Seele darin leben und wirken, oder ſich nicht ganz der Ziererei hingeben kann, und wie er denn bald mit allem übrigen ſich ſelbſt verachten lernt. Denn wir alle buhlen nur mit dem Großen und Schönen; die Liebe iſt ausgeſtorben; wir können nur noch liebeln, und erkennen uns nur erſt, wenn wir uns mit unſeren ganzen Trieben ſelbſt verſpotten. So lange täuſchen wir uns ſelbſt und andre durch eine Fratze, die wir aufführen. Auch ich habe mit dem Edlen und mit der Kunſt gebuhlt, und habe es weiter getrieben als irgend einer. Ich hab' es an mir ſelbſt erfahren, dieſes jämmerliche, eines jeden ächten Quells ermangelnde, trockene Leben. Das iſt die Erfahrung, wovon ich ſpreche. O, ich kann

mich auch ganz ehrbar anstellen, wenn es darüber hergeht, den besten Staat leibhaftig zu tragieren oder die Pforten des neuen goldnen Zeitalters weit aufzuschlagen! Nur dir, Adelbert, wollte ich bei dieser Gelegenheit mein Herz ausschütten. Sage mir doch, wo giebt es denn irgend einen Grund und Boden, auf dem die Menschen feststänben, um sich darauf ein bleibendes Haus zu bauen? oder wo ein Ziel, das Jemand im Ernst anstrebte, nicht bloß um sich das Ansehn zu geben und viel Lärmen um nichts zu machen? Und wenn das alles sich so verhält, wie wollt ihr denn grade jetzt eine dauerhafte Ordnung begründen? Eberhard ahnete auch wohl so etwas, aber es stand nur nicht ganz so in seiner Rolle.

Indem Colmar so sprach, sah ich schon auf Kilians Gesicht den Widerwillen, womit er ihn anhörte, ja nach und nach schien sich dieser ordentlich in ein gewisses Grauen zu verwandeln. Dennoch sagte er ganz sanft, ich bin froh, daß ich in einer heiterern Stimmung bin als er, und mit mehr Trost und Zuversicht die Weltbegebenheiten ansehe. Wirklich bedauren muß ich den, der das ganze Feld um sich her so leer von jedem Keime künftiger Hoffnung zu sehen glaubt, und ich kann mir kaum die fürchterliche Oede recht denken, die in einem solchen ausgebrannten Herzen seyn muß.

Colmar winkte mir darauf einen Blick des Ueberdrusses zu, und sagte: ich freue mich, wenn das deinige, so wie die auf den Altären der Glückwün-

sche, noch in lichter Lohe steht, nur versuche nicht, auch das meinige noch einmal daran anzubrennen.

Um nun Kilian nicht hierüber zu verdrießlich werden zu lassen, fragte ich ihn, worauf denn seine Hoffnung sich stützte, vielleicht könne auch Colmar dadurch noch von seinem Sinn zurückgebracht werden.

Noch, sagt' er, habe ich mir durch nichts den Glauben an das stete Fortschreiten des menschlichen Geschlechts zum Besseren rauben lassen. Und darum kann ich auch nicht meinen, daß mir jetzt so ganz alle Keime einer schöneren Zukunft ermangeln, daß wir ja zum völligen Versinken in Barbarei und Verderbtheit, wie einige fürchten, bestimmt sein sollten. Der Mensch hat vor sich ein unendliches Ziel, dies lehren uns die Anlagen unserer Natur, und jenes nie zu beruhigende Streben nach höherer Vervollkommung, wovon uns unser Bewußtseyn Kunde giebt. Würde denn wohl diese Erkenntniß des Besseren und dieser Durst danach in uns gelegt sein, wenn wir verdammt wären, immer nur etwa einen Schritt vorwärts zu thun, und dann wieder zurückzufallen? Die Fähigkeit der Vervollkommnung ist vielmehr auch eine Bürgschaft dafür, daß wir zur höchsten Vervollkommnung bestimmt sind, und wenn freilich der Einzelne nicht im Stande ist, diese zu erreichen, so muß sie der ganzen Gattung, die sich ins Unendliche immer wieder erzeugt, als ein unendlich fernes Ziel aufgesteckt seyn. Ja dieser Gedanke, für das Heil der ganzen Gattung zu wirken, das Gefühl, mitzuarbeiten

an

an dem allgemeinen Werke, welches dieser aufgegeben ist, die Aussicht in die unendlich zu erhöhende menschliche Ausbildung kann uns, wie ich meine, bei unseren besonderen Bemühungen allein aufrecht erhalten und erfrischen, und uns über jedes Mißlingen und über jeden scheinbaren Rückschritt beruhigen. Denn scheinbar kann ein solcher immer nur sein, und wenn wir nicht leugnen können, daß dergleichen wirklich vorgekommen sind, so waren sie ohne Zweifel nur bestimmt, die Menschen desto mehr anzuspornen, daß sie sich dem drohenden Verfall entrissen und nur um so feuriger dem Ziele nacheilten.

Wahrlich, sprach Colmar darauf, wenn die Vorsehung, oder wer es sonst sein mag, in der That eine solche unendliche Bahn vor uns ausgebreitet hat, so muß ich gestehen, daß ich ihr herzlich danke, wenn sie die unendliche Langeweile einer solchen gradlinigen Chausseeaussicht durch die Mannigfaltigkeit und den Wechsel einiger Hindernisse und Rückschritte mildert. In eine solche unbegrenzte Vollkommenheit immerfort hinein zu sehen, darüber muß man ja vollkommen hohl und leer werden, so daß wohl nicht mehr viel in einem solchen auszubrennen bleiben mag.

Spotte immerhin, versetzte jener, mein fester Glaube, ja meine Ueberzeugung macht mich zu glücklich und ruhig, als daß ich dir deine Bitterkeit und Verhöhnung alles Menschlichen beneiden sollte. Nein, Lieber, es kann mir nur leid thun, daß du dich selbst

mit allem übrigen aufgiebst, und deine herrlichen Kräfte den Zwecken der Menschheit entziehst. Wenn ich aber freilich nicht hoffen darf dich zu überreden, da ich wohl weiß, wie sehr du in deiner Verstockung meine Reden und Gründe verachten würdest, so kann ich doch behaupten, daß ich alle, welche die Wahrheit zu irgend einer Zeit erkannten und lehrten, als Zeugen für mich habe. Denn in der That ist die Vervollkommnung des menschlichen Geschlechts ins Unendliche immer ein Glaubensartikel derer gewesen, die über das Edlere und Höhere im Menschen gründlich nachgedacht hatten, und mit Kraft und Erfolg zu großen Verbesserungen mitwirkten. Nicht wahr, Adelbert?

In welchem Umfange, antwortete ich ihm, diese Behauptung sich beweisen lassen möge, darüber kann und will ich jetzt nicht entscheiden; aber das muß ich dir gestehen, um dir nicht zu heucheln, daß ich bei dem Gedanken selbst, so wie du ihn wenigstens vorstellst, eine große Menge von Schwierigkeiten finde, ja daß sich mir die Widersprüche dabei schaarenweise in den Weg stellen.

Wie so? sprach er. Gewiß spiegelt dir deine Vorliebe für das Alterthum, das du in vielen Dingen so hoch über die gegenwärtige Zeit erhebst, auch hiebei eine Täuschung vor. Aber ich dächte, deine eigene Erkenntniß der gegenwärtigen Welt müßte dir zeigen, wie gewaltig wir in allen wesentlichen Dingen gegen die Alten fortgeschritten sind. Du brauchst

nicht einmal bei den unzähligen Verbesserungen, die zur Erhöhung des Lebensgenusses und der Vollkommenheit äußerer Anstalten dienen, anzufangen, wenn du etwa dieses alles für unwesentlich und eher nachtheilig halten solltest; und doch hat auch dieses eine große Wirkung als Hülfsmittel für die höheren Zwecke. Siehe indessen nur zu, wie ungeheuer unsere Erfindungen in den Wissenschaften, und unsere Erweiterungen der menschlichen Erkenntniß fast nach allen Richtungen, wie geläutert und erhaben unsere Religionsbegriffe, wie zweckmäßig nicht allein schon unsere Staatsanstalten sind, sondern wie edle Keime einer vernünftigen Freiheit schon überall aufgehen; so wirst du dich gewiß eines Besseren belehren. Dafür kann man wohl einzelne Vortheile in den Künsten und manches andere, worin die Alten uns übertreffen mochten, ohne großen Neid hingeben. Willst du aber auch nicht ganz der Erfahrung glauben, und wird es dir schwer, unsere Fortschritte gehörig zu schätzen, so muß dich doch das Ideal, welches der menschlichen Vernunft mit unauslöschlichen Zügen eingeprägt ist, überzeugen, daß wir von der Gottheit oder durch eine ursprüngliche und nothwendige Anlage unsrer Vernunft zu einem solchen unendlichen Streben wenigstens bestimmt sind, sollte uns auch manchmal die Wahrnehmung der Fortschritte selbst durch uns unübersehbare Hindernisse völlig verdunkelt werden.

Ich will dir zugeben, sagte ich, daß in jedem

Menschen ein solcher Wunsch einer unendlichen Vollkommenheit liegt. Aber wenn sich auch dessen ein jeder bewußt ist, sieht er auch eben so deutlich, worin denn nun jene Vollkommenheit bestehe? Dies wirst du gewiß nicht behaupten, da es dir wohl selbst schwer sein sollte, anzugeben, was du dir darunter denkest; nur daß es etwas anderes sein muß, als was wir schon kennen und besitzen, das glaubt jeder zu fühlen; und so möchte sich zuletzt finden, daß dieses ganze Ideal nur aus dem Ueberdruß an dem Gegenwärtigen und aus einer Ueberhebung über dasselbe entstehe.

Das wäre doch, erwiedert' er, sehr widersprechend, da ich eben noch gegen dich die jetzige Welt so hoch erhob.

Ja, sagte ich, in Vergleichung mit dem, was dir sonst schon bekannt war, und dessen du vermittelst des Gegenwärtigen los geworden zu sein glaubst. Denn das ist es eigentlich, warum vielen die Gegenwart besser vorkommt als die Vergangenheit, weil eine Menge Dinge, die ihnen in ihrer besonderen, historisch bekannten Beschaffenheit, begrenzt und mangelhaft erschienen, nun hinweggewischt sind. Um dich davon zu überzeugen, bitte ich dich nur, mir wenige Fragen zu beantworten. Willst du das?

Herzlich gern, sprach er.

Nun, so sage mir, fuhr ich fort, glaubst du, daß wir die Künste der alten Griechen, etwa die Bildhauerei, oder ihr Drama mit Chören wirklich, ihrer

eigenthümlichen Natur nach, verbessert und höher ausgebildet haben, so daß unsere Bildhauerei und unser Drama vollendetere Fortsetzungen davon zu nennen wären?

Ganz und gar nicht, antwortete er; wir haben sie vielmehr, so wie sie gestaltet waren, fast ganz weggeworfen, weil sie mit vielem zusammenhingen, wovon wir bessere und richtigere Vorstellungen haben.

Gut, sagte ich ferner; diese Künste waren aber doch gewiß etwas Vortreffliches und Edles in sich, das wirst du nicht leugnen, und wir hätten also in so fern immer einen wirklichen Rückschritt gemacht.

Ich denke, versetzte er, doch nur einen scheinbaren; denn so edel sie auch sein mochten, so haben wir sie doch nur dem Besseren aufgeopfert.

Aber doch, fuhr ich fort, einem Besseren andrer Art, nicht der besseren Bildhauerei noch den besseren Dramen mit Chören. Und sollten wir also jemals bei dem Ziele der Vollkommenheit anlangen, so werden diese ganzen Arten des Vortrefflichen darin fehlen; daß aber etwas daran fehle, scheint der Vollkommenheit selbst zu widersprechen.

Du wirst ja gar sophistisch, sagte er darauf. Als wenn es bei der Vollkommenheit überhaupt auf solche Einzelheiten ankommen könnte! Darin liegt es wahrlich nicht, daß man in dieser oder jener Kunst vortrefflich sei, oder wohl gar in noch viel größeren

Kleinigkeiten, wenn nur das Wesentliche und Allgemeine sich wirklich verbessert hat.

Nun, sagte ich, zum Wesentlichen und Allgemeinen gehört doch gewiß die Verfassung des Staats. Einige der alten Verfassungen aber, vorzüglich die Spartanische oder die Römische, wenn du etwa die rein demokratischen, so bewundernswerth sie immer sein mögen, nicht möchtest gelten lassen, waren doch ohne Zweifel und nach der Meinung der besten Beurtheiler, Werke der höchsten menschlichen Weisheit. und auch diese sind völlig untergegangen, und nicht etwa verbessert worden, so daß wir doch daran gewiß etwas wesentlich zur Vollkommenheit des menschlichen Lebens gehöriges verloren haben.

Ja, versetzte er, sie sind verloren gegangen, aber es ist doch in dem, worauf es eigentlich ankommt, auch etwas besseres an ihre Stelle getreten.

Doch nichts, sprach ich, was grade in dieser Art besser wäre, sondern Dinge ganz andrer Art, und da wird die Vergleichung des Werthes sehr schwer oder fast unmöglich. Eben so ist es mit der Lehnsverfassung, die fast das ganze sogenannte Mittelalter hindurch die herrschende war. Auch mit dieser sind die herrlichen sittlichen Verhältnisse, worauf sie zum Theil beruhete, und die schönen Tugenden, welche sie begründete, fast gänzlich verschwunden. Sollte denn der Mangel an so vielen Trefflichkeiten, die in dem Ideale des menschlichen Lebens fehlen müssen, wenn

wir mit ihrem Verluste nicht zurückgeschritten sind, nicht der höchsten Vollkommenheit Eintrag thun?

Ich sehe wohl, sagte er darauf, du bist befangen in der sonderbaren Meinung, daß alles, was in der Welt vorkommt, in seiner Art und besonderen Eigenschaft zur höchsten Vollkommenheit getrieben, und nichts davon durch etwas neues verdrängt werden müsse. Damit würde ja aber die ungeheuerste Verwirrung und eine ganz unmögliche Verknüpfung einander widersprechender Begriffe gefordert werden.

Nein wahrhaftig, versetzte ich, so etwas fordere ich gar nicht, vielmehr bescheide ich mich gänzlich einzusehen, worin das Vollkommene bestehen könne, vor welchem alle einzelnen Bestimmungen und Eigenschaften des menschlichen Lebens völlig verschwinden müssen, noch wie es wiederum aus allem diesen zusammen zu setzen sei. Darum führe ich dir ja eben alle diese Beispiele an, damit du mir auch nur eine Aussicht auf das gebest, was du eigentlich unter der höchsten Vollkommenheit verstehst.

Diese Vollkommenheit, sagt' er, kann ich dir freilich nicht als etwas wahrnehmbares aufweisen, denn sie ist unendlich fern; man muß sich also über das, was mit Händen zu greifen ist, erheben, um sie zu ahnen. Sie besteht aber eben darin, daß der Begriff des Menschen und des menschlichen Geschlechts und seines Lebens und Wirkens, wie ihn die reine Vernunft aufstellt, nach und nach gesäubert werde von allen den mangelhaften und einseitigen Besonder-

heiten, welche du mir hier als große Trefflichkeiten rühmen willst, die aber doch immer nur aus beschränkenden, die Vernunft trübenden, Richtungen des menschlichen Gemüths hervorgegangen sind. Und dazu gehört noch vielmehr und anderes, als du nur meinst, nicht bloß die einzelne Gestalt mancher Verhältnisse sondern diese Verhältnisse selbst. So lange, zum Beispiel, die Menschen Privateigenthum haben, wird dasselbe freilich auch verschieden sein, und daraus immer der Unterschied der Reichen und Armen, der Drückenden und der Bedrückten entstehen. Dieser ist doch aber in der That der Vernunft gänzlich zuwider, da es weder durch die geistige noch durch die körperliche Natur des Menschen über ihn verhängt ist, daß er darben, sich mangelhaft ausbilden, sich von andern plagen lassen soll; alles dieses wird vielmehr bloß von der ungleichen und durch die Macht der Habsucht und sinnlichen Begierde eingeführten Vertheilung der Glücksgüter bewirkt. Und doch wie gesagt, wird es nicht möglich sein, das besondere Eigenthum eines jeden innerhalb solcher Grenzen zu erhalten, daß diese vernunftwidrigen Wirkungen verhindert würden. Es muß also noch viel mehr untergehen als das, wovon du sprachst; ja die ganze Verfassung der menschlichen Gesellschaft, so lange sie noch solche Widersprüche mit der Vernunft in sich schließt, kann nur für eine vorläufige und bedingungsweise gültige angesehen werden, dahingegen die, bei welcher es mit Recht sein Bewenden haben könnte,

nur von der Vernunft zu erwarten ist. Kannst du denn etwa einen Zustand der Dinge für vernunftgemäß halten, in welchem noch die einzelnen großen Menschenmassen, welche Völker genannt werden, außer allen rechtlichen und sittlichen Verhältnissen mit einander leben, und jeden Anlaß ergreifen, um über einander mit Mord und Gewaltthat herzufallen? Und selbst im Frieden besteht ja die sogenannte Politik zwischen ihnen meistens nur in der schlauen Bemühung, sich gegenseitig zu übervortheilen. Diese großen Mängel unserer Lebenseinrichtungen müssen also wohl unsren Blick hinauslenken auf eine Zeit, wo alle die Unterschiede, welche die Menschen von einander absondern, und selbst feindlich gegen einander empören, geschwunden sein und alle unter denselben Regeln und Verhältnissen leben werden, weil sie diese nur aus der alten gemeinsamen Vernunft herleiten. O, mein Herz erweitert sich, wenn ich einer solchen Zeit gedenke, wo nur die Vernunft herrschen, und ein ewiger Friede in Liebe und Heiterkeit das menschliche Geschlecht beglücken wird. Ein Völkerbund, von dem man wohl schon so herrliche Wirkungen erwartet hat, wird kaum dazu hinreichen. Wenn sich auch Fürsten und Völker verbindeten, alle Schranken unter sich aufzuheben und nur in einem gemeinsamen Geiste des Friedens und der Liebe zu leben, so wäre dies zwar ein köstlicher Schritt zu dem großen Ziele hin, und nicht genug zu preisen, aber es bliebe immer noch viel Größeres zu thun übrig.

Es wird immer nicht an Unterschieden der Bedürfnisse und der Lagen fehlen, und ein jeder besonderer Staat wird immer nur Nothstaat, nicht der wahre Vernunftstaat sein. Dieser muß in einem jeden Einzelnen den Begriff des Menschen erkennen und darstellen, und diese als den einzigen Zweck behandeln. Eben so wie mit dem Staate, ist es auch mit der Religion, der Kunst, den Wissenschaften. Nun wirst du freilich einwerfen, daß uns immer, so lange wir endliche Wesen bleiben, eine gewisse Besonderheit und Bedürftigkeit ankleben werde: aber deshalb ist ja diese Vollkommenheit des Vernunftlebens auch nur ein unendliches Ziel unsres Handelns, durch dessen Erkenntniß wir unaufhörlich zur Vervollkommnung unser selbst angespornt, und in jeder Sache mit der Gewißheit des steten Fortschreitens getröstet werden.

Das also, sprach ich nun, ist die Aussicht, die du mir allein geben kannst? Du willst denn, wie ich sehe, gar nichts an die Stelle jener Trefflichkeiten setzen, von welchen du mir zugiebst, daß sie gänzlich untergegangen sind; ja, was wir jetzt noch für gut und groß und heilig halten, willst du ebenfalls ausrotten, weil es immer noch etwas einzelnes und nicht die Vernunft selbst ist! Denke dir nun einmal eine solche Staatsverwaltung, die nichts von dem, was durch das Alter und den festgewurzelten Glauben der Menschen geheiligt ist, stehen ließe, sondern alles, woran die Menschen ihre Jugend und ihre Treue, stützten und befestigten, ausrisse; ja damit noch nicht

zufrieden, verhinderte sie auch mit allen Kräften, daß sich irgend etwas neues bleibend festsetzte, woran die Bürger fest glaubten und worauf sie sich verließen, sondern wo sie dergleichen erblickte, zerstörte sie es sogleich oder schufe es bis zur Unkenntlichkeit um; jede Behörde, an welche sie sich zu gewöhnen und der sie mit Ueberzeugung zu gehorchen anfingen, oder die ihnen ehrwürdig zu werden schien, löste sie sogleich auf, und ließe dieselbe höchstens unter einem neuen Namen und mit verändertem Wirkungskreise bestehen; die Titel und Befugnisse der Staatsbeamten verwechselte sie so rasch hinter einander, daß sich niemand in seinem bestimmten Verhältnissen zu irgend einem davon besinnen könnte, kurz sie verflüchtigte alles, was sich als bestehend und beschränkend im Volke ansetzen könnte: meinst du nicht daß eine solche Staatsverwaltung deinem unendlichen Streben nach der alles Besondere auslöschenden Vernunft herrlich vorarbeiten würde?

Du scherzest, sprach er etwas empfindlich, was du da schilderst, könnte ja nur einen Zustand unermeßlicher Verwirrung und gesetzloser Willkühr herbeiführen.

Und dennoch, versetzte ich, willst du noch immer alles das unendlich mannigfaltige niederreißen, was etwa deiner einfachen und reinen Vernunft im Wege steht! Wenn keine Unterschiede mehr unter den Menschen sind, wenn sie sich einander nicht mehr gegenseitig begrenzen und beschränken, worauf soll denn

Recht und Staat angewandt werden? Es würde daraus, anstatt des ewigen Friedens, nur ein Krieg aller gegen alle entstehen, also ein gänzlich vernunftloser Zustand; oder wenn deine reine Vernunft an die Stelle von allem treten soll, so muß diese, die ich bisher in ihrer unendlichen Ferne immer nur als einen unkenntlichen Schimmer sehen konnte, wohl das Nichts und die Leere selbst sein. Denn bisher hast du immer nur noch das Wegglassen und Auslöschen alles besonderen Guten darunter verstanden, und ich kann nicht zweifeln, daß darin auch das ferne unendliche, ja Gott sei Dank, unendliche Fortschreiten bestehen würde.

Der Freund. Nein, das muß ich dir gestehn, Adelbert, — verzeihe, daß ich dich unterbreche — so etwas hätte ich unsrem Kilian nicht zugetraut. Er schwärmt ja ganz offenbar, dieser sonst so nüchterne, trockne und verständige Mann! Wie kommt er nur zu einer so ungemäßigten Phantasie?

Adelbert. Mich dünkt, lieber Freund, er war noch ziemlich mäßig in seinen Vorstellungen von jenem eingebildeten goldnen Zeitalter, welches jetzt anders, als bei den Alten, von jedem in die Zukunft versetzt wird. Uebrigens würde mich auch bei manchem, der noch viel trockener wäre, ein solcher Aufschwung nicht verwundern.

Der Freund. Aber wie reimst du dir denn solche Schwärmerei mit dem allerersten Verstande?

Adelbert. Du mußt wissen, daß es Leute giebt, bei denen ein Organ die Dienste des anderen, das ihnen fehlt, dessen sie aber doch nicht ganz entbehren können, vertreten muß. So wie manchen Thieren der Kunsttrieb das Geschlecht ersetzt, so dient vielen Menschen die Plattheit selbst anstatt der Phantasie. Ich will dies grade nicht auf Kilian beziehen, der in den praktischen Kenntnissen und Fertigkeiten ganz und gar nicht gering geschätzt werden kann. Aber es giebt noch ganz andere, die in einen wahren Taumel des Fanatismus für Aufklärung und Verbesserung gerathen, und gleich zu phantasiren anfangen, sobald nur von jener unendlichen Vervollkommnung die Rede ist, bloß weil ihnen das Gegenwärtige noch nicht platt und alltäglich genug ist. Mit bewundernswerther Klugheit und Zuversicht auf sich selbst, könnten sie das Erhabenste und Heiligste angreifen; so werden sie zu rasender Trunkenheit hingerissen von der in ihnen wohnenden Alltäglichkeit. Ja du denkst wohl, die Begeisterung müsse immer dieselben Ursachen haben! Wie das Feuer nicht bloß von der Sonne herkommt, sondern auch aus aneinander geriebenen Hölzern entsteht, so kann auch jene Flamme aus ganz hölzernen Seelen aufschlagen. Die Alltäglichkeit ist auch eine begeisternde Gottheit, deren Diener in ein ganz eigenes Paradies verzaubert werden. Indessen wirst du grade hievon nachher noch etwas mehr hören, wenn dir nicht schon das bisherige Langeweile gemacht hat.

Der Freund. Das ganz und gar nicht. Vielmehr wünſchte ich wohl zu erfahrrn, was Reinhold, Anſelm und Eberhard zu dieſen Reden Kilians ſagten, und wie ſie etwa jene unendliche Vervollkommnung auf ihre vorhin ausgeſprochenen Ideen bezogen.

Adelbert. Ich habe dir ja wohl ſchon geſagt, daß ſie gar nicht anhörten, was ich mit Colmar und Kilian ſprach. Und es war im Grunde auch recht gut; denn ſonſt wäre die Verwirrung vielleicht unabſehbar geworden, wenngleich Anſelm, der ſeinen Staat nach Begriffen bauen wollte, vielleicht nicht allzuweit mit Kilian auseinander geweſen wäre.

Der Freund. Du ſagſt dieſes mit Lächeln; gewiß meinſt du, er würde das ungern zugegeben haben. Auch ſcheint es wirklich, von einer andern Seite betrachtet, als nähmen ſie doch entgegengeſetzte Richtungen. Und, ſonderbar! jetzt kommt es mir vor, als verhielte es ſich ähnlich mit Colmar und Eberhard. Haltet ihr euch denn ganz von der übrigen Geſellſchaft entfernt?

Adelbert. Schon Colmars heftige und laute Reden hatten uns auf die andere Seite der großen Eiche gezogen, da man immer einige Scheu hat, etwas ſo Leidenſchaftliches in eine größere Geſellſchaft zu bringen. Während ich aber mit Kilian ſprach, war Colmar zu den Frauen übergegangen, denen ſich jetzt auch die übrigen Männer genähert hatten. Ein allgemeines Gelächter machte uns aufmerkſam und

befreite mich von dem fruchtlosen Streite. Colmar hatte eben ein witziges Mährchen erzählt, wodurch die ganze Gesellschaft vereinigt, und eine frohere Stimmung verbreitet worden war. Von allen Seiten riefen ihm die Damen Beifall zu, und alle baten ihn, sogleich noch etwas so schönes zu erfinden; denn niemand zweifelte, daß er es auf der Stelle ersonnen habe. Er aber war mit einem Male trocken und einsylbig geworden, und lehnte alle Forderungen von sich ab, wie ein eigensinniger Virtuose, und indem er sich an die Seite eines reizenden Mädchens setzte, der zu Ehren er wohl erzählt haben mochte, sprach er halblaut: Ach Gott, wenn sie wüßten, wie einem zu Muthe ist, nachdem man einmal wieder die Tollheit mit gespielt hat, so würden sie einen nicht so quälen! — Durch sein Weigern entstand, wie es zu geschehen pflegt, eine kleine Stille, bis sich nach und nach wieder einzelne und zerstreute Gespräche anknüpften. Unterdessen ging Eberhard auf Colmar zu, der sich eben nicht zu freuen schien, und schalt ihn, daß er sich der Gesellschaft, nachdem er sie auf diese Unterhaltungslästern gemacht, nun entzöge. Er aber, noch halb zu seiner Dame gewandt, und wie fortfahrend im Gespräche mit ihr, sagte: Mir geht es fast wie dem Carlin, der auf dem Theater ganz Paris als Harlequin belustigte, dabei aber in seinem Innern so schwermüthig war, daß sein Arzt, der nicht wußte, daß es dieselbe Person war, ihm zuletzt rieth zu seiner Erheiterung den Carlin zu sehn. Freilich

wäre mir das auch nichts neues; denn ich erscheine, nebst dieser ganzen Welt, mir oft schon von selbst nur allzu possenhaft, aber ich weiß nicht, ob ich dadurch erheitert, oder nur noch trüber werde. Darum wäre zuletzt der wohl der glücklichste, der, des unendlich leeren Strebens überdrüssig, ganz einer andern und ernstern Art der Selbstbeschauung sich hingäbe!

Du wirst noch die schon einreißende Mode mitmachen und als Heiliger und Mönch die neueste Form endigen, sprach Eberhard darauf mit Lachen, ich habe schon öfter so etwas an Dir bemerkt.

Was könnte man auch in allem Ernste, versetzt' er, wohl besseres thun? O ihr Eitlen, ihr sprecht von Mode, die ihr euch noch mit euren Staatsgesprächen oder mit eurer Kunstspielerei herausputzen könnt! Ich kenne ja das alles, denn ich hab' es auch durchgemacht, und bin wenigstens so weit darin gekommen, daß ich jetzt mit Lachen auf euer weltliches Treiben herabsehen kann. Wie beschränkt erscheinen mir jetzt die, welche sich noch mit wichtigen Mienen mit der Poesie abgeben, die mir nur abgestanden und schaal vorkommt! Ich lese nichts mehr als die Bibel, aber diese auch Tag und Nacht; sie ist das Buch, an dem man allein sich ergötzen und erbauen, und sich über euer ganzes Schattenspiel hinwegheben muß.

Der Freund. Dies könnte mir fast eben so unerwartet kommen, wie Kilians Schwärmerei, wenn ich nicht schon sonst dergleichen von ihm gehört hätte.

Adelbert. Fast hätte ich ihn auch fragen mögen, ob das bei ihm hieße den Carlin sehn.

Der Freund. Man könnte es doch für einen Fortschritt halten, über den Kilian sich freuen würde, daß man sich jetzt aus solchen Gründen der Religion ergiebt, aus denen man sich sonst, da noch die trüben Vorurtheile galten, etwa dem Teufel ergab.

Adelbert. Eberhard schien auch etwas ähnliches dabei zu denken, wenigstens versuchte er, ihn ganz ernsthaft auf den rechten Weg zurück zu führen, indem er ihm das Verkehrte und Verderbliche einer bloß in Betrachtung versunkenen, träumenden Gemüthsstimmung nachdrücklich vorstellte. Diese könne nur entstehn, meinte er, aus einem ganz ungerechten Ueberdruß an dem wirklichen handelnden Leben, welches doch unser eigentlicher Beruf sei; kräftig und tüchtig müsse man eingreifen in die Gestaltung der Welt, und wem es so wenig in der Gegenwart gefalle, der sei am meisten verpflichtet, sie an seinem Theile verbessern zu helfen. Dieses sei aber freilich weit schwerer, als der Welt zu entsagen, denn man müsse nun auch das Einzelne tüchtig behandeln lernen, und nicht verschmähen, sich mit seiner ganzen Kraft auf dasselbe zu wenden.

Diese Weisung, sprach Colmar darauf, kommt mir von dir unerwartet; mich dünkt, du sagtest vorhin selbst, man müsse allezeit über dem Einzelnen und der Wirklichkeit stehn, und selbst über seinem eigenen Bestreben, in so fern es besondere Zwecke betrifft.

Ja wohl sagte ich das, versetzt' er, eben weil man nur so das Einzelne tüchtig behandeln kann. Wer sich ganz an den vorliegenden Stoff anheftet, oder an das Hergebrachte, oder an die Verknüpfung der nächsten Verhältnisse, der wird gemein und spießbürgerlich, denn er sieht nicht über die Schranken hinweg, welche die äußeren Dinge um ihn her ziehn. Und eben diese Engherzigkeit hat uns in den Zustand der Erstarrung gebracht, aus welchem wir jetzt glücklich erlöst sind. Wer dagegen im wahren höheren Geiste handeln will, der muß sein eigenes Treiben von oben herab anzusehn, und darüber wohl selbst mit einer erhabenen Gleichgültigkeit, welche nur der stets auf das Allgemeine hingewandte Blick uns giebt, zu lächeln vermögen. Nur der steht über sich selbst, welcher in Ideen lebt; in diesen, und nicht in dem zerstückelten sogenannten wirklichen Leben, ist uns das Wesen und das Ziel unsres Handelns aufgestellt. Von diesen aus kann man also auch allein wahrhaft großartig auf den im gemeinen Dasein gegebenen Stoff einwirken.

Hier wollte ich mich auch in das Gespräch einmischen, und sagte: Deine Forderungen, Eberhard, scheinen mir sehr hoch gespannt, und müssen es auch wohl sein, da du es für etwas sich von selbst verstehendes zu halten scheinst, daß man großartig handeln müsse, welches denn doch nur immer weniger gegeben sein möchte.

Es kommt auch nur darauf an, fiel mir Colmar ein, daß man ſich dies großartige Weſen einbilde! Ja auf Einbildung läuft wohl am Ende das ganze Schattenſpiel hinaus, welches Eberhard aufführen will. Oder iſt das nicht ein Schattenſpiel, wenn man ganz und gar keinen wahrhaften, innigen, herzlichen Antheil an demjenigen nimmt, was man unmittelbar betreibt und zu bewirken ſtrebt, ſondern hinter den Couliſſen ſelbſt darüber lacht, wenn man von einer erträumten Höhe herab ſich ſelbſt, ſeine Pflichten, ſein Wirken als etwas fremdes und an ſich bedeutungsloſes betrachtet, das man bloß anlegt, wie der Schauſpieler ſeine Rolle und ſeine Tracht, um etwas ganz anderes, meiſtens noch ihm ſelbſt unverſtändliches dadurch vorzuſtellen? Wahrlich, wir ſehn deine Lehren, Eberhard, ſchon trefflich befolgt; niemand will mehr das ſein, wozu er vielleicht noch geſchaffen wäre; jeder ſpielt eine Rolle, die er nach dazu ſich ſelbſt gedichtet, oder erdichtet hat, und für das, was dieſe beſagt, will er eigentlich gehalten ſein. In keine Geſellſchaft treten wir mehr, ohne einige Dutzend große Männer darin zu finden, und unſere Verehrung vor den unbekannten und unendlichen Größen, welche ſie vorſtellen, rührt nur daher, daß wir hoffen, man werde um ſo eher auch unſere Rolle anerkennen.

Du machſt es, ſagte ich, umgekehrt, wie Jarno in Wilhelm Meiſter, da er in Wilhelms leidenſchaftlich ſchmähender Schilderung der Schauſpieler und

ihrer Sinnesart, nur den Menschen überhaupt erkennen will; du siehst unser ganzes Leben als ein Schauspiel an.

Halt es, wie du willst, versetzte Colmar. Wenn du unser bejammernswürdiges Theater recht betrachtest, so giebt es dir vielleicht auch kein sehr verzogenes Bild von unserer ernsthaften Lebensweise.

Als die Gesellschaft bemerkte, daß vom Theater die Rede war, lenkte sich die Aufmerksamkeit aller wieder auf unsre Unterhaltung. Reinhold, welcher glauben mochte, wir sprächen ohne alle andere Anwendung vom Werthe des Theaters für sich, mischte sich ein, und sagte: Ja, die Klagen über unser völlig gesunkenes Schauspiel sind wohl allgemein, und auch sehr rechtmäßig; und doch laufen alle Leute hinein, und niemand thut etwas rechtes zur Verbesserung. Am Ende wär' es zu wünschen, daß es nur erst ganz in bloße Kunststücke, lebende Gemälde, Reitereigefechte, Affentänze und dergleichen verwandelt wäre!

Das wäre doch sehr traurig, sagte Kilian, wenn es dahin kommen sollte. Das Theater sollte nach meiner Meinung das vorzüglichste Mittel sein, Geschmack und Bildung unter einem Volke zu verbreiten; was hilft uns aber alles übrige, wenn wir nicht dahin kommen, ein wirklich gebildetes Volk zu sein! Darum sollte man nur das Theater in seiner ganzen Wichtigkeit betrachten, und ihm die hohe Stelle un-

ter den öffentlichen Anstalten verschaffen, wozu es ohne Zweifel durch seinen wahren Zweck bestimmt ist.

Wenn man es so nehmen müßte, versetzte Reinhold lächelnd, so wäre freilich der Verfall des Theaters ein sehr bedenkliches Zeichen der Zeit. Indessen beurkundet die Vernachlässigung desselben vielleicht eher einen bessern Zustand der öffentlichen Sinnesart. Die kalte, ästhetische und kritisirende Theilnahme am Guten und Schönen ist vielleicht einer mehr praktischen und innigeren gewichen, und das wäre doch gewiß ein nicht geringer Fortschritt. Denn am Ende war ja doch schon seit langer Zeit in unserer Liebe für die Schauspielkunst wenig anderes mehr lebendig als die Eitelkeit, das Schöne verstehn, und einen allgemeinen und öffentlichen Gegenstand haben zu wollen, an dem man seine Kennerschaft üben und sehn lassen könne. Vielleicht ist es aber auch überhaupt nicht möglich, durch die Schauspielkunst dasjenige auszudrücken, was wir an einem wahrhaft großen dramatischen Kunstwerke beim Lesen genießen; die eigentliche Bedeutung davon will doch nur im Innersten empfunden und verstanden werden. Schon dem Dichter wird es schwer, und es gelingt daher nur äußerst seltenen, glücklichen Talenten, dieses Wesentliche als gegenwärtig auszubilden, es aber vollends durch äußere Handlung darzustellen, möchte fast ganz unmöglich sein.

Am besten, sprach hier Anselm, wird es uns gelingen, das Gute und Große und Schöne durch un-

sere eigenen, von einem Standpunkte der Idee ausgehenden, und besonnen zu einem großen und nothwendigen Ziele geordneten Handlungen auszudrücken.

Ihr geht wieder sehr in das Hohe, sagte ich darauf. Wir sprachen vorhin nicht so ernsthaft von der Sache, sondern spielten mehr damit, indem Colmar meinte, das Theater könne uns ein Bild unseres heutigen wirklichen Lebens sein, nämlich nicht durch das, was es darstellen wolle, sondern was es unwillkührlich durch seine eigene Beschaffenheit als Kunstanstalt sei, und das wäre denn eine zwiefache Bedeutung desselben.

Nimm dich in Acht, sagte Reinhold lachend, diese Vergleichung auszuführen; du könntest es mit dem Zeitalter verderben, und zugleich dir selbst durch dieses umgekehrte Ideal ein niederschlagendes Zerrbild davon vormalen.

Ich will es auch wahrhaftig nicht wagen, versetzt' ich. Vielmehr wollte ich ihm durch einige allgemeine Züge zum Schrecken vorstellen, was bei einer solchen Vergleichung für ein Schluß herauskommen würde. Wenn ich aber nun bedenke, was du eben sagtest, daß der Zustand des Theaters vielleicht mit manchem wesentlich besseren zusammenhange, und daß es doch wirklich für uns beinah die einzige Anstalt ist, wodurch die Gesellschaft öffentlich und in größerem Umfange vereinigt wird, so fließt mir Ernst und Scherz so wunderlich in einander, daß ich kaum noch weiß, was ich sagen wollte.

Wie so? fragte Anselm.

Ihr müßt mich nicht verlachen, sagt' ich, wenn das, was ich nun zu meiner Verantwortung sagen muß, euch etwas verworren lautet. Die Züge, die ich eben vom Verfall des Schauspiels anführen wollte, scheinen mir nun wieder mit manchem Guten der Zeit in Verbindung zu stehn. Vorhin wollt' ich Colmarn einwerfen, wenn nach seiner Behauptung alle Menschen heut zu Tage Komödie spielen, so müßten die Schauspieler hievon grade ausgenommen werden, indem sie nichts anderes spielen als sich selbst, und zwar meistens so unpoetisch und langweilig, wie sie erschaffen sind, und dieses stürze schon seine ganze Vergleichung um. Nun bin ich aber durch Reinhold auf allerlei andre Gedanken geführt worden.

Seht, rief Anselm, wie Adelbert ganz ironisch wird!

Werde nur, fuhr ich fort, darum nicht mißtrauisch gegen mich, und laß mich ausreden, damit ihr nicht mehr Böses vermuthet, als ich selbst bei meinen Worten denke. Die Schauspieldichter sind doch beim Theater wohl die zu nennen, welche dem Wesen nach das Ganze ordnen und leiten; diese streben nun sehr löblich nach allgemeinen Ideen, und suchen sie in ihrer ganzen Allgemeinheit durch wirkliche Handlung darzustellen. Sie kleben nicht etwa an einer bestimmten, einzelnen Person, die sie in ihrer ganzen Beschränktheit denken und handeln ließen, sondern sie erheben sich zum Liebenden schlechthin, zur Geliebten über-

haupt, und vorzüglich zur allgemeinen Idee des jugendlichen Helden, des biedren Ritters, des weisen, rechtschaffenen Alten. Darum ist so ein Held, der etwa aus einem recht fremden, öden und wilden Lande oder Zeitalter herkommt, wo wir nicht viel Bekanntschaften haben, und also nicht so sehr am Einzelnen haften, denn auch ein solcher Wundermann und Tausendkünstler, daß man mit seinen Thaten und Kräften wohl ein Dutzend gemeiner Helden ausstatten könnte. Ja in der dramatischen Handlung geht es noch höher hinauf. Da wird nicht etwa die Verwicklung gewisser bestimmter und einzelner Verhältnisse ausgeführt, sondern der Schwung erhebt sich bis zur Macht der Verhältnisse überhaupt; nicht eine einzelne Verschuldung wird uns mit ihren Folgen vorgestellt, welche ja doch immer nur ein gemeines Beispiel für die Idee abgeben könnte, sondern die Schuld schlechthin. Es fehlt nur noch, daß nächstens die Tragödie selbst und an sich, bloß als die Tragödie aufgeführt werde, und dazu ist wohl Hoffnung, da wir in der Philosophie, die hierin dem Theater vorausgeeilt ist, schon einen Schriftsteller haben, der den Dialog geschrieben hat. So könnte ich noch viel treffliches von unsern Theaterdichtern anführen, wenn ich mehr als einzelne Züge aufstellen wollte. Die Schauspieler jedoch haben es noch weiter gebracht, und von dem Treiben dieser sollte auch hauptsächlich die Rede sein. Von ihnen kann man wohl mit dem vollsten Rechte sagen, daß sie mit groß-

artiger Nichtachtung über ihre nächste Bestimmung hinwegsehn. Ein kleinliches, besonderes Interesse an der ihnen vorgeschriebenen Rolle zu nehmen, ja mit einer Art von Begeisterung oder mit Witz und Laune in sie einzugehn, das ist tief unter den meisten von ihnen. Sie begleitet immer das erhebende Bewußtsein in öffentlichem Gehalte zu stehn, vor dem Mißfallen der Zuschauer durch Polizeigesetze geschützt, und also eben so gut Staatsbeamte zu sein, als irgend ein andrer; ja sie haben noch die Begünstigungen voraus, wodurch das Genie und die Kunst ausgezeichnet sein will, den Beifall der Menge, den zu verbieten kein Grund da sein kann, und manches andre der Art. Sie würden sich also schämen, sich preis zu geben, und die ganze Würde ihrer Persönlichkeit an das zu verschwenden, was dem Dichter ihnen in den Mund zu legen beliebt, oder sich durch Laune und Geist herabzuwürdigen; nein, mit derselben hohen Gleichgültigkeit, wie ein hochgebildeter Büreaubeamte sein Aktenpack abmacht, damit es abgemacht werde, in stetem Bewußtsein, wie gemein und seiner unwürdig eigentlich dies Treiben sei, schleppen auch sie mit bequemer und vornehmer Unlust ihre Rollen zu Ende. Dieses ist der eigentlich hohe Stil der dramatischen Kunstübung, und seine Ausbildung fängt auch schon an die schöne Wirkung zu haben, daß das Theater bald nicht mehr so als eine vereinzelte und aus dem wirklichen Leben ausgeschiedene Anstalt dastehn, sondern lebendig in unser thätiges und gesell-

ges Treiben eingreifen wird. Die schönsten Blüthen dieser Kunst entfalten sich nämlich schon in mehr geselligen Unterhaltungen, wo der vornehme Schauspieler seine innere Größe nicht mehr so aufzugeben braucht, sondern mit den Zuschauern, die auch dabei weder kalt, noch warm werden, wie mit seines Gleichen umgeht. Da liest er behaglich ein Gedicht vor, oder giebt einzelne Stellungen, oder drückt den Begriff irgend einer Leidenschaft mit seinem psychologischen Studium durch Gesichter aus, oder spielt höchstens eine herausgerissene Scene aus irgend einem Stücke, und je mehr alles dieses durch einander geschnitten und gemengt wird, desto freier bleibt die hohe Gleichgültigkeit der geselligen Stimmung von irgend einem unverschämten, bemeisternden Eindrucke, der sonst etwa doch sich festsetzen könnte. Dieses sind offenbar Einflüsse, die der Fortschritt der Zeit auf unser Theater gehabt hat, und wodurch es nahe daran ist, in die große Auflösung aller einseitigen und beschränkten Bestrebungen in den Einen großen Zusammenhang des geselligen Lebens mit überzugehn. In so fern es aber Theater ist, mag es dadurch nicht eben gewonnen haben. Denn wir sind wohl alle einig, daß durch diese vereinte Wirksamkeit der Dichter und der Schauspieler in der Mitte nichts übrig geblieben sei, als eine große Leere, über welcher brütend die Langeweile ihre feierlich schweren Fittige ausstreckt. Dieser Göttin sind bei uns, wie bei den Alten dem Bacchus, die öffentlichen Schauspiele ge-

weiht, und ihre Myſterien werden am höchſten und würdigſten gefeiert, wenn es gelingt, ſelbſt Shakſpeares oder anderer alten Meiſter Werke ihrer geheimen Kraft theilhaftig zu machen. Von dieſer Seite betrachtet, wäre es alſo wohl etwas hart, lieber Colmar, unſer Schauſpiel als ein Bild unſrer ganzen Lebensweiſe anzuſehn.

Seht ihr wohl, ſprach Anſelm, wie ſpöttiſch er redet? Es wäre doch wirklich beſſer, im Ernſte zu rügen, was man etwa ſchlechtes und der Entwicklung des Guten unſrer Zeit hinderliches bemerkt, und ſeinerſeits auch ſelbſt tüchtig zu dieſer Entwicklung mitzuwirken, als über alles zu ſpotten oder zu ſchelten.

O ich bitte dich, verſetzte ich, verleide mir doch nicht einen unſchuldigen Scherz; laß ihn dir lieber mit mir gefallen, wenn du auch manchmal glaubſt, daß er angreife, was dir heilig iſt. Wenn nicht noch einige wären, die ſich, wie jetzt eben ich, mit ihrem Scherze preis gäben, ſo möchte die Würde und die Tiefe gar zu ſehr überhand nehmen, wir möchten zu vortrefflich werden. Dieſer große Stil unſrer geſelligen Unterhaltungen ließe ſich denn freilich nicht ganz mit Unrecht unſrem Theater vergleichen, und ſo könnteſt du am Ende ſelbſt beitragen, Colmars Vergleichung wahr zu machen. Hilf nur deinerſeits auch den Scherz und die Laune, die ſich auch einmal unbefangen, und ohne ihren Gehalt allzuſehr abzuwägen, hingiebt, aus dem geſelligen Umgange verbannen.

Wenn dieſes ſo fortgeht, wie es den Anſchein hat, ſo wird jene begeiſternde Göttin, die ich dir vorhin nannte, bald auch in unſeren Kreiſen ihr Reich befeſtigen. Schon fürchten ſich die meiſten ein raſches, fröhliches Wort, oder gar einen witzigen Einfall, wenn ihnen der etwa auch beſcheert wäre, laut werden zu laſſen, damit ſie ja nicht für Leute gehalten werden, die nicht zu etwas höherem als dergleichen zu gebrauchen wären.

So etwas, ſagte Anſelm darauf, kannſt du mir doch wohl nicht zur Laſt legen, da ich ja eben verlange, daß du dich hingeben, und ſelbſt deine Gedanken über die Gegenſtände, die uns allen nahe liegen, vortragen ſollſt.

Doch wohl nicht ausführlich und erſchöpfend, verſetzte ich, denn das iſt ſchon längſt als etwas in die geſellige Unterhaltung nicht gehöriges verpönt! Ueberdies kann man ſich aber damit auch noch gefährlicher bloß geben, als mit dem Scherze; denn was einmal ernſthaft herausgeſagt iſt, das kann nachher jeder beurtheilen und würdigen, und das mit um ſo mehr Anſehn, je weniger ſeine eigenen Meinungen von der Sache bekannt ſind, die ihn etwa darin beſchränken möchten. Das ſicherſte wäre alſo wohl noch, ſich nur in Winken und allgemeinen Andeutungen zu äußern, hinter welchen immer das Beſte noch zurückgehalten wird, und die alſo niemand hindern, eine unendliche und ihm noch ganz unbekannte Vortrefflichkeit dahinter vorauszuſetzen.

Du machst es ärger, sagte Colmar, als ich es selbst meinte.

Ich hoffe doch, versetzte ich, du wirst mich nicht aus Menschenfurcht stecken lassen, nachdem du mich einmal verführt hast. Indessen hat es freilich niemand besser als wer, so wie du, ganz der Welt mit Verachtung entsagt hat, und den also alle diese Sorgen gar nicht mehr berühren können. Nun denke dir aber einmal gar einen solchen Staat, wo jeder wie jene Schauspieler seinen besonderen Beruf oder Wirkungskreis nur mit vornehmer Nichtachtung und genialischer Leichtigkeit behandelte, damit ihm durch diese Beschränkung nichts von seiner allgemeinen Vortrefflichkeit als Bildner an der Idee des Staats entzogen würde; wo jeder sich zu irgend einem einzelnen Geschäfte nur mit dem erhabenen Bewußtsein herabließe, daß dieses eigentlich für ihn viel zu schlecht sei, und er vielmehr den Plan des Ganzen erfinden und aufrecht erhalten sollte, welchen aber auch wieder niemand auszuführen fähig sei, als er allein, der die Idee besitzt, wo mit einem Worte jeder, wie Zettel im Sommernachtstraum, das ganze Schauspiel leiten, und auch alle einzelnen Rollen zugleich in einer und derselben Person spielen wollte; da ließe sich doch wohl hoffen, daß zuletzt gar kein bestimmter einzelner Staat zu Stande kommen, sondern die Idee des Staats überhaupt aufgeführt werden würde. Wenn nur nicht alsdann noch eine ganz andere und härtere Gottheit sich eines solchen Staates bemächtigt, als

die, von der wir vorhin ſprachen, und deren geheimen Zauber wir vielleicht als einen Vorboten dieſer ſchon überall verbreitet fühlen!

Der Himmel behüte uns, ſagte hierauf Reinhold, vor einem ſolchen Ausgange! Indeſſen hoffe ich, du ſiehſt die Dinge nicht ſo ſchwarz, wie du ſie uns vormalſt. Das meiſte hängt ja doch immer von den Perſonen ab, welche die Entwickelung leiten, und da haben wir denn wohl die Ausſicht, daß die Beſſeren und Einſichtsvolleren immer mehr an das Ruder kommen werden; geſchieht aber das wirklich, ſo wird grade von dem, was uns jetzt zum Verfalle mitzuwirken ſcheint, das meiſte noch zur ſchönſten Erfüllung unſerer Wünſche beitragen.

Nun, ſprach ich, wenn du mir damit ſo beruhigend zuredeſt, ſo will ich auch, ſei es im Scherz oder im Ernſt, kein böſes Wort mehr darüber ſagen.

Ich hatte kaum Zeit dies auszuſprechen, als die ganze Geſellſchaft, die ſchon vorher in Bewegung zu gerathen begonnen hatte, ſich erhob, um den Rückweg nach der Stadt gemeinſchaftlich anzutreten. Es bleibt mir alſo nichts erhebliches mehr zu erzählen; auch hoffe ich, du wirſt wenigſtens nicht über Mangel an Vollſtändigkeit und Ausführlichkeit klagen.

Der Freund. Du haſt dein Verſprechen vollkommen gelöſt, und ich danke dir ſehr. Eure Geſpräche haben ſich ſo glücklich zu einander gefügt,

daß ſie vielerlei Gedanken in mir aufregen, worüber wir noch ein andermal ſprechen müſſen.

Adelbert. Von Herzen gern. Für heute aber lebe wohl; denn es iſt ſchon ſpät.

Der Traum.

Adelbert. Ein Freund.

Adelbert. Du hast mir gesagt, liebster Freund, du sähest es gerne, wenn ich dich in den Abendstunden, wo wir beide von unsrer Arbeit ruhen, besuche; hievon mache ich nun Gebrauch, weil es mich stets erfreut, in vertraulicher Ruhe alles, was im Leben vorkommt, mit dir durchzusprechen.

Der Freund. Willkommen, lieber Adelbert! Du bist mir recht gelegen; aber vielleicht kann ich dir wenig die Freude vergelten, die du mir machen wirst, denn der Kopf war mir heute so voll von Geschäften, daß ich mehr Lust habe, mir etwas erzählen zu lassen, als selbst viel zur Unterhaltung beizutragen.

Adelbert. Gewöhne dir das nur nicht an, daß ich nicht zuletzt deine Chronik werde. Schon neulich habe ich dir ausführlich erzählen müssen, was

ich

ich in jener Theegesellschaft gehört und erfahren hatte. Du versprachest damals mir noch mancherlei Gedanken darüber mitzutheilen, und heute, scheint es, willst du dich gleich im Anfang hievon lossagen.

Der Freund. Wir wollen schon noch darüber sprechen, nur heute nicht; denn ich bin nicht so glücklich wie du, daß meine Geschäfte den Geist, statt ihn zu ermüden, nur immer mehr erfrischten und ermunterten.

Adelbert. Solche Klagen erlaubst du dir doch wohl nur, weil sie hergebracht sind, und nicht wie so viele Geschäftsmänner, die sich bei jeder Gelegenheit vor sich selbst und anderen entschuldigen, daß sie nicht große Gelehrte, Dichter, Philosophen oder etwas dergleichen geworden sind?

Der Freund. So wirst du mich ja wohl nicht deuten. Es kann dir wohl nicht widerlicher sein als mir, wenn man von vielen die vornehmen Klagen über die Trockenheit des Geschäftslebens und das Bedauren, daß sie sich nicht ganz den Künsten und Wissenschaften hingeben können, deren Reiz und Bedeutung grade diese oft am wenigsten ahnden, beständig anhören muß. Der Wahrheit nach ist es bei den meisten nur eine andre Art von Gegenwehr gegen das Edle; denn sie wollen sich das Vorrecht sichern, nichts davon wissen zu dürfen, und doch zu verstehn geben, daß nicht ihre Anlagen, sondern nur die bösen äußeren Umstände sie abgehalten, sich zu den größten Gelehrten und Künstlern auszubilden. Man

kann aber wohl ſicher vorausſetzen, daß der, welchem ein eigener edler und großer Beruf ſo zuwider iſt, an jedem anderen wohl wenigſtens eben ſo ſchwer geſchleppt hätte.

Adelbert. Gewiß verhält es ſich ſo. Indeſſen iſt dies Benehmen nicht zu verwundern, da es auch wohl Gelehrte giebt, welche nicht mit der Ehre, die einem jeden ſein Gebiet einbringt, zufrieden ſein wollen, ſondern gar zu gern andeuten, daß ſie die übrige Welt nur aus Nachſicht oder aus Mangel an Zeit andren eingeräumt haben. Laſſen wir indeſſen dieſes; und laß mich auch geſtehn, daß ich nur von dir gebeten ſein wollte, dir etwas aus unſerer gebildeten Welt zu erzählen.

Der Freund. Dacht' ich es doch, du hätteſt wieder etwas auf dem Herzen. Du kommſt mir aber dabei heute ſo ſeltſam vor, daß ich ſchließen möchte, ganz etwas beſonderes müſſe dahinter ſein.

Adelbert. Wie ſo?

Der Freund. Gleich anfänglich ſchien es mir, als wüßteſt du ſelbſt nicht recht, ob du mir ſagen ſollteſt, was du wollteſt, und als fingeſt du, wie mit beſchwertem Herzen, nur deshalb an, von etwas anderem zu ſprechen.

Adelbert. Du haſt doch wahrlich einen ſcharfen Blick. Ja, es iſt dabei manches, was mich verwirrt. Auf der einen Seite fürchte ich, du wirſt mich für gar zu kalt und unthеilnehmend und ungläubig halten, da ich zuweilen mit den trefflichſten und

Northwestern University Library

begeistertsten Männern über die größten Gegenstände nicht ganz einig werden kann, worüber ich mir auch oft selbst Vorwürfe mache. Doch gewöhnlich beruhige ich mich einigermaßen darüber, wenn ich dir gebeichtet habe. Was aber noch seltsamer ist, ich fürchte dir zugleich abergläubisch zu erscheinen.

Der Freund. Nun, und warum das? Du machst mich sehr neugierig. Scheue dich aber ja nicht; daß du es bist, weiß ich ja doch schon.

Adelbert. Ja, ich kann dies nicht ganz leugnen, und der Himmel weiß, woher es mir gekommen ist. Erlaube indessen, daß ich dir erst erzähle, was gestern nach Tische in dem Garten, wo du öfter mit uns gespeiset hast, gesprochen wurde; vielleicht werde ich dadurch angefeuert auch das übrige noch folgen zu lassen.

Der Freund. Gut! Es ist mir überdies lieb zu hören, was dort vorgegangen ist, da ich so lange nicht in diesem Kreise habe sein können.

Adelbert. Es war Schade, daß du nicht da warest. Du hättest einmal Florentin wieder gesehn, und sprechen hören, wenn auch nicht oft und viel, doch ausführlich, was ich auch lange nicht an ihm erlebt habe, so daß es mir vorkam, als würde ich in eine fast verschwundene Welt entrückt. Es erregt doch eine wehmüthige Empfindung, wenn man denkt wie schnell der Mensch veraltet, vorzüglich aber in unserer jetzigen drängenden und treibenden Zeit.

Der Freund. Du drückst dich auch wohl et-

was zu scharf aus. Es kann sein, daß Florentin nicht grade mehr im neuesten Tone ist; deswegen darf man ihn aber wohl nicht veraltet nennen.

Adelbert. In einem gewissen Sinne hast du freilich Recht. So bin ich überzeugt, daß in künftigen Zeiten die Periode, welcher Florentins Bildung angehört, immer als eine ganz neue und bedeutende Entwickelung, die weit in die Ferne hinausgewirkt habe, gelten wird. Aber wenn sich sogleich auf etwas neues noch etwas neueres einstellt, so trifft uns doch sehr der gewaltige Abstich, und wir erschrecken fast über den Sturz der Zeit, in welchem unaufhörlich eins das andere verdrängt. Du hättest nur sehn sollen, wie unser noch so junger Freund sich schon neben Christian und Arnold ausnahm.

Der Freund. Ich kann es mir wohl denken, wenn ich mir die große Kluft vorstelle, zwischen der Gegenwart und jener kaum verflossenen Zeit, wo der deutsche Geist, herausgerissen aus fesselnden Vorurtheilen durch Lessing, und los gerüttelt von dem festen Boden der wohlbekannten Wirklichkeit durch Kant, mit fast beispielloser Kühnheit durch Kunst und Philosophie sich selbst eine wahrhaftere Welt, als die, welche ihm nun ein bloßes Gespenst der Täuschung zu sein schien, erschaffen wollte. Nie hat sich wohl der Mensch mit mehr Selbstvertrauen in den Abgrund der Gedanken gestürzt, nie sich von dieser gigantischen Unternehmung mehr unmittelbaren und gegenwärtigen Erfolg versprochen! Weißt du noch,

wie alles voll war von den Verkündungen der neuen Morgenröthe, wie die Posaunen überall das neue Weltalter anmeldeten? Unterdessen war von Abend her die Nacht der Trübsal immer dichter über uns heraufgestiegen, und schien auf lange Zeiten unseren Horizont gänzlich zu überziehn. Endlich brach wirklich ein Morgenstrahl an, und es wollte der junge Tag hervortreten. Und siehe, was von jenen Verkündigern und Propheten noch übrig ist, steht meistens geblendet und mißmuthig, daß sie jetzt in ihren Umgebungen noch weniger hell zu sehn meinen als damals; die Neugeborenen aber sehn auch diese schon halb durch den Schleier der nun hinabgesunkenen Nacht, und möchten sie gern mit dieser vermischen. Das ist das allgemeine Loos der Sterblichkeit. Haben wir unser innigstes Streben erreicht, so besitzen wir gewöhnlich etwas ganz anderes, als was wir zu erringen dachten; und die, welche uns nach unserer Meinung ihr ganzes Dasein danken sollten, fühlen sich ihrerseits auch ganz eigenthümlich aus sich selbst gebildet, und verschmähen das, was sie hinter sich zu haben glauben.

Adelbert. Deine Schilderung trifft vollkommen mit dem zusammen, was ich eben sagen wollte, und du hättest das Vorbild dazu nur gleich von der gestrigen Versammlung nehmen können. Man fühlt sich wie gesagt, recht schwach, wenn man so den Strom der Entwickelung des Zeitgeistes vor sich vorbei rauschen sieht und hört, und möchte sich wohl

auch wünschen, sich seiner so bemächtigen zu können, wie viele wackere Schwimmer um uns her. Aber gestern schwankte alles mit mir; nur an Reinhold hätte ich mich wohl festhalten mögen, wenn er sich nicht so gar sehr zurückgezogen hätte.

Der Freund. Also war dieser auch dabei. So erzähle mir nun, wie ihr euch unterhieltet.

Adelbert. Einige Unbekannte oder halb Bekannte, und einige jüngere Freunde ausgenommen, habe ich dir wohl schon die ganze Gesellschaft aufgezählt, oder nannte ich Eberhard noch nicht, der doch nach seiner Art wieder vorzüglich gesprächig war? In der großen schönen Laube von Weißbuchen hatten wir gespeist; während der Tafel war aber die Unterhaltung eigentlich nicht sehr lebhaft; es war, als traute nicht jeder dem anderen, als hielte man zurück, um sich nicht Widersprüchen oder Mißverständnissen auszusetzen. Am Ende hatte noch Eberhard den guten Einfall uns nach abgehobener Tafel durch herbeigebrachte Weinproben am Tische festzuhalten, und so blieben wir beisammen, und geriethen in eine lange, wenn gleich eben nicht zu dem Trinkgelage stimmende Unterhaltung.

Der Freund. Wie gewöhnlich die zufälligen Vergnügungen dieser Art am besten gerathen.

Adelbert. Ja, es hätte wirklich recht poetisch werden können. Die Personen hatten sich so gut zusammengefunden wie man es nur ersinnen möchte. Der Himmel war gewitterhaft bewölkt, die Luft

schwül und feucht, aber in der kühlen Laube sehr behaglich, und mich dünkt immer die Blätter der Weißbuche, wenn sie so in der lauen Luft zittern, haben etwas Lebendiges, ja Bacchisches, wie es die Alten einigen anderen Blättern zuschrieben.

Der Freund. Was du hiemit meinst, versteh' ich nicht recht.

Adelbert Laß es gut sein. Das Gespräch wurde zuerst dadurch lebhafter, daß Eberhard, wie er seit kurzem öfter thut, mich über meine Liebe zur Philosophie angriff, aber wirklich, von der Seite wenigstens, wie er es that, sehr unverdienterweise. Nun, sagt' er, trink einmal ordentlich mit, laß deine Grübeleien und Grillen fahren, oder packe und ersäufe sie in diesem guten Elfer vom Rheine! Beim Handeln und Genießen muß man das Leben rasch ergreifen, und es nicht erst durch vieles Hin und her denken verdünnen!

Wahrlich, erwiederte ich, Eberhard, weshalb glaubst du denn, daß ich nicht ordentlich mittrinken, oder daß ich Grillen fangen werde? du machst es doch nicht, wie so viele Leute, die das Leben wie eine Komödie nehmen, worin ein jeder seine ein für allemal abgeredete Rolle habe? Wer nun ernsthafte Mienen macht, oder gar von Philosophie redet, dem erlauben sie nicht anders als grillenhaft, den Lebensgenuß verachtend, und in praktischen Dingen unerfahren zu sein, er möge es anfangen, wie er wolle; und so bekommt ein jeder seinen Charakter nach ho-

raziſcher Regel. Wenn ſie ſich indeſſen nur begnügten, damit abzulehnen, was ſie nicht leiden mögen, ſo wär' es noch anzuſehn; aber auch ihren guten Freunden theilen ſie ſolche Rollen aus, und zwar die vortheilhaften, oder wie es auf dem Theater heißt, die dankbaren. Der eine iſt da zum Witzigen geſtempelt, er ſage was er wolle, der andre zum einſichtsvollen Rathgeber, der dritte zum Phantaſten; und wehe dem, der in das Spiel eintritt, ohne das Perſonenverzeichniß des Stücks fleißig nachgeſehn zu haben!

Du haſt ſehr Recht, ſagte Florentin, daß es ſich bei vielen ſo verhält, aber woher mag die ſo häufige Erſcheinung kommen?

Daher, ſagte ich, daß nur wenige noch mit rechtem Ernſte ſelbſt etwas ſind; daß die meiſten irgend ein Feld für ſich nur dann frei zu haben glauben, wenn ſie erſt jeden anderen in ein beſonderes Behältniß eingeſperrt haben, damit er ſie nicht irre mache. Wie froh ſind ſie nicht, wenn ſich jemand in irgend einem beſonderen und, wo möglich, recht beſchränkten Fache ausgezeichnet hat, nicht um ihn darin nach Verdienſt zu loben, ſondern um ihm nun alles übrige abzuſchneiden! Ihrerſeits aber enthalten ſie ſich nicht einmal des Verſchluſſes, worin ſie jeden verwahren, ſondern nehmen es ſich gar nicht übel, ihn nach Belieben zu öffnen, und höchſt beſchwerlich darin herumzuſtören.

Ich will doch nicht hoffen, ſprach Eberhard hier-

auf, daß dieſe ganze angenehme Schilderung auf mich angewandt werden ſoll!

Ganz und gar nicht, verſetzte ich, wenn du mich nur nicht in einen ſolchen philoſophiſchen Kaſten einſchließen willſt. Denn Gegenwehr iſt doch jedem erlaubt.

Umgekehrt, ſagt' er, ich möchte dich lieber von dem Schulzwang, oder wie ich es nennen ſoll, befreien, welchen dir deine Philoſophie anlegt, der überdies gar nicht mehr an der Zeit iſt, und dich mit in das freiere und wirkſamere Leben einführen, das uns, Gott Lob, jetzt aufgegangen iſt. Die philoſophiſche Pedanterei hat die Deutſchen lange genug gedrückt, ſo wie früher die philologiſche. So geht es wahrlich jetzt nicht mehr; du thuſt dir ſelbſt Schaden, wenn du hartnäckig daran haſteſt. Mit bloß wiſſenſchaftlichen philoſophiſchen Beſtrebungen kommt man jetzt wirklich um ein halbes Zeitalter zu ſpät.

Es iſt etwas, verſetzte ich, an dem, was du da ſagſt, wohl fühle ich es; aber den Grund, ja den Sinn davon, möchte ich nur recht klar einſehn. Darin liegt es doch wohl nicht, daß wirklich nun das erreicht wäre, wonach wir vor wenigen Jahren alles, was in Deutſchland Geiſt hatte, mit allen Lebenskräften ringen ſahen? Es war gewiß damals ein ſchönes und reiches geiſtiges Leben, und alle Bemühungen waren auf Gegenſtände gerichtet, welche von jeher wegen ihrer Allgemeinheit und Reinheit von jeder Lockung für den eigennützigen Theil unſres Ge-

müths als die höchsten geachtet worden sind. Es waren die der Kunst und Philosophie, und unzählige Male priesen damals die Deutschen sich selbst vor allen übrigen Völkern edel und groß, weil sie in diesen beiden Bestrebungen die ersten zu sein glaubten. Auch hatte sich unter ihnen der Sinn dafür, oder wenigstens der Wunsch diesen Sinn zu besitzen und zu äußern, so allgemein verbreitet, daß das Nachdenken und Urtheilen über beides zu den beliebtesten Beschäftigungen eines jeden gehörte; und wirklich hielt sich auch dies nicht ganz an der Oberfläche, und bestand nicht bloß in jener kalten und eitlen Kritik, die sich an alles anheftet, ehe sie eingedrungen ist, sondern einige ausgezeichnete Geister hatten Untersuchungen über das innerste Wesen der Kunst, ein Bedürfniß der Philosophie derselben angelegt, dem sich niemand völlig entziehen konnte; die Philosophie selbst aber war grade in der auf immer denkwürdigen Umwandlung begriffen, wodurch sie eine unveränderliche Grundlage bekommen, und das ganze wirkliche Leben neu gestalten sollte. Alles dieses galt nur für den Anfang eines großen, gemeinsamen, die besten Kräfte der ganzen Nation aufbietenden Unternehmens; noch wurden große und neue Wahrheiten in abgerissenen prophetischen Tönen mehr angedeutet als ausgesprochen, aber mit der Verkündigung, daß eine glücklichere Zeit kommen werde, worin diese tiefen Ahndungen zur vollständigen Einsicht erleuchtet sein würden. Jetzt aber, liebster Freund, wo ist dies alles geblieben?

Wer fragt jetzt nach dem, was jene den Menschen von ferne zeigten, um sie zur begeisterten Anschauung aller ihrer Kräfte zu treiben? Ja, fast mit Verachtung werden Philosophie und Kunst von vielen abgelehnt, als wenn wir nun längst jenes höchste Ziel, wohin sie führen sollten, erreicht, und alles unter unseren Füßen hätten. Wenn ich nur wüßte, woher wir es bekommen haben sollen, oder wo es zu sehen ist!

Das ist eben das Schlimme, sprach Eberhard hierauf, daß du, wie es scheint, auf jenem Standpunkte stehn geblieben, und nicht mit der raschen Entwickelung der Zeit fortgegangen bist. Wir sind in unserem praktischen Leben wieder frei geworden; das ist es, was du immer nicht ganz erkennen und schätzen willst, und was doch alle diese Räthsel löst. Die lebendigen Ideen, von welchen das deutsche Volk immer vor allen angefüllt gewesen ist, haben sich jetzt vorzüglich auf diese Seite, und auf den Staat, den Mittelpunkt des sittlichen Lebens, gewandt. So ist es um uns her überall lichter und luftiger, wir fühlen uns von einem dumpfen Drucke befreit, und die dunklen Spekulationen, in welche wir uns vergraben hatten, erscheinen uns jetzt, vielleicht nicht mit Unrecht, fast auch als eine Wirkung dieses Druckes, der uns gezwungen hatte, alle unsere Kräfte in unser Inneres zu schlagen, wobei sie sich gewiß, wenn es so fortgegangen wäre, nach und nach ganz verzehrt hätten, ohne irgend eine Frucht zu bringen.

Jetzt aber sei nicht besorgt um Philosophie und Kunst, oder irgend sonst etwas, das zur Bildung der Menschen gehört. Laß nur erst unsere praktischen Verhältniße vollendet sein, so wird das alles wie von selbst wieder hervorwachsen. Ist es aber dieser praktischen Entwickelung auf irgend eine Weise hinderlich oder damit im Widerspruche, so ist nichts daran gelegen, wenn es untergeht.

Wie? rief ich hierauf, keine höhere Bedeutung schreibst du jener großen Erschütterung zu, welche den menschlichen Geist aus allen seinen im gemeinen Leben haftenden, weit verbreiteten Wurzeln riß? Für nichts anderes siehst du jene tief dringenden Bestrebungen an, als für einen schweren Wahn der Leidenschaft, die mit dumpfem Triebe alles um sich her niederdrückend, nur deshalb phantastisch zu bilden beginnt, weil sie das übrige Leben doch einigermaßen wieder ersetzen muß, die aber verfliegt wie ein Traum, sobald eine plötzliche Befriedigung, oder ein Trieb anderer Art die dunkele Wolke von der Seele weggerissen hat? Wahrlich, wenn ich diese Ansicht hegte, so weiß ich nicht, wo ich den Muth hernehmen würde, irgend einen gegenwärtigen Zustand für etwas anderes als eben so einen Taumel zu halten, und noch auf irgend etwas als auf Wahres und Aechtes zu bauen! Denn auch damals fühlte man sich leicht und frei, als es hieß, an Kunst und Wissenschaft müsse der Deutsche sich halten, das sei doch eigentlich sein wahres Feld, darin werde sich seine Größe

und ſein Ruhm wieder erzeugen, eine darauf gegründete, vollendete Bildung auch die anderen Güter, die er etwa verloren haben möchte, wieder gewinnen. Freilich drehte ſich nicht ſo bald die Kugel des politiſchen Glückes nach der anderen Seite, als es plötzlich lautete, nur Freiheit und That mache den Werth des Mannes, durch das Wiſſen aber ſei die Sünde in die Welt gekommen, welches letzte ſich ein Theil der Jugend nicht vergeblich hat predigen laſſen. Indeſſen iſt dieſe Aufwallung bei dem Erwachen zu einer neuen Regung des Lebens ſchön und liebenswürdig; aber daß du eine ſolche Stimmung bleibend machen willſt, wie es jetzt ſcheint, das muß mich in der That erſchrecken.

Du willſt mich, erwiedert' er, wohl abſichtlich mißverſtehn? Nicht das Wiſſen tadeln wir, ſondern nur das einſeitige, lebloſe, bloß ſchulmäßige Wiſſen, welches ſich in ſpitzfindige Grübeleien vertieft, und Luſt und Kraft zum Handeln untergräbt. Jenes Lob der Allgemeinheit und Reinheit, welches du den Gegenſtänden der Philoſophie und Kunſt ertheilteſt, iſt freilich ſehr zweideutig; denn nur allzu nah iſt mit dieſen Vorzügen die Gleichgültigkeit gegen das Wirkſame und Gegenwärtige verknüpft. Aus dieſer allein konnte das leere Formelſpiel entſtehn, womit man, wie mit Zauberworten, das ganze Weltall zu beherrſchen meinte. Ich brauche dir nur den neueſten Idealismus anzuführen, der mit ſeiner ſcharfen und einſeitigen Richtung ſich ſo vieler Köpfe auch außerhalb

der Schule bemeistert, aber alle auf ganz schiefe und unpraktische Sonderbarkeiten geführt, sie über die einfachsten Lebensverhältnisse verwirrt hat.

Fast möchte ich mich wundern, sagte ich, daß du grade diese Philosophie nennst, da sie doch so vielen von dem höchsten praktischen Werthe scheint, und besonders auf die Gemüther mancher jungen Leute eine außerordentliche sittliche Macht ausgeübt hat. Selbst mit dem Streben des Zeitalters stimmt sie, genau betrachtet, in den meisten und wichtigsten Rücksichten überein, so sehr sie auch eine ganz neue und unerhörte Ordnung der Dinge aufzustellen meinte, dies vielleicht nur, weil sie sich als eben so neu erkannte wie diese neue praktische Richtung. Ja diese Philosophie, die nicht lange zuvor als ein gefährlicher Atheismus verfolgt worden war, weil sie, wie es schien, keinen persönlichen Gott, sondern nur eine moralische Weltordnung anerkannt hatte, nahm zuletzt selbst Religion an, und wurde sogar von vielen wie ein wunderthätiges Evangelium verehrt.

Hieran, gab er zur Antwort, kannst du recht sehn, wie weit es von den Namen und Formeln bis zu den Sachen ist. Denn es ist wohl nicht zu bezweifeln, daß dieser Philosophie die Religion nur von außen aufgetragen werden konnte. Und auf diese Art hat auch die Religion nur auf sie gewirkt; sie hat höchstens ihre blind einseitige Richtung durch Machtsprüche unterstützt, so wie dies System seine ganze praktische Bedeutung immer nur durch den

Zwang erhalte konnte, den es den einfachſten Thatſachen anthat, um ſie unter ſeine einmal genommene Richtung zu beugen.

Und doch, ſprach ich, wirſt du wohl nicht verkennen, welcher großen und auf immer denkwürdigen Erfindungen wir durch eben dieſe Philoſophie theilhaftig geworden ſind.

Warum aber, Freunde, rief hier Florentin, haltet ihr euch bei eurem Streite grade an dieſes Syſtem, welches ſchon durch den abſondernden Namen des Idealismus beweiſt, wie einſeitig es iſt? Sehr mit Recht, aber vielleicht gegen dich ſelbſt, bemerkſt du, Eberhard, daß grade dieſe Schiefheit in unſerer Zeit einen Schein von praktiſcher Anwendbarkeit bewirken konnte. Denn je einſeitiger eine Formel iſt, deſto leichter iſt ſie in beſtimmte Worte zu faſſen, deſto ſicherer fühlt man ſich gegen das Bedürfniß, die Widerſprüche, die wohl aus der verwickelten menſchlichen Natur entſtehen könnten, aufzulöſen, und ſieht nur das, welches leicht zum Schweigen gebracht iſt, dieſe Widerſprüche niederzuſchlagen.

So iſt es gewiß, ſprach Eberhard darauf; aber welche Philoſophie hat uns denn mehr Frucht gebracht? Muß nicht jede, ſo lange ſie Schulphiloſophie iſt, und ſich beſtimmter, enger Formeln bedient, von einer gewiſſen Seite herkommen, und eben deshalb eine unkräftige Abſtraktion werden? Für das unendlich reiche wirkliche Leben und die praktiſchen Anſchauungen, die es ausmachen, kann es unmöglich

eine begrenzte und begrenzende Formel geben, wonach man es berechnen könnte. Wer aber solche Formeln sucht, wo sie nicht hingehören, der ist doch wohl ein Pedant?

Wenn aber, fiel ich ihm ein, dieses wirkliche Leben so unendlich mannigfaltig ist, woher willst du denn irgend einen Leitfaden zur Einsicht in dasselbe nehmen? Und ohne diesen würde sich doch, wie es mir wenigstens scheint, die Erkenntniß desselben ins Unendliche zerstreuen.

Aus der Begeisterung, rief er, durch die lebendigen Ideen, und aus der Geschichte, in welcher diese Ideen sich nicht nach einem von außen angelegten Maaße, sondern in ihrer ganzen Fülle und Lebenskraft frei entwickelt haben.

Hierin, versetzte Florentin, könnte ich dir vollkommen Recht geben, wenn du nur diese Ausdrücke ganz so meintest, wie ich freilich nicht glaube daß du sie meinst. Denn auch die Spekulation ist eine Geschichte, aber die des allgemeinen Selbstbewußtseins, und nichts anderes als die vollkommene und sich selbst erschöpfende Selbstentfaltung der Ideen. Und in diesem Sinne ließe sich dir wohl zeigen, daß durch sie erst das eigentlich Existirende recht erkannt und sogar geschaffen werde. Wenn nun Adelbert sein Philosophiren auf dieses Ziel richtete, so möchten ihm deine Vorwürfe leicht ein Unrecht thun, das du selbst nicht wollen kannst.

Es wird dir schwer werden, sprach Eberhard, mich

mich hievon zu überzeugen. Bei dieser Erforschung des allgemeinen Bewußtseins wirst du doch immer von einer Grundlage ausgehn, die an sich und schechthin vorausgesetzt werden muß; und eben eine solche scheint mir dem historischen und praktischen Bestreben nur allzu sehr im Wege zu stehn.

Ich will es versuchen, sagte Florentin darauf, mich dir deutlich zu machen. Du mußt also nur erst einsehn, daß wir nicht von dem allgemeinen Bewußtsein als einem bloßen Begriffe, noch als einem inneren Zustande der Seele für sich ausgehn dürfen, sondern dasselbe als die Entwicklung des ganzen vollen Lebens unseres Inneren und zugleich des in diesem als in einem Mittelpunkt vereinigten Weltalls begleiten müssen. Was dann beim Spekuliren in uns vorgeht, eben das geht auch außer uns in der Natur und im menschlichen Geiste überhaupt vor, und ist so auch äußerlich erkennbar, wenn gleich nur dem verständlich, der jene Laufbahn, welche das Weltall beständig in sich selbst kreisend zurücklegt, in seinem Inneren ebenfalls verfolgt hat. In der Natur stellt sich auf verschiedenen Stufen gesondert, und gleichsam gehemmt, in der Geschichte nicht minder als gesetzmäßige Entwickelung nach einander eben dasselbe dar, was in unserem Bewußtsein in einander liegt, und durch die Entfaltung desselben, welche der Philosoph nach nothwendigen Gesetzen vornimmt, darin erkannt wird, so daß, wenn wir im Stande wären, einen jeden Moment dieser Entwicklung mit unserer

Anschauung vollkommen zu durchdringen, wir darin auch das gesammte Wesen der Dinge als gegenwärtig wahrnehmen würden. Denn ein jedes Ding ist in sich eine Monas, welche ein Weltall in sich schließt. Etwas der Art erlangt aber wirklich der Philosoph, indem er den Standpunkt ergreift, wo das vollkommene Wissen von sich selbst zugleich ein Wissen vom vollkommenen Wesen ist, und indem er das, was darin als in seinem Grunde liegt, bis zu seinem vollständigen Dasein entwickelt. Dadurch gelingt es ihm, sich in das Selbstbewußtsein des Weltalls zu versetzen, und an den vollkommenen Rathschlüssen desselben Theil zu nehmen. Ja auf diesem Wege bauet er sich das Weltall aus dessen eigenem Grunde auf, bis er dahin gelangt ist, wo eben dieser Grund wieder als die Spitze frei über demselben schwebt, so daß es ganz in sich selbst aufgeht und vollkommen durchsichtig geworden ist. Ihm erneuet sich die uralte Sage, daß alles Eins sei, in der gegenwärtigen Erfahrung; er nimmt wahr, wie alle Dinge sich zu einander neigen, ein jedes aber sein Entgegengesetztes erregt und hervorruft, um erst in Gemeinschaft mit diesem in sich selbst vollständig zu werden, wie also jedes mit dem anderen in seiner inneren und wesentlichen Beschaffenheit dasselbe ist, und nur durch Abstufung und Beziehung sich von ihm unterscheidet. Indem er also den inneren und nothwendigen Grund aller Dinge auffaßt und durchdenkt, ist ihm dieser nicht bloß als allgemeine Form

der Erkenntniß gegeben, sondern in demselben nimmt er zugleich das vollkommene Walten und Wirken der Kräfte wahr, und die Idee, welche sich als Einheit dieser Kräfte durch ihr eigenes Leben von dem Grunde loswindet zu einem gegenwärtigen Dasein. Das ist es ja eben, wodurch die wahre Philosophie, welche den Weisen von den ältesten Zeiten her allein für eine solche gegolten hat, und aus vielfältiger Verhüllung und Verdunkelung erst unter uns wieder hervorgezogen worden ist, sich von jenem leeren Spiele mit Begriffen unterscheidet, welches in Deutschland sich lange ihren Namen angemaßt hatte. Weit gefehlt, daß dem Philosophen diese leeren Hülsen der Wahrheit genug sein sollten! Er begnügt sich nicht einmal aus den Sagen und begeisterten Weissagungen der Vorzeit von dem wahrhaften und lebendigen Dasein des All vernommen zu haben, sondern in sich selbst erfährt er als gegenwärtig, und wie das Schicksal seines eigenen Selbst das allgemeine Leben, und genießt dasselbe mit, indem er dessen ganze Harmonie im Mikrokosmus vollendet. Denn er durchwandert in seiner Construction, die aber beständig von gegenwärtiger, wahrnehmender Anschauung begleitet ist, den ganzen magischen Kreis, und wie Empedokles sagt, wird er Baum und Fisch und Vogel, und zuletzt auch nicht bloß ein Mensch, sondern selbst ein starker Heros, ja ein seliger Gott. Nach dieser Vollendung aber kann ihm nichts mehr ein einzelnes, mangelhaftes Ding sein, wie die Gegenstände der ge-

meinen Wahrnehmung, die zerstreuten und zersplitterten Stücke des großen Ganzen, sondern auch jedes Besondere betrachtend, ist er im Mittelpunkt, welchen er überall mit sich hinzubringt, indem er in seiner Seele die selige Einheit Gottes und der Natur als den Schlüssel des Weltalls, bewahrt. Doch zu weit schon habe ich mich vielleicht verstiegen, da ich dir, Eberhard, bloß zeigen wollte, wie allerdings die Philosophie das wirklich Geschehende und Lebendige auffaßt, und also gar nicht für ein bloßes Formelwesen gehalten werden darf. Grade im Gegentheil greift sie recht vollständig ein in das eigenste Wesen der Weltverhältnisse, und wo aller anderen Erkenntniß immer noch etwas unauflösliches, ein undurchdringlicher Rest der Rechnung übrig bleibt, da ist für sie nur Durchsichtigkeit und vollkommenes Gleichmaaß der Gegensätze. Dieses aber macht eben, daß diejenigen, welche das praktische Leben bloß da finden wollen, wo dunkle Antriebe oder einzelne und zufällige Beweggründe herrschen, jene Uebereinstimmung, ja Einheit des Erkennens und Handelns mit dem Absoluten für etwas ganz außer der Welt liegendes und bloß ersonnenes halten. Und doch beruht hierauf jede Art der höheren Erkenntniß und jede Darstellung von Ideen auch in der wirklichen Erscheinung. Darum strebten auch die edelsten unserer neueren Dichter und Kunstlehrer mit Recht, das Wesen der Handlungsweisen zu ergreifen, welche sie ausüben oder deren Ausübung sie lehren wollten, und sie aus

der absoluten Erkenntniß zu schöpfen. Dieser Grundsatz, alles in seinem Kerne und seiner Wurzel aufzufassen, würde kräftig und im Zusammenhange verfolgt, uns eine neue Welt der Kunst herbeigeführt haben, und vielleicht hätte sich seine Anwendung auch auf Staat und Religion und alles andere, was uns theuer und werth sein muß, ausgedehnt. Denn nur durch ihn kann es zu Werken kommen, wie die Werke der Idee sein müssen, in deren jedem sich ein ganzes Weltall abspiegelt, nicht aber durch das Herumirren unter zerspaltenen und zerstreuten Erscheinungen. Im Wesentlichem muß ja eine jede Darstellung einer Idee zusammenfallen mit der Construction des Universums, nur daß sich diese an einer besonderen Stelle wiederholt. Ein jedes Kunstwerk muß auch eine solche Construction sein, die aber ganz durch den Gegenstand erschöpft und selbst objektives Dasein geworden ist, so wie die Construction des Philosophen wiederum alles was Gegenstand ist, in ein Wirken der allgemeinen Kräfte auflöset. Wenn du nun, Eberhard, einen jeden solchen Standpunkt, auf welchem sich im wirklichen Leben der innere Organismus des Ganzen wieder erzeugt, eine lebendige Idee nennen willst, worin ich dir nicht Unrecht geben würde, so stimmen wir beide vollkommen überein, aber dann begreife ich auch nicht, wie du die Philosophie in ihrer systematischen Gestalt, durch welche doch allein das innere Band aller dieser Ideen erfaßt und aufgedeckt wird, so verhöhnen kannst.

Lieber Florentin, ſagte ich hierauf, die Töne, welche du da anſchlägſt, erregen in mir Erinnerungen, die mit einem Gefühl von Ehrfurcht verbunden ſind, ſo daß ich mich, wenn es mir erlaubt ſein könnte, wiewohl der Vergleich nur von Einer Seite paſſen würde, mit dem Platoniſchen Sokrates vergleichen möchte, der wieder mit Homers Worten bezeugt, wie ehrwürdig und furchtbar ihm Parmenides ſei. Dennoch tritt auch mir, was deine Aeußerungen über den Sinn der Philoſophie und beſonders ihre Anwendung betrifft, manches Bedenken entgegen; dergleichen aber auszuführen, möchte uns in ein zu ernſtes und weitläuftiges Geſpräch verwickeln. Und darauf möcht' ich mich um ſo weniger einlaſſen, da ich bemerke, wie alles um uns her ſchon durch dieſen tieflautenden Anfang zur Stille gebracht worden iſt.

Auch an uns, ſprach Arnold hierauf, wird die Reihe zu ſprechen kommen; und es wird uns ſehr nahe liegen, uns in das Geſpräch zu miſchen, da wir ſehn, daß ihr ſo feſt an einer Art zu philoſophiren haftet, die wir zwar ſehr verehren, der wir aber wünſchen müſſen, daß eine neue Wendung auch ſie zu unſerem Ziele führe, weil ſonſt das, was uns das Heiligſte iſt, ſehr dadurch gefährdet werden möchte.

Wie meinſt du dies? fragte Florentin.

Kann denn, verſetzte Arnold, irgend etwas Feſtes und Heiliges, ein letzter Troſt und eine unerſchütter-

liche Stütze für alles Sehnen, Denken und Handeln in einer Weltanſicht gefunden werden, welche alles in einander auflöſt, und das Weltall nach allen Richtungen vollkommen frei zu durchdringen ſtrebt? So etwas führt zum Pantheismus, welcher in der That das Gegentheil aller wahren Religion iſt, und der, weil in ihm keine auf ſich ſelbſt beruhende, und unmittelbar das Leben hiſtoriſch anregende Thatſache gefunden wird, eben jene Gleichgültigkeit und Kälte mit ſich bringt, die Eberhard vorhin ſo treffend ſchalt. Denn wenn ſich das höchſte und allein vollkommene Weſen, welches wir Gott nennen, doch wieder in allgemeine Beziehungen und Conſtructionen auflöſen läßt, wie kann es dann noch als der Urſprung und lebendige Mittelpunkt von allem erkannt werden, da wir es eben ſo gut in ſeinen Beſtandtheilen und deren Zuſammenſetzung ſuchen können?

Grade dieſes war es, ſprach ich hierauf, lieber Arnold, was ich über Florentins Aeußerungen bemerken wollte. Auch mir iſt das höchſte Bedürfniß ein ſolcher feſter Halt, auf den wir in allem bauen können, und welcher die ſtets gegenwärtige und doch unerſchütterliche Einheit aller unſerer Beſtrebungen und Erkenntniſſe ausmache. Ohne dieſen werden wir nie etwas ſein, ſondern uns alles nur einbilden, indem wir nur in Verhältniſſen und Beziehungen und nicht in dem Kern und Weſen von allem leben.

Wie höre ich das von dir, ſprach Arnold, was

ich dir nach deinem philosophischen Streben gar nicht zugetraut hätte?

O Freunde, rief Florentin, wie könnt ihr euch selbst so mißverstehn, und ein solches mechanisches Verhältniß zu einer außer der Welt gedachten Gottheit suchen? Was außer einander liegt, kann sich immer nur äußerlich berühren, mechanisch auf einander einwirken, und nie vollständig in einander übergehn. und welche festere Grundlage verlangt ihr noch, als die, welche ich mit dem wahren ihr zukommenden Namen den Grund der Dinge genannt habe, und die mit ihrem eignen Dasein, in welchem sie sich als die lebendige Gottheit offenbart, Eins und dasselbe ist?

Laß uns also, versetzt' ich, auch diesen Grund annehmen, und sein Verhalten, wie du es beschreibst, so werden wir das Wesen von allem doch nur in ihm erkennen, sofern wir uns in dieses Allgemeine versetzen und hineindenken; in unserem besonderen wirklichen Leben aber, welches nur durch den Streit der Kräfte besteht, wird uns eine solche Einheit fehlen.

Wenn wir der vollkommenen Erkenntniß theilhaftig sind, sagt' er darauf, so wird uns diese Einheit des Grundes und des göttlichen Lebens überall und in allen Verhältnissen begleiten.

Dann müßten wir, sagt' ich, überall auch das wirken können, was diese Einheit wirkt, das heißt wir müßten schaffen, wir müßten unmittelbar Natur hervorbringen können, oder der Magie theilhaftig

werden. Denn alle Bedingungen, welche bei der urſprünglichen Schöpfung oder Weltentſtehung ſtatt fanden, wären alsdann in unſerem beſondern Bewußtſein vereinigt, welches, ſo gedacht, in der That zugleich die allgemeine wirkende Seele der Welt wäre, nur in einer beſondern Geſtalt.

Wer weiß, erwiedert' er, was dem Menſchen zuletzt möglich wäre, und was ihm wohl ſchon ſonſt, ehe ſein Weſen ſo durch Reflexion geſpalten, und als es noch in dem Centro mit ſich ſelbſt einig war, möglich geweſen ſein mag?

Hilf uns, Himmel, rief hier Arnold, daß wir nicht weiter in myſtiſche Träume verſinken! Mein verehrter Reinhold, was ſagt du hiezu? Haſt du gehört, was dieſer Zauberer ſich anmaßt?

Reinhold ſchien bisher auf uns nicht viel geachtet zu haben, ſondern hatte ſich mit Chriſtian ſehr angelegentlich unterhalten, ſo daß es ſchien als ſei es um ein Geſchäft oder ſonſt um eine Verabredung zu thun. Doch hatte er nicht alles überhört, und ſagte auf den Zuruf Arnolds: Ach, liebe Freunde, was ſoll das alles? Ich denke doch, wir haben dergleichen, in ſofern darin ein ganz willkührliches Streben nach übermenſchlicher Weisheit liegt, endlich hinter uns. Das ſind die Ausartungen und Krankheiten unſerer deutſchen Philoſophie, ſo wie der heutige willkührliche Katholizismus eine Ausartung des unter uns ſo dringend gewordenen Bedürfniſſes nach Religion iſt. Wem ſein Beruf, und die Forderung

der Zeit, und das sittliche Grundverhältniß, worauf all unser Handeln und Wirken beruht, ganz klar geworden ist, der wird nicht mehr auf solche Vorspiegelungen der Einbildungskraft gerathen, welche nur aus unaufgelösten Räthseln entstehn. Laßt uns doch lieber, wenn ihr es mögt, dahin wirken, die verworrene Masse von Verhältnissen, Antrieben und Zwecken, die im praktischen Leben vor uns liegt, und der Stoff ist, welcher unserer Bearbeitung dargeboten wird, in Ordnung und Harmonie zu bringen, damit wenigstens die wahre Richtung, die das Wirken der Menschen haben soll, allen deutlich werde, und ein vernunftgemäßes Wollen sich nach und nach in jener Masse darstelle und zur Ausführung gelange. Möget ihr aber das nicht, so ergötzet euch an jenen Spielen; die Zeit wird dennoch die Keime reifen, die mit Besonnenheit in sie gelegt werden.

Du weisest uns ziemlich schnöde ab, erwiederte ich ihm darauf. Erlaube mir indeß eine vielleicht etwas alberne Frage, ob du nämlich meinst, daß es der Forschung gar nicht weiter bedürfe, um den inneren Mittelpunkt und das ewige Wesen jener Grundverhältnisse, auf denen, wie du sagst, unser sittliches Leben beruht, zu erkennen, und daß man ohne diese wesentliche Einsicht eines solchen Lebens theilhaftig werden könne.

Keinesweges, versetzt' er etwas empfindlich, auch kann ich dich darüber ganz beruhigen, daß ich vollkommen über diese wesentliche Einsicht mit mir einig

hin. Jedoch ist wohl auch klar, daß nicht alle denselben Beruf haben können, so daß, wenn einige im Besitze dieser Einsicht sind, andere dagegen mehr nach der Außenseite hin zur Darstellung derselben arbeiten müssen. Denn grade zur Ordnung und Harmonie, wie im körperlichen Weltall, so vorzüglich im Staate, gehört doch das wohl am wesentlichsten, daß die Bestimmung und der Beruf der verschiedenen mitwirkenden Theile und Kräfte gehörig vertheilt sei.

Das Schwierigste, sagte ich lächelnd, wird dann wohl sein, den zu finden, der diese Vertheilung vornehmen soll. — Und ich wollte noch weiter sprechen, als Reinhold sich wieder zu Christian wandte, der unterdessen mit sehr tiefdenkenden Mienen in etwas ganz anderes versunken da gesessen hatte, und Eberhard sich laut des Gesprächs mit diesen Worten bemächtigte: Aber, Freunde, wir gerathen zu tief in den schweren Ernst. Laßt uns den frohen Geist des Mahles und seine leichtere Begeisterung nicht verscheuchen, und stoßt darum mit mir an auf die neue Zeit, die uns ein frisches deutsches Leben herbeiführen und uns von dem kalten Begriffe sowohl, als von dem trüben Hinbrüten der Mystik befreien möge!

Hierauf klirrten die Gläser, und obwohl ich mich nach der Gegenwart des Geistes, den Eberhard nicht verscheuchen wollte, umsah, schwieg ich doch und stieß mit an, worauf er in seiner Begeisterung so fortfuhr:

Laß es also immer gut sein, lieber Adelbert, mit deinem Philosophiren; es ist an sich etwas sehr bedenkliches, und, wie du ja wohl selbst dich überzeugest, in der schulmäßigen Gestalt, an welcher du noch zu haften scheinest, auch einmal nicht mehr an der Zeit. Auch hat mich Florentin noch ganz und gar nicht überzeugt, vielmehr glaube ich immer noch, daß wenn wir uns in den Abgrund der Grundanschauung stürzen wollten, den er uns aufthut, unser ganzes thätiges Leben darüber mit zu Grunde gehn würde, und auf die magischen Kräfte, die wir daraus gewinnen sollen, möchten wir vergeblich warten. Hiemit könnten wir jetzt fertig sein; denn die Systeme, die in der bunteſten Mannigfaltigkeit einander gejagt, scheinen den Stoff, der wenigstens für diesmal dieser Art von Forschung gegeben war, erschöpft zu haben; darum konnte nur eine allgemeine Abspannung folgen. Es wird also schwer sein, etwas zu ersinnen oder zu sagen, das nicht schon einmal da gewesen wäre, und es ist dagegen nur allzu leicht sich hierin zu täuschen und sich für den Erfinder neuer Ideen zu halten, wenn man das Alte in neue Ausdrücke, Formeln und Zusammenstellungen gebracht hat. So ein Treiben hat aber jetzt, nachdem es seine Zeit gedauert, keine Lebenskraft und keine Frucht mehr. Ja schon bevor es ganz verfiel, war es ausgeartet, denn unmöglich konnte doch eine solche nur erzwungene Anspannung natürliche und fruchtbare Wirkungen haben, da der ganze Ruhm und Werth des Einen immer darin be-

ſtand, noch den Andern zu überdenken, und ſpitzfindiger, kühner, vorzüglich aber paradoxer und eben deshalb mit immer geringerem Erfolg für das wirkliche Leben zu grübeln. Indeſſen hat es gewiß für ſeine Zeit auch ſeinen Werth gehabt; aber was nicht mehr wirken kann, das muß untergehn; was ſollten wir darüber noch klagen, oder es ferner hochachten, da wir nähere und erſprießlichere Dinge zu thun haben!

Daß du jenes Beſtreben auch nicht mehr achten willſt, ſagte ich, das kommt mir doch etwas frevelhaft vor; denn auch die jetzige Art und Weiſe wird vergehn, und jene haſt du doch auch wohl in einem gewiſſen Grade, ſo weit du etwa konnteſt, mitgemacht.

Freilich, verſetzt' er, waren wir alle auf gewiſſe Weiſe darin befangen, jetzt aber ſind wir froh, daß die Binde, durch die wir damals, wie die Magnetiſirten durch die Wände, hindurch ſehn wollten, von ſelbſt gefallen iſt. Was todt iſt, das iſt Ein für alle Mal todt; hat unſer jetziges Streben ausgelebt, ſo wird es auch todt ſein, und ich werde es dann wahrhaftig nicht bedauren. Es iſt ja ſo nur die Vorbereitung und Anſtalt zu einem beſſeren Leben; die Wirkungen aber, in welchen eben dieſes beſſere Leben beſtehn wird, ſollen, hoff' ich, dauernder ſein.

Das hofften nun wohl jene, ſprach ich, von ihren Bemühungen auch; ja es mochte wohl manche geben, die gar ihren Zweck in der Beſtrebung ſelbſt fanden, indem ſie etwa dachten, daß in einem reinen

und ächten Streben nach Wahrheit, die Wahrheit immer von selbst gegenwärtig sei, oder sich wenigstens, seiner eigenen wahrhaften Natur wegen, ihm nie ganz entziehn könne. Sonst kann ich freilich nicht anders als dir zugeben, daß es eine verfängliche Sache mit dem Philosophiren sei, zumal wenn es eben als Anstalt zu etwas außer sich behandelt wird, da die Probe des Erfolgs so leicht angestellt werden kann. Indessen rührt das vielleicht den Philosophirenden weniger, als es scheint; denn die Stimmung und die Folge von Gedanken, die ihn auf ein System führt, ist gar leicht im Stande auch die wirkliche Welt, die ja eben durch dieses System erkannt werden soll, in das Licht desselben zu rücken, und sie ganz dem angemessen erscheinen zu lassen.

Wahrhaftig, sprach Eberhard mit einer Miene der Ueberlegenheit lachend, da rühmst du mir kein geringes Glück des Philosophen, wenn er sich so fest in seine Grübeleien einspinnen kann, daß die Außenwelt, an der er sich orientiren sollte, mit hineingesponnen wird!

Das meine ich eben, fuhr ich ruhig fort, daß dieses noch ein Glück für ihn ist. — Hierüber lachten die meisten laut, doch ließ ich mich nicht stören, und sagte weiter: Aber das ist schlimm für ihn, daß er, in einer Zeit, wo klares Selbstbewußtseyn so herrschend ist wie jetzt, andere schwer verleitet sich mit ihm einzuspinnen. Denn wie du sagtest, es ist gar zu schwer, etwas neues zu erfinden. Hätt' er

auch wirklich einen ganz neuen Gedanken, und wäre tief eingedrungen in das bisher verschlossene Wesen irgend eines Gegenstandes, welches er nun mit Lust und Herzensfreude aufschlüge, in der frohen Erwartung, daß alles herzukommen, und sich mit ihm des neu errungenen Besitzes freuen werde, so würd' er davon den Lohn haben, daß jeder bei den früheren Philosophen nachsuchte, ob er nicht dort eine ähnliche Formel oder auch nur Floskel fände, welches, da alles schon so erschöpft ist, wie du sagst, niemals fehlen kann; und dann beruhigt man sich bei dem Ausspruche, dies seien alles schon bekannte Sachen, nur in neuen Redensarten, um so lieber, je mehr man, in die gegenwärtigen großen Angelegenheiten vertieft, es meidet, in eine andere Welt zu schauen, um sich nicht in seiner eignen, auf den unmittelbaren Erfolg gerichteten Thätigkeit irre machen zu lassen. Ja, was vielleicht noch schlimmer für den Philosophirenden ist, der Umtrieb einer lebendigen Thätigkeit selbst schlägt eine solche Menge von Funken aus den Geistern hervor, und, bei dem herrschenden Abscheu vor schulgerechten Systemen, ist es einem jeden so nöthig sein System für jeden besonderen Fall selbst hervorzubringen, daß es gar nicht mehr möglich ist, etwas im Zusammenhange zu lehren, was nicht jeder schon tausendmal einzeln, und nicht bloß von dieser Einen Seite, sondern in der lebendigsten Abwechselung mit tausend anderen und vielleicht widersprechenden Wahrheiten selbst erkannt und aufgefunden hätte. Wer

Wer also glaubt allein eine solche, und noch dazu für alle Fälle einer gewissen Art gültige Wahrheit gefunden zu haben, der muß sich noch glücklich schätzen, wenn ihm nicht eine von den widersprechenden, für allerlei andere Fälle bestimmten Wahrheiten entgegengesetzt, sondern ihm das höchste und belohnendste Zeichen der Billigung zugetheilt wird, das Zeugniß, daß man schon lange dasselbe gedacht habe. Ein solches für einen bestimmten Fall gefundenes System heißt, wenn ich nicht irre, eine Ansicht: und es ist fast unmöglich, daß eine noch so tief erforschte und ergründete Wahrheit, nicht schon einmal in einem besonderen zufälligen Ausdruck einer solchen Ansicht, deren es mehr giebt als Sand am Meere, vorgekommen sein sollte. So ist denn allerdings der Philosophirende heut zu Tage, von allen Seiten betrachtet, in einer höchst bedrängten Lage, und du hast nicht Unrecht, wenn du einen jeden, sich darauf einzulassen, nachdrücklich abmahnst.

Dein Spott, sprach Eberhard hierauf, ändert die Sache nicht; ich glaubte aber dich auf einem besseren Wege zu haben.

Wahrlich, sagte nun Arnold, dieser Spott ist auch gar eben nicht gefährlich. Denn wenn Adelbert das praktische Leben verhöhnt, weil es allerdings für einzelne Handlungen auch rechtfertigender Grundsätze bedarf, so sollt' er doch bedenken, wie sehr im Gegentheil wieder ganze spekulative Systeme von der praktischen Richtung ihrer Zeit abhängig sind, und oft

nur

nur den Sinn derselben in allgemeinen Formeln ausdrücken müssen, so wenig sie es vielleicht selbst zugeben möchten.

Darin hast du auch nicht Unrecht, sagte ich, und das ist freilich ein Tribut, den die Philosophie der Hinfälligkeit der menschlichen Dinge nie ganz entziehn kann. Wohl ist es nicht zu leugnen, daß Kants Ideen über den Staat, über Freiheit und Gleichheit, über die Theilung der Staatsgewalten, und vieles der Art, vermuthlich eine andere Gestalt angenommen haben würden, wenn sie nicht zur Zeit der französischen Revolution erdacht worden wären. Wie sehr Fichte im Dienste der Zeit stand, die er so heftig und kräftig zu bekämpfen glaubte, hat wohl Friedrich Schlegel treffend genug bewiesen; und wer hieran noch zweifelte, dem könnte man leicht aufweisen, wie in seiner Darstellung des Zeitalters sich nur dieses Zeitalter selbst abmalt. Und außer dieser Schwäche ist die Philosophie zugleich mit noch einer anderen höchst seltsamen und nicht sehr angenehmen Eigenschaft behaftet, weshalb man sie etwa mit der Weissagung der Kassandra, oder auch mit dem Steine des Sisyphos vergleichen möchte. Wenn sie nämlich zuerst in der ganzen Fülle ihrer Kraft und voll lebendiges Geistes auftritt, so will die Menge der Menschen durchaus nicht daran glauben, und stößt sie fast krampfhaft als Neuerung und Frevel von sich; nur wenige Eingeweihte schließen sich an sie an, und leben äußerlich als eine gedrückte Kirche, desto stolzer

aber in ihrem Inneren, und zuletzt so eifersüchtig auf die neue Weisheit, daß sie diese nicht einmal der unheiligen Menge hingegeben wünschten. Kaum haben sie aber mit der äußersten Anstrengung das System bis auf den höchsten Gipfel gewälzt, so rollt es auf der anderen Seite von selbst in die Ebene hinab. Da wird es dann platt getreten von eben jener Menge, die es sich hiedurch vollkommen zueignet, und was vorher unerhört und unbegreiflich schien, nimmt nun die Stelle des Hergebrachten ein, und wird die Schutzwehr der Alltäglichen und Geistlosen gegen irgend eine neue herandrohende Idee, der es aber auch bald eben so ergehn wird. Sollte man diese Erscheinung etwa daraus erklären müssen, daß die Zeit in einer solchen Philosophie beim ersten Anblick sich selbst gar zu ähnlich dargestellt, ja mit einer Art von Gespenstergrauen ihr eigenes Inneres darin entfaltet sähe, und voll Schrecken sich selbst einzureden suchte, nicht das Allzubekannte sehe sie, sondern etwas ganz fremdes und unerhörtes, nachdem es aber durch vielfältiges Berühren und Betreten abgenutzt und mit der Farbe des alltäglichen Lebens überzogen worden, gewöhne sie sich daran, und erkenne mit Behagen ihre Eigenthümlichkeit, nur in Einen Punkt oder Eine Formel gesammelt, wieder? Dann wäre dies noch ein Beweis mehr, wie sehr die Philosphie den Sinn der jedesmaligen Zeit abzuspiegeln genöthigt ist. Wenn aber so große Männer, wie die vorhin genannten, diesem vielleicht

scheinbaren, vielleicht auch wahren Uebelstande nicht entgehn konnten, so ist wenig Hoffnung dazu für irgend sonst jemand zu finden. Auch ist diese Betrachtung sehr heilsam, damit der Hochmuth, welcher in dieser Welt etwas ewig unveränderliches zu begründen meint, auf das entschiedenste niedergeschlagen werde.

Ist es nun also nicht, rief Eberhard hierauf, eine höchst verdächtige Wirkung solches Philosophirens, wenn doch jeder glaubt, er sei der Erste, der die Wahrheit gefunden habe? Ja war es nicht unerträglich, wenn die jungen Leute, welche diesen doch immer tiefen Denkern nachbeteten, mit unbegränztem Hochmuth durch irgend eine Formel das ganze Welltall zu beherrschen oder gar zu schaffen glaubten, und alles übrige desto schnöder verachteten, je weniger Geschicklichkeit und Kenntniß sie für die Anwendung sich zugeeignet hatten?

Ja, sprach ich, sehr zu tadeln sind diejenigen, welche einen solchen Stolz in die vergängliche Gestalt und Form eines Systems, und nicht in dasjenige setzen, was an allen wahrhaft philosophischen Systemen die ewige Wahrheit selbst ist. Denn dieser könnte man sich wohl nie genug freuen, und niemals zu stolz auf sie werden.

Schwer, versetzt' er, möchte beides zu unterscheiden sein. Und darum ist es ohne Zweifel besser, die ewige Wahrheit in den großen Entwickelungen der Geschichte und in unserem eigenen Berufe zu erken-

neu und die so erkannte rüstig auszuüben. So wird Wissenschaft und praktisches Leben auf das innigste mit einander verschmolzen, und wir haben dann nur eine praktische Wissenschaft und ein wissenschaftliches Handeln. Das ist es eben, mein lieber Adelbert, was ich dir so gern deutlich machen, wozu ich dich leiten möchte. Denn wirklich scheint mit dieser wunderbaren und längst gesuchten Verschmelzung eine neue Zeit angebrochen zu sein. Wie traurig stand es nicht in jeder Rücksicht um uns, als die Gelehrten mit dem beschränkten Stolze der Pedanterei die ganze Gegenwart von sich wiesen, und alles, was nicht Buchstabenwesen war, verachteten, und als die Geschäftsmänner sich eben so trocken und geistlos nur an den nächsten beschränkendsten Vorschriften hielten, jede allgemeinere Ansicht aber als gefährliche Schwärmerei verwarfen. Jetzt kann, Gott sei Dank, auch im Staate oder in der Kriegsführung niemand mehr etwas ausrichten, der nicht von Ideen angefüllt auf ein höheres Ziel, als die Befriedigung des nächsten Bedürfnisses hinarbeitet, und so wie hier die Schranken eines eng vorgezeichneten Berufes nicht mehr genügen, so wird auch in den Wissenschaften niemand, er sei noch so gelehrt oder gebildet in seinem gesonderten Fache, mehr geachtet, wenn er nicht durch zeitgemäße Gesinnung und praktisches Einwirken in das Ganze sich dem großen Berufe der Nation anschließt, und seine Absonderung dadurch gleichsam wieder gut macht. Und dahin müssen wir denn im-

mer mehr und mehr gelangen, daß Wissenschaft und praktisches Leben völlig in einander fließen, jene überall zum allgemeinen Zwecke wirke, der Staat aber ganz durch wissenschaftliche Einsicht gebaut und gelenkt werde. Nur in dieser Vereinigung kann sich erst das wahre Genie zeigen, welches, auf eine abgesonderte Richtung beschränkt, verdorren muß; nur dadurch kann Bildung und Geist unter der Nation allgemein werden, wofür wir gern ein stolzes Hervorragen einzelner unfruchtbarer Stämme dahingeben wollen.

So ist es, setzte Arnold hinzu; nur durch diese Vereinigung kann auch die Religion, nach der Adelbert so sehr verlangt, wieder belebt werden. Denn niemand verkennt wohl, daß auch sie auf der einen Seite in geistloses Formelwesen ausgeartet, und daß dadurch auf der andern nichts als leere Gleichgültigkeit übrig geblieben war. Darum müsse auch sie wieder praktisch in die großen Bestrebungen der Zeit verflochten werden, und bei ihrer Ausbildung müsse nie das Licht der Wissenschaft fehlen; dann wird unser Leben einer festen inneren Stütze nicht entbehren.

Herrliche Aussichten, sagte ich darauf, scheint ihr mir in die Zukunft zu eröffnen. Doch seh' ich noch gar nicht klar in sie hinein; denn mir kommt so vieles in den Verhältnissen der Zeit noch so sehr verworren vor, daß es gewiß schwierig sein wird, für die großen praktisch wissenschaftlichen Ansichten gleich einen Boden zu finden. Wenigstens sollte ich meinen,

die durchgreifende Anwendung allgemeiner Begriffe müsse überall Hemmung und Anstoß erfahren, wo die Verwickelung des mannigfaltigsten Interesse im Einzelnen noch so groß ist. —

Ich muß gestehn, daß ich dieses mehr aus Geist des Widerspruchs sagte, wie man sich wohl getrieben fühlt, wenn der andere recht hoch hinaus will, zum Gegengewicht eine etwas starke Abkühlung darauf zu setzen; und diesem Triebe folgt man zuweilen so, daß man sich selbst dadurch Schaden thut, und für weniger begeistert gilt, als man sein mag. Diesmal hatte Christian kaum meine Worte gehört, als er sich aus dem Gespräch mit Reinhold weg, und zu mir herwandte. Wie so? rief er rasch und heftig: wie meinst du das? Sprichst du noch immer von allgemeinen leeren Begriffen, und bist du nicht so weit gekommen, einzusehn, daß diese nur unfruchtbar und dürr sind, daß auch kein vernünftiger Mensch jetzt mehr an sie glaubt, sondern jeder überzeugt ist, der Staat müsse sich als ein organisches Gewächs von selbst entwickeln, er müsse aus Ideen hervorsprießen?

Hierüber erschrak ich fast; theils war mir Christians plötzliches und herrisches Auftreten unerwartet, theils sah ich nicht, wie ich seine zwar wenigen Worte kürzlich entwirren, und mich dagegen rechtfertigen könnte. Ich sagte also nur: Du hast mir da, Christian, so vielerlei mit wenigen Worten gesagt, daß es schwer ist, sogleich darauf zu antworten. Nur das will ich also bemerken, daß man des-

wegen, weil die Leute sich ausdrücklich und feierlich gegen leere und abstrakte Begriffe verwahren, nicht glauben muß, daß sie selbst ihnen auch wirklich entgehn. Denn oft verwünschen die Menschen den Teufel grade dann am allerheftigsten, wenn er sie recht fest in den Klauen hat.

Ich weiß nicht, fuhr er dagegen fort, ohne sich hierauf weiter einzulassen, welche Verwickelungen und Verwirrungen das sein können, von welchen du sagst, daß sie die Einführung besserer Staatseinrichtungen hemmen müssen?

So viele, versetzte ich, daß es mir unmöglich sein würde, sie dir alle aufzuzählen. Der Vornehme wird ein anderes Interesse haben als der Geringe, der Edelmann als der Bauer, der Gläubiger als der Schuldner, und so ins Unendliche; und alle diese Besonderheiten, die wir doch einmal nicht hinwegzaubern können, werden schwer zu behandeln sein, wenn ein allgemeines, wissenschaftliches System darauf angewandt werden soll. Wie viel Noth hat uns nicht schon das zuletzt erwähnte Verhältniß gemacht!

Das ist es eben, rief er darauf, daß man sich nicht daran kehren muß, was diesem oder jenem etwa unangenehm ist, wenn etwas tüchtiges entstehn soll. Manchen ist es recht gut, wenn es ihnen auch einmal schlecht geht. Warum macht man zum Beispiel nicht alle Darlehne unablöslich, oder warum hebt man nicht sämtliche Schulden auf, wie es selbst in den alten Staaten zuweilen geschah?

Ich bewundere, versetzte ich, deinen Reichthum an Hülfsmitteln, da du gleich zwei für Einen Fall bringst. Indessen sind mir diese Gegenstände nicht so geläufig, daß ich mich darüber mit dir in Verhandlungen einlassen könnte. Auch sprach ich mit Eberhard nur davon, daß die verschiedenen Bestrebungen, und insbesondere die wissenschaftlichen und die praktischen, nicht mehr so getrennt von einander sein sollten wie ehemals.

Richtig, sprach Eberhard, das war es, wovon wir ausgingen. Und wer wollte nicht von Herzen Theil daran nehmen, wie herrliche Schritte schon jetzt zu dieser Verschmelzung aller Seiten des Lebens in Ein praktisches Ganzes geschehn sind! Ist das nicht schon unendlich viel, das Anerkenntniß, daß jeder Staatsbürger, bloß weil er dies ist, sowohl verpflichtet als berechtigt sein müsse, die Waffen zu tragen, was man sonst Miethlingen überließ? Eilten nicht unsere Jünglinge von den edelsten Häusern aus den Hörsälen und Studierzimmern begeistert in den Kampf für das Vaterland? Und haben wir nicht die schönsten Früchte dieser großartigen Aufopferungen geerntet?

Was du da berührst, versetzte ich, ist etwas großes und herrliches, und man kann nicht ohne Rührung dessen gedenken; bis in alle Zeiten wird es von der Geschichte, vielleicht mit erhabener Wehmuth, gepriesen werden. Aber der bloße Begriff eines Staatsbürgers, in welchem, wie du sagst, auch

das Tragen der Waffen liegt, scheint mir nur noch nicht hinzureichen, um eine vernünftige Verfassung des bürgerlichen Lebens zu begründen. Dazu gehören doch offenbar noch eigenthümliche Verhältnisse und Berechtigungen, wäre es auch nur, damit ihm der Kriegsdienst nicht einmal geboten werde wider seinen eigenen und des Staates Vortheil und Recht. Denn eine beispiellose Uebereinstimmung in den Gesinnungen und Vortheilen der Herrscher und der Beherrschten, wie wir sie erlebt haben, kann man nicht immer annehmen. Und so könnten Fälle eintreten, wo dieses Vorrecht des Bürgers ihn um sein ganzes Bürgerrecht brächte.

Ohne Zweifel, sprach Eberhard. Deshalb aber, weil es so oder so kommen kann, muß man die ersten Schritte zum Besseren nicht verkennen, noch daran mäkeln. Denn das ist wohl auch gewiß, daß wir ohne die fürchterliche Gewalt, die uns von außen drängte, wohl überhaupt schwerlich aus jenem Zustande der Erschlaffung wären aufgerüttelt worden. Dieser ungeheuren Erschütterung, die uns bis in die Quellen unseres Lebens ergriff, haben wir die neu erstandene Tugend unseres Volkes zu danken, und diese wird es nun auch würdig machen, eine den Forderungen der Zeit angemessene und auf Ideen gegründete Verfassung zu erhalten.

Ach, lieber Freund, rief hier Christian, erwarte doch nicht mehr so viel von dieser äußeren Erschütterung! Nicht von außen kann uns das Glück kom-

men, sondern allein von innen und aus uns selbst. Darum hat sich, was die Zeit von außen her in uns geweckt hat, auch noch so wenig fruchtbar gezeigt. Die Erziehung, die Erziehung allein muß unser Volk erst von innen einer besseren Ordnung des Lebens entgegen bilden. Wir haben nur eingesehen, was an uns selbst schlecht und verwerflich, und aus welchen Keimen dies in uns aufgeschossen war. Dieses müssen wir ausrotten, und können es jetzt, und auf dem gereinigten Boden ein neues Menschengeschlecht aussäen, und es ziehn, wie die wieder erkannten Ideen es uns gebieten. So wird dieses kräftig und geistvoll aufwachsen, und gewiß zur Reife bringen, was wir in dasselbe gelegt haben.

Ja freilich, sagte nun Eberhard, du hast wohl Recht, von außen kann das Heil nicht kommen! Wir sind immer noch zu verderbt, die Besseren stehn noch zu einzeln. Darum müssen diese das neue Geschlecht erst den wahren Ideen des Staats gemäß bilden, und so ist das Geschäft des Erziehers eines der höchsten und wichtigsten für unsere Zeit. Denn wenig, woran er sich halten kann, findet er vor; er muß sich an die Gesetze der Entwickelung des menschlichen Geistes überhaupt, an den Geist der Nation im Ganzen anschließen, und so eine ganz frische Welt hervorlocken.

Nun, liebe Freunde, sagte ich lächelnd, eure Anstalten sind wenigstens so, daß wir doch noch eine gute Frist vor uns haben, in der wir ruhig und be-

haglich und voll der beſten Hoffnungen erwarten können, wie unſere Saat aufgehn wird. Mögen wir, wenn ſie aufgegangen iſt, uns recht ſehr ihrer zu erfreuen haben! Aber gewagt ſcheint es mir doch immer, daß wir Verderbten, oder wären es auch die Beſſeren unter uns, die alsdann doch immer nur die Beſſeren unter den Schlechten ſein würden, ſo großen Werth auf die Bildung legen, die wir der Jugend zu geben gedenken. Iſt in uns ſchon des Guten ſo wenig und dieſes ſo ſchwach, wie wird es nun erſt ermatten, wenn wir es abgenutzt weiter geben! Darum glaube ich, wir thäten am beſten, wenn wir ſelbſt noch ferner in uns gingen, uud auf jede Weiſe unſere Schuldigkeit zu thun verſuchten, zumal da wir jetzt, wie ihr alle ſagt, zu einem neuen Leben erwacht ſind. Und unſeren Kindern wird es dann auch nicht übel gefallen, wenn ſie ſchon in einer vernünftigen Verfaſſung aufwachſen. Sprechen wir aber beſtändig von Verbeſſerung und Ideen und der Bildung des neuen Geſchlechts, und laſſen dabei an unſerem Theile die Uebel, die wir einzuſehn glauben, immer weiter einreißen, ſo werden wir uns ſchlechten Dank von unſeren Nachkommen verdienen, da wir nur die Laſt vermehren, die wir ihnen abzuwälzen geben.

Wir meinen ja auch nicht, ſprach Eberhard, daß wir unſere Hände ganz in den Schooß legen ſollen. Grade im Gegentheil ſollen wir mit allen unſeren Kräften hinarbeiten, um die vernunftgemäße Verfaſſung zu begründen; nur große Hoffnun-

gen ſollen wir uns nicht gleich mit frevelhaftem Uebermuthe vorſpiegeln, ſondern dieſe erſt auf ein reineres und beſſeres Geſchlecht ſtützen, da an uns noch zu feſt die Schuld unſerer Väter haftet. Freilich haſt du ſehr Recht, daß ohne eine wohl abgewogene und ernſtlich gemeinte Staatsverfaſſung auch das Gute, daß unter uns noch leben mag, nicht dauren noch fortwirken würde. Aber hier zeigt ſich eben am deutlichſten, wovon ich dich von Anfang an zu überzeugen ſuchte, daß die Wiſſenſchaft durchaus praktiſch werden muß; denn ohne wiſſenſchaftlich erkannte und verſtandene Ideen läßt ſich eine ſolche Verfaſſung nicht entwerfen.

O, Liebſter, rief hier Chriſtian abermals, wenn ich nur nicht immer noch den leeren Schall des Worts Verfaſſung hören müßte! Kommt es denn auf das an, was man wohl eine Verfaſſung zu nennen pflegt, auf die feſtgeſtellte allgemeine Regel der Verhältniſſe im Staate, die doch immer nur eine leere und kraftloſe Form ſein kann, ja auf das Papier, worauf dieſe Form verzeichnet iſt? Die Verwaltung, Freund, iſt unendlich wichtiger zum Heile des Staats; denn in dieſer zeigt ſich das Prinzip des Staats lebendig und thätig. Durch ſie allein, iſt eine beſtändige wirkſame Leitung der Angelegenheiten und der Menſchen zum Guten möglich, wie dich auch die Erfahrung überzeugen wird, wenn du das politiſche Leben der Länder betrachteſt, in welchen die Freiheit am meiſten blüht. Denn es wird dort allein

durch die lebendige Verwaltung in seiner Kraft erhalten.

Mit der Verfassung allein, sprach Eberhard darauf, ist es freilich nicht gethan; und in der That kann man sich wohl trösten über den Mangel einer solchen Form, wo nur das Leben kräftig und lebendig ist, welches denn allerdings am meisten sich in der Verwaltung zeigen muß. Wir haben ja auch gesehn, was alle Verfassungen in Frankreich und in den von da aus gestifteten Staaten gefruchtet haben, und daß sie nur dem willkührlichsten Despotismus zum Deckmantel dienen mußten.

Die Wissenschaft, sagte ich, wird also nun wohl nicht die Rolle spielen, die du ihr vorhin zutheilen wolltest, Eberhard! Denn bei der Verwaltung wird doch wohl immer das eigentlich praktische Talent das überwiegende sein müssen.

Die Schulwissenschaft, versetzt' er, freilich nicht. Aber von der sollte überhaupt hiebei nicht die Rede sein, und wahre lebendige Ideen finden in der Verwaltung mehr als irgendwo ihre Anwendung.

Du weißt dich doch, sagte ich lachend, über alles zu rechtfertigen. Und doch, ich muß es Dir gestehn, bin ich jetzt mehr als jemals irre an dir und zugleich an mir geworden.

Wie so? fragt' er lebhaft.

An Dir, versetzte ich, weil ich nun wohl sehe, daß du selbst noch zurück bist, da du mich doch in den neuesten Geist der Zeit einweihen wolltest; denn

Christian weiß immer noch etwas besseres und neueres als du. So scheint es mir denn, als hätten wir die Philosophen, die einander, wie du sagtest, immer überdenken wollten, mit Unrecht geschmäht, da wir es unter uns eben so zu machen scheinen, nur daß es rascher als bei jenen von statten geht. An mir werde ich aber irre, weil ich wohl sehe, daß ich über das Wesen der abstrakten Begriffe, die ihr so sehr schmäht und verfolgt, ganz falsch unterrichtet sein muß. Denn ich würde grade dieses für etwas dergleichen gehalten haben, wenn man zum Beispiel den Begriff des Staatsbürgers überhaupt von seinen Rechten und Verhältnissen im wirklichen Staate, ferner die Erziehung vom praktischen Leben, die Verfassung von der Verwaltung sondert. Ich konnte mir nämlich nie eine Erziehung denken, die ein ganzes Menschengeschlecht nach einem neuen Plane anlegen, und die ohne Angewöhnung des Guten und ohne das Beispiel der Erwachsenen etwas ausrichten wollte. So wußt' ich auch nicht, was der Name der Verfassung bedeuten solle, wenn sie nicht vollständig in der Verwaltung verwirklicht würde, noch wie eine Verwaltnng anders als despotisch und willkührlich sein könne, welche nicht die Ausübung einer Verfassung wäre. Und ich möchte auch sagen, daß du, Christian, das wahre Leben der Freiheit in den Ländern finden würdest, wo am wenigsten zu unterscheiden ist, was Verfassung und was Verwaltung sei. Endlich aber fällt mir noch etwas aus unseren vori-

gen Reden ein, daß wir nämlich so sehr auf die Schulphilosopie schalten, weil sie die Jugend auf die leere Weisheit einseitiger Formeln aufgeblasen machte. Denke ich mir nun eine Jugend, die gebildet wäre durch das, was ihr, wie es scheint Ideen oder etwa auch wieder Geschichte nennt, so bemerke ich freilich nichts einseitig beharrendes, aber auch überhaupt gar nichts, woran sie haften könnte. Mir scheint, sie müßte unaufhörlich herumspringen von einer Ansicht zur anderen, immer den neuesten Laut haschen, mit den heiligsten Worten anmaßend spielen, und ihren Stolz setzen in die Verachtung aller Schulweisheit, das heißt jedes Zusammenhanges und jedes tüchtigen Grundes irgend einer Erkenntniß. Sie würde denn also stolz auf das Nichts, folglich ganz angefüllt von der reinen und unverfälschten Eitelkeit, welche der Urquell aller Sünde, ja die Sünde selbst ist. Wenn aber dieses das rein gejätete Feld wäre, aus welchem die Saat des neuen Geschlechtes erwachsen wird, so müßte man wohl mit Bedenklichkeit die Frucht erwarten, die sie bringen soll.

Vielleicht war ich in dieser Rede zuletzt etwas zu ernst geworden. Auch erfolgte darauf eine Stille, die endlich Reinhold brach. Unser Freund Adelbert, sagt' er lächelnd, verdient wirklich unser Bedauern, wegen der großen Sorgen, womit er belastet ist; und ich kann ihm und uns nichts besseres wünschen, als daß sie ihm einigermaßen erleichtert werden mögen. Dieses würde dir indessen werden, lieber Freund,

wenn du genauer von dem Treiben der Welt durch Erfahrung unterrichtet wäreſt, um welches du, wie ich glaube, dich zu wenig bekümmern willſt. Es geht ſo ſchlimm nicht zu, wie du meinſt, und wie du die Erſcheinungen als einzelne und zerſtreute auffaſſeſt, ſo erkennſt du darin nur das Widerſtreitende und Ungleichartige, und ſieheſt nicht die unzähligen Keime des Beſſeren, die ſich ſchon zu ihrer Zeit entwickeln werden.

Lieber Reinhold, ſagte ich hierauf, mache mich nicht willkührlich zur Partei, wo ich es gar nicht bin. Habe ich denn über die Hoffnungen und Keime der Zeit irgend ein Urtheil geäußert! Nicht, daß ich wüßte; wenigſtens war das ganz und gar nicht meine Abſicht. Denn der ganze Anlaß und Inhalt unſeres Streites war ja die Wiſſenſchaft, die ich, ſo wie ich ſie kenne und mich ihr geweiht habe, gegen Eberhard glaubte vertheidigen zu müſſen. Wenn wir alſo dabei auf das praktiſche Leben gekommen ſind, ſo muß das wohl daher rühren, daß wir beide glaubten, Wiſſenſchaft und praktiſches Leben ſeien von einander unzertrennlich.

Nun, ſprach Eberhard lachend, dann ſind wir ja grade vollkommen einig; es war in der That nichts weiter als dieſes, was ich dir deutlich machen wollte, und du hätteſt dich nicht ſo lange ſträuben ſollen, dies förmlich anzuerkennen.

Unſere Einigkeit, verſetzte ich, lieber Eberhard, war ohne Zweifel der Grund, weshalb wir ſo heftig ſtrit-

ſtritten. Wenigſtens ſollte man das nur thun gegen Meinungen, die man achtet, und durch welche man eben deshalb von gewiſſen Seiten das Wahre, was darin liegt, gefährdet glaubt. Laß uns alſo Frieden machen, und anſtoßen auf das Heil und Gedeihen der wahren praktiſchen Wiſſenſchaft!

Als hierauf wiederum die Gläſer geklungen hatten, ſprach Reinhold: Dieſer Friedensſchluß, ihr Freunde, hat wahrlich nicht geringe Aehnlichkeit mit ſo manchem andern. Kein Theil will ſeine Vortheile fahren laſſen, man vereinigt ſich zuletzt in einer Formel, und eben darin iſt der Anlaß eines neuen Krieges zur Hand. Um aber doch etwas zu eurem beſſeren Verſtändniß beizutragen, muß ich ſagen, daß mir Adelbert zu wenig daran zu glauben ſcheint, daß alles wahrhaft und in höherem Sinne praktiſche Beſtreben von Einſicht und Bewußtſein erfüllt ſein muß. Und wenn man dies auch etwa im Allgemeinen nicht einſähe, ſondern einen unbewußten, unſchuldigen Trieb der Begeiſterung für höher hielte, ſo müßte doch für die gegenwärtige Zeit einleuchten, daß wir, nachdem es mit unſerem Selbſtbewußtſein ſo weit gekommen iſt, nicht auf halbem Wege ſtehn bleiben dürfen, ſondern vollſtändig hindurchdringen müſſen, wenn irgend etwas aus uns werden ſoll. Daß aber dieſes ohne mannigfache Schwankungen und Wechſel der Anſichten, von Statten gehn ſolle, wird niemand, der die menſchliche Natur kennt, verlangen.

Vollkommen, erwiederte ich, bin ich hierin mit

dir einverstanden. Eben das scheint auch mir das höchste Ziel der Wissenschaft, alles, auch das ganz Praktische, zur klaren Einsicht zu erheben. Nur davor ist mir bange, daß man dies auf eine Art versuchen möchte, wodurch das Unveränderliche und Ewige in allem ebenfalls zu einem bloßen Spiel der Verhältnisse und Beziehungeu werden könnte. Wie man es aber recht anfangen soll, um dieser Gefahr zu entgehn, darüber uns zu verständigen, möchte, wie es scheint, uns heute noch nicht gelingen. Denn es hat sich gezeigt, wie sich überall unsere Ansichten kreuzten und an einander stießen. Ja auch mit Florentin, welcher uns doch eine feste Grundlage aufzeigen wollte, in der sich alles hätte vereinigen sollen, stimmte keiner von uns völlig überein. Wenn du also unseren Frieden, durch den wir uns wenigstens gegenseitig guten Willen zugestanden, nicht willst gelten lassen, so kann ich nur das noch wiederholen, was, wie ich denke, allen recht sein muß, daß uns vor allem Unheil der Verwirrung nichts gewisser schützen kann als ein tiefer und lebendiger Glaube an die ewigen Wahrheiten der Religion. Hierin schien ja auch Arnold vorhin schon mit mir einig zu sein.

Es that mir fast leid, daß ich hiedurch Arnold wieder in das Gespräch verflocht, weil Reinhold, als dieser hervortrat, davon Gelegenheit nahm sich wieder zurückzuziehn. Gewiß, sprach nämlich Arnold, stimme ich dir hierin bei, daß Frömmigkeit und Erhebung zu den hohen Idealen des Christenthums, noch

mehr aber das beständige Bestreben, unser wirkliches Leben den erhabenen Vorbildern, die es uns aufstellt, ähnlich zu machen, das einzige sichere Mittel ist, uns vor Zersplitterung und Zerstreuung durch die vielfach sich durchkreuzenden irdischen Anregungen zu sichern.

Daß wir uns aber, versetzte ich, nur auch hierin ganz verstehn! Denn es würde nicht genügen, aus den Lehren und dem Wandel des Heilandes moralische Anweisungen und Vorbilder zu schöpfen, wiewohl auch dieses wesentlich zur Religion gehört; sondern seinen wahren Werth kann doch alles erst dadurch erhalten, daß wir die Thatsache der christlichen Offenbarung und die ewigen Wirkungen derselben für uns lebendig anerkennen und uns ganz von ihrer Anschauung durchdringen lassen.

Nur daß wir, fiel mir Arnold ein, nicht den Gegenstand einer mystischen Schwelgerei daraus machen, sondern auch hier jene große Hauptregel festhalten, die vorhin aufgestellt wurde, daß alles zur klaren Einsicht erhoben werden müsse! Keinen sklavischen Gehorsam kann die Religion von uns fordern, sondern einen vernünftigen, und alle ihre Lehren, selbst was darin auf Thatsachen geht, müssen das zum Zwecke haben, uns zur vollkommensten, und eben deshalb auch bewußten, sittlichen Anordnung unseres Lebens zu leiten. Behalten wir dies nicht vor Augen, so möchte uns jenes Gelüst nach Magie beikommen, das uns vorhin Florentin verrieth.

Hierin, erwiederte ich, könnte man vielleicht einen Widerspruch finden. Denn zu einer solchen sittlichen Ordnung, die auf deutliche Einsicht gegründet wird, möchte auch schon die bloße Vernunft hinreichen, ohne der Offenbarung zu bedürfen.

Es läßt sich nicht anders denken, sprach Arnold, als daß die Offenbarung überall mit der Vernunft übereinstimme, wie es auch immer die tiefsinnigsten Weisen eingesehn haben. Denn etwas, das der Vernunft gradehin zuwiderliefe, würden wir uns auch gar nicht einmal denken können. Dennoch glaube nicht, daß ich die Religion für entbehrlich halte zu einem wahrhaft sittlichen Leben. Denn nur zu wenig sind wir im Stande überall der Vernunft zu folgen, weshalb jene uns in den lebendigen und ewig gegenwärtigen Gestalten ihrer Vorbilder, dasjenige vollendet und in voller Thätigkeit vor Augen stellt, was wir hier auf Erden nachzuahmen, und in unserem eigenen Leben mit Bewußtseyn und Einsicht auszudrücken haben. Und darum ist auch von der erhabensten Philosophie die Tugend in die Nachahmung der Gottheit gesetzt worden.

Ich würde, sagte ich darauf, in der That hienach eher glauben, daß du von Platonischen Musterbildern oder Ideen redetest, als von dem Inhalte der christlichen Offenbarung. Denn in dieser liegt ohne Zweifel nicht bloß eine solche allgemeine Bedeutung, sondern das Wichtigste ist darin die wirkliche Thatsache, die wir in uns wie außer uns erfahren

haben, und als Erfahrung beider Arten glauben, nicht bloß mit unserer Vernunft denken müssen.

Freilich, erwiedert' er, gehören diese Thatsachen und das Historische in der Offenbarung ganz wesentlich dazu. Aber du wirst doch auch zugeben, daß sie uns als bloße Thatsachen gar nicht genügen können, wenn wir nicht etwa ganz abergläubische und unweise Vorstellungen damit verbinden, daß sie uns also vollständig nur durch ihre allgemeine Bedeutung gelten.

Thatsachen, sagte ich darauf, die für uns als solche nichts, und bloß durch ihre allgemeine Bedeutung etwas sein sollten, wären ja, so viel ich einsehe, nur allegorische Vorstellungen gewisser Lehren, und wie diese zugleich wirkliche historische Begebenheiten sein können, ist nicht allzu leicht zu begreifen. Auch können wir unmöglich durch solche Allegorieen, wie durch etwas lebendiges und gegenwärtiges erregt, erbaut, getröstet, oder auch nur zum Handeln bestimmt werden, da wir sie immer erst auf das, was sie bedeuten, zurückführen, und uns vermittelst ihrer dieses vorstellen müssen. Wenn du also wirklich diese allegorisch erklärende Ansicht von der heiligen Ueberlieferung hegest, so scheinst du sie denselben Mängeln zu unterwerfen, die Eberhard vorhin an Philosophie und Kunst rügte, daß nämlich ihre Gegenstände nur einen allgemeinen Werth, und nicht eine unmittelbare lebendige Einwirkung mit sich führen, daher sie nach seiner Meinung statt praktischer Anregungen nur Kälte und Gleichgültigkeit in uns hervorbringen.

Und bei der Religion scheint mir eine solche Kälte noch weit zerstörender, selbst wenn ich auch nur mit dir annehme, daß sie uns unmittelbar in jedem einzelnen Falle zum höchsten sittlichen Handeln bestimmen solle.

Liebster Freund, sprach hierauf Arnold mit Lächeln, du mußt nur nicht so trocken die Begriffe sondern. In einem gewissen Sinne ist jede Thatsache Allegorie; alles hat außer der gemeinen Erscheinung, die wir daran wahrnehmen, noch eine höhere Bedeutung, und nur durch deren Verständniß leben wir ein höheres Leben. Verstehn wir denn wohl die Geschichte, wenn wir keinen anderen Zusammenhang darin entdecken, als den, welchen der Drang gemeiner Bedürfnisse oder das Spiel der Leidenschaften oder selbst der Zufall in sie hineinbringt? Siehe doch, wie systematisch sie fortschreitet, wie sich Staat, Wissenschaft, Kunst, Religion bei ganzen Nationen nach dem Prinzip ihrer Volksthümlichkeit in einer regelmäßigen und fast erschöpfenden Stufenfolge deutlich entwickelt! Sollte also nicht alles dieses Ideen darstellen, und ebenfalls allegorisch betrachtet, ja aus den Prinzipien der Nationen selbst construirt werden müssen, wenn wir es vollständig und in seinem wahren Sinne begreifen wollen? Eben so ist es aber auch mit der Religion. Ohne Zweifel beruht sie auf Thatsachen, aber auf solchen, die in einem höheren Sinne verstanden werden müssen, und bei diesen ist nun grade die Bedeutung die Hauptsache, weil sie unserem ganzen

Leben selbst eine allgemeine Bedeutung geben sollen. Darum sind sie allerdings auch zu anderen Zeiten, welche andere Bedürfnisse hatten, anders gedeutet worden, und eben dieses ist das Große und Herrliche an ihnen, daß sie als allumfassend die verschiedenartigsten Deutungen dulden. Wenn es nun zu unserer Zeit nach den wissenschaftlichen und politischen Fortschritten, die wir gemacht haben, ganz nothwendig um ein einsichtsvolles und bewußtes sittliches Leben zu thun sein muß, wenn insbesondere die Erneuung unseres politischen Zustandes eine solche klare Einsicht durchaus erfordert, so ist es wohl ganz in der Natur der Sache, daß wir einen solchen Sinn, der ohne Zweifel der höchste ist, in der Ueberlieferung der Religion finden. Willst du dieses nun eine allegorisirende Behandlung nennen, so habe ich nichts dagegen, nur daß der Ausdruck nichts schmälerndes enthalte, sondern in seinem nothwendigen Sinne verstanden werde.

Hier mischte sich Christian wieder in das Gespräch. Ohne Zweifel, sagt' er, hast du ganz Recht darin, lieber Arnold, daß zuletzt alles allegorisch verstanden werden muß; aber ich möchte dich wohl vor dem Fehler warnen, diese Allegorie, die du in der Religion findest, in eine bloße Vergleichung durch den trocknen Verstand zu verwandeln. Sonst dürften wir am Ende auch wieder auf den Zustand der beliebten sogenannten Aufklärung zurückkommen. Der unglückselige Grundsatz, daß der Mensch nichts glau-

ben ſolle, als was er verſtehe, hat uns ja groſſentheils um unſere lebendige Kraft zum Handeln gebracht; und ſo etwas könnte man wenigſtens leicht wieder aus deiner allegoriſirenden Anſicht der Religion herausziehn, wenn man die Sagen als bloße Bilder für Lehren und Verhältniſſe anſieht, welche ſchon ein verſtändiger Sinn uns anzunehmen gebietet.

Ei, das freut mich ja, ſagt' ich, lieber Chriſtian, daß wir uns hier einander zu nähern ſcheinen. Auch dir kommt alſo dieſes Allegoriſiren zu kalt und leblos vor, und du glaubſt dagegen an etwas Lebendiges um ſein ſelbſt willen?

Ich möchte um alles nicht, ſprach Arnold darauf, daß ihr meintet, ich bliebe hierin gegen euch zurück. Nur das behaupt' ich ja, daß für unſere gegenwärtige Zeit und die praktiſchen Bedürfniſſe, die ſie mit ſich führt, und insbeſondere für die Menge der heutigen Menſchen, die Religion am beſten ſo, wie ich ſagte, behandelt werden muß, da ſie als die vollkommenſte Allegorie ein ganzes Weltall von Bedeutungen in ſich ſchließt, welche ja hiedurch keinesweges geſchmälert werden. Daß aber alles in der Welt einen allegoriſchen Sinn habe, und nur durch die tiefe Einſicht in ſolſche Beziehungen vollkommen verſtanden werde könne, das hat mir Chriſtian ſchon ſelbſt zugegeben.

Auch ich, ſagte nun dieſer, möchte hierin wieder nicht gegen dich zurückzubleiben ſcheinen. Viel-

mehr gefällt mir dieser Gedanke nicht bloß als ein neuer, sondern ich habe ihn von jeher bei mir gehegt, daß jedes einen gewissen Widerschein auf das andere werfe, jedes dem anderen seinen wahren Sinn unterlege, und alles erst durch einander verständlich sei. Wie bedeutend wird uns dadurch erst die Betrachtung der Geschichte, wo wir nun in jeder Hauptbegebenheit irgend eine große Idee ausgedrückt sehn; und Religion und Sittenlehre werden uns unendlich lebendiger, indem wir nicht mehr mit Wesen einer fremden Welt oder unerreichbaren Idealen zu thun haben, sondern mit Vorbildern für die unmittelbare Nachahmung, die mit unserem wirklichen Leben und seinen Forderungen in einer erschöpfenden Beziehung stehn. So wird uns erst die ganze innere und äußere Welt gleichsam durchsichtig und aus sich selbst verständlich, und es zeigt sich uns die Vollendung eines wahrhaft dialektischen Denkens, wodurch der ganze Stoff unserer Gedanken nach den verschiedensten Richtungen in sich selbst aufgelöst und zur Indifferenz gebracht wird. Man könnte dieses kunstreiche Verfahren wohl mit jenem Kunststück vergleichen, welches darin besteht, einen Faden um die Finger auf das mannigfachste in sich zu verschlingen und durch scheinbare Knoten zu befestigen, dann aber das ganze Gewebe zum Erstaunen der Zuschauer durch einen Zug in nichts aufzulösen.

Hier konnte ich nicht umhin, ein wenig zu lachen, indem ich sagte: woran glaubst du denn aber nun,

bester Christian, wenn du dieses Vexirspiel für das Höchste hältst?

Es ist schwer, versetzt' er etwas empfindlich, sich dir verständlich zu machen. Du glaubst nun gewiß wieder, es komme allenthalben auf ein beschlossenes Wort, auf eine beschränkte Formel an, die man nach vollendeter Untersuchung als abgetödtetes Resultat ruhig in die Tasche stecken. und dann auf ewige Zeiten bei vorkommenden Fällen, wie das Maaß des Handwerkers, zur steifen und pedantischen Anwendung herausholen könne! Wenn du dich in der Gegend der menschlichen Erkenntniß aufhältst, wo dieses gilt, so wird es auch mit deiner Philosophie wohl nicht sonderlich stehn. Besinne dich also nur ja, und mache dir deutlicher, was wir eben hier gesprochen haben; dann wirst du auch einsehn, was Eberhard dir immer gesagt hat, daß man mit einer trocknen Verstandesphilosophie nicht weit reichen kann.

Nun hätte ich wohl hiebei etwas ungeduldig werden können; aber Christians lebhaftes Wesen machte mir so leichten Muth, daß ich ihm nur dies antwortete: O, erlaube mir doch nun auch einmal zu lachen, zumal wenn ich an den Contrast denke, wie ihr vorhin über mich lachtet, weil ich mich freute, daß der Philosoph alle, auch die seinem System gänzlich widersprechenden Erfahrungen so leicht auf die Formel desselben zurückführe. Vielleicht ist dies eben eine solche allegorische, und in einem bloßen

Widerſchein des Widerſcheins beſtehende Erſcheinung, daß ich, der ich die Allgemeinheit der Wiſſenſchaft vertheidigte, überall einen feſten Halt für den Glauben verlangte, du aber, der du allenthalben praktiſch und lebendig einwirkend ſein willſt, alles in ſolche mit einander aufgehende Formeln aufzulöſen ſtrebſt. Fang' ich nicht ſchon an, etwas von der allgemeinen Allegorie zu begreifen?

Adelbert, ſagte Chriſtian darauf mit hohem Ernſte, ſpiele und ſcherze nicht mit ſo bedeutenden Dingen! Und vorzüglich verſtehe mich nicht gleich ſo, als meinte ich etwas ganz ſchiefes und einſeitiges. Du haſt ja auch gehört, wie ich Arnold vor dem Mißbrauche ſeiner Anſicht gewarnt habe, und ihm nur zeigen wollte, daß ich auch dieſer keinesweges verſchloſſen, ſondern ſchon lange ſelbſt damit vertraut geweſen bin. Denn das iſt ja eben auch meine Meinung, daß man den Verſtand nicht allzuſehr Ueberhand darf nehmen laſſen, welches allerdings zu beſorgen iſt, wenn wir alles allegoriſch verſtehen, und überall eine moraliſche Bedeutung in den Sagen der Religion ſuchen. Nein, die Phantaſie muß auch nicht zurückbleiben, und wohl liebe ich ihren kühnen Schwung, mit dem ſie ſich zum unbedingten Glauben an die Wirklichkeit jener dem gemeinen Verſtande unverſtändlichen Wunderwelt der Religion erhebt. Von ihr waren unſere unſchuldigen Vorfahren angefüllt, wenn ſie in dem ſteten Umgange mit himmliſchen Weſen lebten, aus Liebe zum Ewigen und Unſichtbaren

der Welt und ihren Lüsten entsagten, und sich durch erhabenen Enthusiasmus zu ungeheuern Unternehmungen und Heldenthaten begeistern ließen. Wie erfrischend und befeuernd ist noch jetzt die Kunde jenes phantasiereichen Lebens! Zu jener Einfalt des Glaubens, zu der seligen Frömmigkeit, die er mit sich führt, müssen auch wir wieder zurückkehren, ja, indem wir mit freier Thätigkeit unseren schon bis zu so hoher Klarheit ausgebildeten Verstand auf seinen ihm eigenen Kreis beschränken, uns willig den süßen und erhabenen Träumen ergeben, die höher als das klarste Wachen beseligen. Und grade dieses halte ich für einen großen Vortheil in welchem wir uns befinden, wie ich denn überhaupt nicht anders glauben kann, als daß alles Große und Edle, das unser Volk in sich hegte, und besonders das sogenannte Mittelalter hindurch auch zum Theil darstellte, doch eigentlich noch nie zu seiner wahren Reife gelangt, und daß es uns eben vorbehalten sei, es zu dieser zu erheben. Denn lebten unsere Vorfahren in unbewußter Einigkeit mit dem Göttlichen hin, so können wir dagegen dem Glauben mit Bewußtsein den Verstand und die Erkenntniß irdischer Dinge opfern, und so gewiß noch ein höheres Verdienst erringen. Was bei ihnen wenigstens zum Theil Schwäche und Abhängigkeit von hergebrachten Vorstellungen war, das kann bei jedem von uns eine freie That der Kraft werden. Ja, es greift auch schon die Ueberzeugung um sich, auf welchem schwachen Grunde jene vor

kurzem sogenannte Starkgeisterei beruhte, und daß ein weit stärkerer Geist dazu gehört, ohne Krittelei und Erklärungssucht Wunder zu glauben, als alles, was mit den gemeinsten Verstandesregeln nicht übereinstimmen will, matt und feig hinweg zu leugnen. Deshalb mußte ich Arnold erinnern, auch dem allegorisirenden Verstande, wenn er gleich unendlich tiefer gehn mag als jener alles erklärende, doch nicht einen unumschränkten Spielraum zu verstatten.

Mich dünkt, sagt' ich hierauf, lieber Christian, daß es uns sehr schwer werden möchte, deine hohen Forderungen zu erfüllen, und auf dem Wege, den du angiebst, zum frommen Glauben unserer Väter zurückzukehren!

Zweifeln, versetzt' er, und Zagen führt uns gewiß niemals weiter. Man muß Vertrauen haben zu dem, was man einmal erkannt hat.

Was mich bedenklich macht, erwiederte ich, ist eben die ausnehmende Vielseitigkeit unserer Bildung, welche ja auch die allegorisirende Ansicht in sich aufnimmt, die ich wenigstens schwerlich mit deiner phantasirenden würde vereinigen können. Aber es scheint mir auch überhaupt, als sei es dir mehr um die persönliche Ausbildung des Menschen in allen seinen Erkenntnißkräften, und um den Genuß, den das Reizende und Angenehme in ihrer Uebung darbietet, als um die Gegenstände der Erkenntniß zu thun.

Nun, sprach er lachend, was ist denn auch höher als eine allseitig vollendete Bildung? Und wie kannst

du irgend einen Gegenstand richtig und vollständig verstehn und behandeln, ohne im Besitz einer solchen Bildung zu sein?

Wir sollten also, erwiederte ich, vielleicht nach dem Glück unserer ungebildeteren Vorfahren nicht so lüstern sein, und vielleicht uns auch hier Eberhards erinnern, wie er vorher behauptete, was vergangen und erloschen sei, das sei vorbei und für nichts mehr zu achten. Oder gilt dies auch wieder nur für die nächste Vergangenheit, der wir uns entgegensetzen, und nicht für das, was im goldenen Lichte des Alterthums zu uns herschimmert?

Erlaubt, sprach hier Arnold, daß ich euch noch eine Ansicht mittheile, die mich ohne Zweifel mit Christian ganz vereinigen, und vielleicht auch dich, Adelbert, beruhigen wird; denn ich bin überzeugt, du brauchtest dich nur dir selbst recht klar zu machen, um zuletzt auch mit uns einzustimmen, da ich dich von jeher zu den Besseren und Einsichtsvolleren gezählt habe.

Dank, sagt' ich, für deine gute Meinung; welche ist aber deine Ansicht?

Das Vollkommenste, sprach er, wird freilich das sein, wenn wir die Gegenstände der Religion wieder als so gegenwärtig und lebendig anschauen, wie sie unseren Vorfahren erschienen, aber nicht in trübem und unbewußten Glauben, desgleichen wir jenen doch mehr oder weniger zuschreiben müssen, sondern mit einer solchen Klarheit des Bewußtseins und des

Verständnisses, daß wir beide Standpunkte völlig in einander auflösen können. Denn, wie ich von jeher behauptet habe, Offenbarung und Vernunft müssen nothwendig mit einander übereinstimmen. Wenn wir die Sache von diesem Standpunkt aus betrachten, so können wir immer zugeben, was Adelbert anzunehmen scheint, daß heutiges Tages eben unserer vielseitigen Bildung und unseres mannigfachen Strebens wegen, die Religion nicht sehr lebendig in unserem Volke sei. Nichts destoweniger giebt uns aber grade diese scheinbare Verdunkelung die Hoffnung, sie einst desto heller wieder hervorstrahlen zu sehn, und diese Hoffnung wird sehr belebt durch das überall sich laut anmeldende Bedürfniß nach der Beruhigung durch ihre Ideen. Betrachten wir also immerhin auch die Religion noch als eine Aufgabe, deren Sinn wir erst mit allen unseren geistigen Kräften durchdringen müssen, um sie einst vollkommener, als es je vorher möglich war, zu lösen, wie wir denn auch den besseren Staat und so vieles andere in dieser Zeit der großen und neuen Entwickelungen als solche Aufgaben vor uns haben! Sollt' es alsdann nicht ein großer Schritt zu jener Lösung sein, oder wenigstens auch ein Mittel uns zu derselben nach und nach geschickt zu machen, wenn wir die nun einmal von euch so genannte allegorische Behandlung vollständig durchführten? Wobei wir aber auch das Bestreben der Phantasie, uns die Gegenstände des Glaubens zu verwirklichen, nicht aus der Acht lassen dürfen. Der

Erfolg von allem diesen wird aber allerdings erst dann in seiner ganzen Vollendung eintreten können, wenn alle diese Vorbereitungen ihr Ziel erreicht haben, und wir von allen Seiten und nach allen Richtungen die Wahrheiten der Religion durchdringen werden. Dann erst wird sie ganz und in jedem Sinne Religion sein, da sie jetzt noch manchen besonderen Beziehungen und Bedeutungen hingegeben sein muß. Ein solcher Zeitpunkt möge aber nun so nah oder so entfernt sein, als er irgend wolle, so muß doch jede Art von Bestrebung dahin zu gelangen, ihrem wahren Werthe nach geachtet werden.

Es scheint also, sagt' ich hierauf, sich nun mit der Religion ähnlich zu verhalten, wie vorher mit der Erziehung, deren heilsame Früchte auch erst den Nachkommen versprochen werden konnten. Die glücklichen Nachkommen, in welcher Herrlichkeit und Seligkeit werden sie leben, wenn sie wirklich alles das erben, was wir ihnen nicht bloß mit tausendfacher Anstrengung, sondern sogar eigenem Gewinn und Genusse so wunderbar entsagend aussäen! Auf die Art könnte man wirklich unsere Zeit ein Zeitalter der großen Anstalten nennen, die nämlich zu weit entfernten künftigen Zwecken gemacht werden, ein wahres Mittelalter, welches also nun erst in seiner eigentlichen Bedeutung einträte! Und nicht übel ist es in einer solchen Zeit zu leben. Denn wie wir auch an denen sehn, welche von der Bauluſt oder von ähnlichen Leidenschaften beherrscht werden, ist nichts ergötzlicher

als

als die Beschäftigung recht große Anstalten zu machen; und je größer und weiter aussehend diese sind, desto weniger sind wir für den Erfolg selbst verantwortlich. Was wir erziehn, was wir aus der Religion machen, das werden denn also höchstens erst unsere Nachkommen zu büßen haben. Aber was die Religion betrifft, sollen wir wirklich glauben, daß Christus nur die ersten Versuche gemacht habe, eine zu stiften, und daß es uns vorbehalten sei, erst etwas zusammenhangendes und durchdachtes daraus zu machen? Drückt denn die Religion nicht ein ewiges und unveränderliches Verhältniß aus, das von dem Einfältigen wie von dem Klugen, zwar auf eines jeden eigene Weise, aber doch immer an und für sich als das Eine und selbe wahrgenommen und empfunden werden soll? Wie eine Religion äußerlich verschiedene Schicksale haben, wie sie zu einer Zeit ganz empfunden und verstanden, zu einer andern mißverstanden, vernachlässigt, ja verhöhnt werden könne, das sehe ich wohl ein, aber nicht, wie sie selbst durch Bearbeitung erst zur Religion werden soll, was du doch meintest; denn auf diese Weise müßte sie keine Offenbarung, sondern selbst ein bloßer Erfolg der Geschichte sein.

Siehst du? sprach Arnold hierauf, wieder einseitig! Denn was zugleich Offenbarung und Allegorie sein kann, das wird auch wohl außerdem noch Geschichte sein können!

Schon während meiner letzten Rede bemerkte ich, wie Florentin, der die ganze Zeit über fast verdrieß-

lich geschwiegen hatte, wieder sehr aufmerksam und gleichsam wieder aufgeweckt wurde, und nach Arnolds Worten begann er auch wieder am Gespräche Theil zu nehmen, indem er sagte: Lieber Adelbert, mich dünkt doch, du gehest auch nicht ganz philosophisch zu Werke, wiewohl ich dir in dem meisten, was du bisher gesagt hast, Recht geben mußte.

Wie so? fragte ich.

Du vergissest, erwiedert' er, daß die Offenbarung doch auch nicht immer das war, was sie uns ist; daß selbst das Göttliche bei verschiedenen Völkern und im Laufe unermeßlicher Zeiten ganz verschiedene Schicksale bestanden hat, welchem es auch, nachdem es einmal zum Weltall oder auch zum Bewußtsein einer Welt geworden war, nicht entgehn konnte. Vielleicht würde die Sonderbarkeit dessen, was Arnold gesagt hat, am vollständigsten schwinden, wenn wir es wagten, noch einen großen Schritt weiter zu gehn, und zu behaupten, nicht bloß die Religion werde in einer künftigen Zeit erst ganz das werden, was sie zu sein bestimmt ist, sondern das göttliche Wesen selbst entwickele sich, indem es in sich das, was innerer Grund seines Daseins, und was sein Dasein selbst ist, stufenweis unterscheide.

Du machst mich sehr begierig, sprach ich, näher zu vernehmen, wie du dies recht meinest; denn noch glaube ich dich bei weitem nicht zu verstehn.

Auch ich, sprach hier Christian, bin neugierig, das Weitere von dir zu hören; sonst hätte ich wohl

manches, was ich meinem Freunde Arnold noch entgegensetzen könnte, da ich so ganz vollkommen auch mit ihm nicht einverstanden bin. Doch will ich es deinetwegen diesmal unterdrücken.

Schon dieses, sprach nun Florentin, o Freunde, muß einem jeden auffallen und ein Fingerzeig sein, daß wir durch die ganze Geschichte hindurch die Offenbarungen Gottes in den verschiedenen Religionen, so verschiedene Gestalten annehmen sehn. Sehr kurz ist freilich dies abgethan, wenn man alle diese Formen bis auf Eine für durchaus irrig und trügerisch erklärt. Dringt man aber durch eine von wahrer Phantasie unterstützte Forschung in den wesentlichen Sinn uralter Sagen ein, so erkennt man sehr bald, daß auch in ihnen ein Inhalt wahrer Religion, und ein gewisser Grad von höherer Erleuchtung gegenwärtig ist. Auch deutet eine jede dieser Stufen auf die andere; jede frühere liegt nicht allein einer folgenden zum Grunde, sondern erwartet auch gleichsam schon dieselbe, indem sie für ihre Bedeutung vorgebildet ist. Und so kann man wohl sagen, wenn man es nur in seiner ganzen Tiefe durchdringt, daß auch hier allenthalben Allegorie gefunden, und ohne diese nichts vollkommen verstanden werde. Wie aber könnte nun die Religionserkenntniß des menschlichen Geschlechts durch eine solche zusammenhangende Kette von Entwickelungen hindurch gegangen sein, wenn sich darin nicht das Wesen, dessen Gegenwart nothwendig zu einer solchen Erkenntniß gehört, ebenfalls

entwickelt, und gleichsam seine irdischen Schicksale durchlebt hätte? In dieser Meinung werden wir auch dadurch bestätigt, daß die ganze innere Beschaffenheit des menschlichen Erkenntnißvermögens, und selbst der Zusammenhang desselben mit der allgemeinen Natur zu verschiedenen Zeiten durchaus verschieden, und von fremden Standpunkten aus fast ganz unverständlich und unerklärbar erscheint. Was die alten Asiatischen Völker, was die Aegypter oder Griechen als religiöse Begeisterung, Entzückung, Anschauung, als Ahndung und Weissagungsvermögen, und in so vielen anderen Gestalten in sich wahrnahmen und empfanden, das können wir uns jetzt wohl ungefähr nach der äußeren Beschreibung vorstellen, aber uns lebendig hinein zu versetzen sind wir in der That gar nicht mehr im Stande. Sollten also nicht auch wirklich ihre Verhältnisse zur Natur und zur lebendigen und persönlichen Gottheit ganz andere gewesen sein als die unsrigen? So, daß sie nicht dasselbe hätten meinen wollen, was wir meinen, etwa nur in der Art es zu verstehen und auszulegen fehlend, sondern daß sie mit wahrhafter Anschauung das damals wirklich Seiende aufgefaßt hätten? Wenn aber schon begeisterte historische Forschung hierauf zu führen scheint, so überzeugt uns vollständig davon die Philosophie und lehrt es uns aus Gründen einsehn. Denn indem wir durch innere Anschauung den Grund unserer gesammten Erkenntniß in uns hervorrufen, in welchem sie nichts anderes als vollkommene Ein-

heit mit ihrem eigenen Sein ist, erhebt sich die Vernunft, welche sonst nur allem unseren Denken und Leben zum Grunde liegt, und auf welche dasselbe als auf sein Vorausgesetztes gleichsam aufgetragen ist, in uns zum gegenwärtigen Dasein, da sie eben nichts anders ist als jene ursprüngliche Einheit. In ihr und durch sie fällt unser Erkennen mit dem Erkennen des Wesens aller Dinge, des Unbedingten, zusammen, und wir verstehn nun die nothwendigen Gesetze des Weltalls und dessen ewige Ordnung. In der That genügt sie uns auch vollkommen, und wir erschöpfen durch sie den höchsten Gegenstand, das Weltall selbst, bis in seine Wurzeln, so lange wir die innere Einheit desselben als das Band der Kräfte und Gegensätze durchschauen, so wie die Vernunft sich als das Band ihrer selbst mit sich selbst, als ihrem eigenen Gegensatz und Gegenstand erkennt. Aber eine innere allgewaltige Sehnsucht macht uns den Mangel fühlbar, an welchem wir hier noch leiden; sie deutet uns klar an, daß uns in der Gesetzmäßigkeit der Vernunft noch das Leben, die Gegenwart, das besondere Dasein fehle, ja daß wir bei ihr an der Quelle dursten. Haben wir einmal diese Sehnsucht empfunden, so entdecken wir bald, wie auch in der Natur überall Eigenthümliches, in sich Lebendiges und Freies gegenwärtig sei, was sich durch die allgemeine Vernunft nicht vollständig will auflösen lassen; und erheben wir uns endlich zur wahren Bedeutung dieser Erscheinung, so müssen wir

einsehn, daß es nicht genügt, alles in seinen Gründen erkannt und verstanden zu haben, sondern daß wir auch das Wesen aller Dinge in seinem Daseyn auffassen und wahrnehmen müssen, um unser eigenes Daseyn in allen seinen Beziehungen und in seiner ganzen Wirklichkeit zu verstehn. Dieses Daseyn des Göttlichen aber können wir uns wohl nicht anders denken, als so, daß es aus seinem eigenen nothwendigen Grunde durch verschiedene Abstufungen hervorgehe; denn wenn es bloß jene ursprüngliche Nothwendigkeit bliebe, die wir mit unserer Vernunft erkennen, so würden wir es nie als wirklich daseiend und lebend wahrnehmen, und es würde nur das seyn, was nicht durch sein Leben gegenwärtig ist, sondern seinem Begriffe nach sein muß. Soll es also leben und wirken, so wird es auch, wie alles Lebendige sich über die Nothwendigkeit, in der sein Wesen beschlossen lag, erheben, und sich aus derselben entwickeln. Denn nicht die Nothwendigkeit, wodurch die Dinge in ihrem Wesen begründet werden, ist das Vollkommenste, sondern das, was aus dieser Mutter des Lebens hervorgegangen ist, und sich zur Selbstoffenbarung und Freiheit erhoben hat. Aber vollendet ist dieses göttliche Daseyn noch nicht, so lange das freie Leben mit seinem nothwendigen Ursprunge kämpft, und noch dahin strebt, sich über ihn unbedingt zu erheben. Erst wenn dieser ganz unterjocht und mit in die Freiheit aufgenommen, wenn die ursprüngliche Einheit des Nothwendigen und

Freien auch ganz als Freies dargeſtellt iſt, erſt dann können wir ſagen, daß auch das Daſein der Gottheit ganz vollendet ſei. Für uns nun iſt ohne Zweifel die Periode des Kampfes und Widerſtreites noch nicht vorbei, wir ſehn in einer weiten Ferne das Zeitalter der Vollendung, wo das Reich Gottes feſtſtehn, und nichts als göttliche Freiheit und Einigkeit, das Gute ſelbſt, lebendig und gegenwärtig herrſchen wird. Die Stufenfolge nun jener Entwicklung des göttlichen Lebens aus der urſprünglichen Nothwendigkeit erkennen wir am deutlichſten aus der Geſchichte, deren Namen wir aber nur nicht auf das beſchränken müſſen, was wir gewöhnlich Geſchichte nennen; ſondern vorzüglich gehören dazu die beiden äußerſten Seiten dieſer Entwicklung, nämlich die Umwälzungen der Natur, wovon uns die Erd- und Himmelsforſchung ſichere, wenn auch dunkle Kunde giebt, und die Folge der verſchiedenen Religionen, welche mit einer Reihe von Veränderungen des ganzen geiſtigen und ſittlichen Zuſtandes der Menſchen auf das engſte verbunden iſt. Wenn wir daher nicht leugnen können, daß unſere Philoſophie ſich lange Zeit in leerem Formelweſen und in luftigem Syſtembauen herumgetrieben hat, ſo iſt es das ſicherſte Mittel, ihr eine auch für jedermann überzeugende Grundlage zu geben, wenn wir in dieſer inneren Geſchichte der Welt das Syſtem nachweiſen, das ſie ſelbſt befolgt hat. Und in dieſem Sinne kann ich mich mit Eberhard vereinigen, wenn er vorhin behauptete, aus

der Begeisterung durch die lebendigen Ideen und aus der Geschichte müsse man seine Einsicht in das wirkliche Leben und dessen Zusammenhang schöpfen. Eben so werdet ihr auch das nun nicht mehr unverständlich finden, was ich eben auf Arnolds Meinungen von der Religion sagte, und womit ich über ihn noch hinausging.

Nach dieser Rede wartete ich mit Begierde auf die Urtheile der anderen, und besonders, ob diese neue Wendung der Ideen Florentins der Hoffnung entsprechen würde, welche Arnold vorhin von einer solchen geäußert hatte. Allein niemand erwiederte darauf etwas, sondern alle schienen in Nachdenken versunken, einer malte auf den Tisch, der andere schlürfte langsam sein Glas aus. Nachdem nun Florentin vergeblich auf einen Anklang gewartet hatte, wandte er sich an mich, und sagte: Nun, Adelbert, du wolltest ja in den Gedanken, die ich zuerst über die Philosophie äußerte, keinen festen Halt finden; wie steht es jetzt damit? Glaubst du etwa nicht daß sich das, was du eben hörtest, mit jenem vorigen vereinigen lasse?

Florentin, versetzt' ich darauf, wie beides zusammenhängt, seh' ich wohl ein, und wundere mich nicht, wenn du, der du zuerst alles auf eine allgemeine, fest in sich ruhende Grundlage bauen wolltest, nun dieses Grundwesen selbst zeitlichen Schicksalen anheim fallen lässest; denn es scheint mir natürlich, daß, nachdem man die Tiefen der Vernunft erschöpft,

und ihre innere Nothwendigkeit und Gesetzmäßigkeit entfaltet zu haben glaubt, sich die Sehnsucht nach dem schaffenden Leben auf das dringendste melden muß. Auch lehrt es uns die gegenwärtige Zeit; fast alle Philosophen enden ja heut zu Tage mit dem Bedürfniß der Geschichte, und mit Versuchen einer spekulativen Mythologie und systematischen Weltentwickelung.

Wenn nur nicht das Bedürfniß, sagte Reinhold, die Sache selbst hervorbringt. Wenigstens dürfte es gewaltig schwer sein, in die Thatsachen nicht seine spekulativen Ansichten willkührlich hineinzutragen. Und diese Klippe ist, wie die Erfahrung zeigt, grade keinem gefährlicher als dem, welcher, von mystischen Vorstellungsarten ausgehend, seine Ideen durch die vieldeutigen Träume der Vorzeit zu begründen wünscht. Dagegen, dünkt mich, bleibt das beste Mittel, welches ich auch schon vorhin empfahl, daß wir uns nur der gegenwärtigen und dringenden Verhältnisse und Beziehungen, in denen wir begriffen sind, recht lebhaft bewußt bleiben, und in diesen überall die Aufgaben des sittlichen Bewußtseins zu lösen suchen. Wie freilich diese Aufgaben zu stellen, wie die Menschen zu ihrer Lösung im Zusammenhange anzuleiten seien, das sind Fragen der höchsten Wissenschaft, die wir aber heute am allerwenigsten beantworten können. Heißt es nicht schon genug schwärmen, wenn man beim sinkenden Abend noch am Tische sitzt? Schauet aus unserer Laube, die schon lange

mußte erleuchtet werden, und ihr werdet bemerken, wie auch draußen schon alle Gegenstände dämmernd in einander fließen, und ein kühler Abendwind die Wipfel der Bäume wiegt. Darum laßt uns den Abschiedstrunk nehmen, und dann zur Stadt zurückwandern, die wir vor der vollen Dunkelheit schwerlich erreichen werden!

Wir folgten seinem Rathe. Mit klingenden Gläsern bedankten wir uns bei Eberhard, und in Paare gesondert, ich zu Florentin gesellt, gingen wir langsam und behaglich nach Hause. Auf dem Wege, und in der Dämmerung, die bald Dunkelheit wurde, sann ich noch über die vorgefallenen Reden nach; nun erst erschienen sie mir in einem gewissen Zusammenhange, über den ich in eine ganz eigene Stimmung gerieth, und diese füllte mich so an, daß ich dir nothwendig davon erzählen mußte.

Der Freund. Herzlich danke ich dir, liebster Adelbert, für die Erzählung. Sie war mir die schönste Stärkung nach dem ermüdenden Tage, und gern habe ich die späten Glockenschläge überhört, um nur nichts davon zu verlieren.

Adelbert. Du schmeichelst mir mit sehr zarter Freundschaft, um mich nicht fühlen zu lassen, daß ich über die Gebühr ausführlich gewesen bin. Für deine Geduld, die du hiebei gezeigt hast, bin ich dir viel Dank schuldig; denn sehr hat es mich erheitert, dir dieses alles mittheilen zu können.

Der Freund. Zu unerschöpflichen Betrachtun-

gen führt mich, was du mir gesagt hast, zumal wenn ich es mit deiner letzten Erzählung vergleiche. Aber wenn ich nicht irre, deutetest du mir vorher noch etwas anderes an, was du nach beendigter Schilderung dieser geselligen Unterhaltung mir noch hinzufügen wolltest.

Adelbert. Es wird schon zu spät sein, um dich noch länger von der Ruhe abzuhalten, und überdies zieht es dich vielleicht nicht einmal besonders an; denn die Wahrheit zu sagen, es ist nur ein Traum.

Der Freund. Ein Traum? Aber doch wohl gar einer, dem du eine Bedeutung für die Wirklichkeit zuschreibst, weil du ja meintest, ich würde dich für abergläubisch halten. Auch weiß ich, daß du öfter schon solche prophetische Träume gehabt hast.

Adelbert. Ja, ich muß es gestehn, in den Träumen habe ich schon oft etwas wiedergefunden, worin mir der ganze Charakter der alten Orakel allein noch übrig zu sein scheint. Denn grade in den bedeutungsvollsten ist immer etwas dunkles und verschwimmendes, welches der Deutung einen ganz unbeschränkten Spielraum zu lassen scheint; eben dieses verläßt nachher im Wachen unsere Gedanken am allerwenigsten, und wenn wir es endlich ganz vergessen haben, so kommt früh oder spät eine wirkliche Begebenheit, oder eine Lage der Dinge, die uns, wenn gleich den Gestalten des Traumes ganz unähnlich, doch plötzlich, als wäre sie eine Erfüllung, selbst das Dunkelste davon wieder in die Seele zurückruft.

Der Freund. Deine Bemerkungen über die Träume machen mir den Gedanken daran so reizend, daß ich sehr wünsche, noch den deinigen zu hören; vielleicht veranlaßt er mich zu ähnlichen.

Adelbert. Weil du es denn verlangst, so will ich ihn dir nicht vorenthalten. Nachdem mir Florentin, mit welchem ich nach Hause ging, auf dem dunklen Wege noch viel von neu entdeckten Naturkräften, von magischen Beziehungen und wunderbaren Wirkungen erzählt hatte, schieden wir vor meinem Hause, und ich legte mich bald zu Bette. Bei offenem Fenster, durch welches bei der lauen, sternreichen Sommernacht die Traumgeister frei hereinflattern konnten, schlief ich, ermüdet von dem vielen Sprechen und Hören, sanft ein. Alsbald befand ich mich auf einem großen, unabsehbaren Felde, welches mir aber sanft abhängig zu sein schien, so daß es mir war, als würde ich eines Stückes von der Rundung der Erdoberfläche gewahr. Ueber dasselbe war ein unermeßliches Gewimmel menschlicher Gestalten verbreitet, ich bemerkte Bekannte und Unbekannte, alles war in der lebhaftesten Bewegung, und es schien sehr laut herzugehn, obgleich es mir auch wieder vorkam, wie das stille Durcheinanderflattern der Gestalten in einer optischen dunklen Kammer. Mir war, wie es im Traume zu sein pflegt, dieses Gewirre ängstlich, deshalb suchte ich immer einen festen Punkt darin zu fassen, und wenn dies gelang, so schien es mir, als fühlte ich die langsame Umdrehung der Erde mit mir und dem gan-

zen ſie bedeckenden Schwarme. Da mich auch dies beunruhigte, blickte ich in die Höhe, und bemerkte in weiten Entfernungen einzelne hohe Gegenſtände, wie Thürme, an welchen man die Umdrehung ſehr deutlich bemerken konnte, und wenn einer davon hinunterging, ſo ſtieg auf der anderen Seite ein anderer herauf, wie große Zähne an einem Rade. Auf jedem dieſer Thürme ſaß ein weiſer Mann, der mit einem langen Stabe den Weg bezeichnete, den die Bewegung von ſelbſt nahm; aber faſt lächerlich waren mir die bald größeren, bald geringeren Haufen, die ſich mit der äußerſten Anſtrengung an jeden der Thürme anſtemmten, als wenn ſie ihn ſchieben wollten, ungeachtet ſie mit ihm auf demſelben Boden und durch dieſelbe Kraft fortgeführt wurden. Einen Einzelnen aus einem ſolchen Haufen fragte ich, was ſeine Bemühungen zu bedeuten hätten, und kaum konnt' er ſich ein wenig abmüßigen, um mir zu antworten. Wir kommen, ſprach er jedoch, vom äußerſten Weſten, wo unſer Meiſter die Kraft, von welcher dieſe Bewegung, die du fühleſt, ausgeht, endlich entdeckt und in ſeine Gewalt gebracht hat. Nunmehr ſchreibt er derſelben ihre Richtung nach Oſten vor, welches beſonders deshalb von der äußerſten Wichtigkeit iſt, weil ſein Gegner oder Gegenfüßler in ſeiner Verblendung glaubt, ſie wirke nach Weſten und nun dahin auch arbeitet, wodurch offenbar alles wieder zurückgehn müßte. — Wo iſt denn Weſten? fragte ich. — Woher wir kommen, und wohin jener erſt will. —

Vielleicht, sagte ich, ist dasselbe, was für euch Westen ist, für ihn Osten. — Das könnte sein, versetzt' er, wenn nicht bei uns der unbedingte Anfangspunkt wäre, den, wie ich dir sagte, wir aufgefunden haben. — Und ohne weiter etwas zu sagen, stürzte der Geschäftige wieder hinter dem Schwarm her, welcher ihm schon zuvorgekommen war. Unterdessen schien mir immer noch das Getümmel der anderen Menschen nach allerlei Richtungen durch einander zu gehn, und schon wollte mich ein Schwindel überfallen, als ich einen ganz schwachen Funken vor mir her schießen sah, der mich nach sich zu locken schien. Bald wand er sich vor mir durch die Menge, bald war es, als dehnt' er sich in grader Richtung hin, und die Windungen entständen nur scheinbar durch die unregelmäßigen Bewegungen der Gestalten.

Ich folgte diesem Funken nach, und fühlte mich wie in einer Region, die von jener vorigen nach außen zu gelegen schien. Der Umschwung wurde hier immer fühlbarer und heftiger, und ich fürchtete fast, an den äußersten Umfang des herumgewälzten Körpers zu gelangen. Das Gewühl der Menschen ward immer schwächer, bald aber fand ich, daß es nur so schien, weil sie mehr und mehr in großen Haufen nach Einer und derselben Richtung liefen, und zwar immer schneller und schneller. Doch blieben noch viele entweder in unbestimmten Bewegungen, oder gar in der vorigen Richtung derer, von welchen ich gekommen war, weshalb hie und da ein großes Getöse und

Gezänk entstand, wobei viele gestoßen, gequetscht und übergelaufen wurden. Die Hauptbewegung der menschlichen Gestalten ward immer entschiedener, heftiger und wilder; bald bemerkte ich, daß sie nicht mehr die des Bodens war, sondern dieser entgegen ging. Die Hast, womit sie an mir vorüberflogen, wie vom Sturme hingeweht, die angespannten Mienen, mit welchen sie immer noch sich vorauszuschwingen bemüht waren, alles dies machte mir nicht allein bange, sondern ich fühlte, daß ich in einen öden und wüsten Zustand gerathen war. Manche schwangen sich mit weitgespreizten Schritten an mir vorbei, und machten sich so lang wie möglich, um recht weit zu schreiten und ihren Genossen vorzukommen; andere spannten Tücher wie Segel auf; noch andere hatten sich aneinander festgebunden, um gemeinschaftlich zu rennen. Doch waren hier keine solche abgesonderte Schaaren zu sehn, vielmehr schien jeder nur für sich der Erste sein zu wollen, und doch mit aller Bemühung nicht weiter zu kommen, als alle übrigen. Weil mich nun der immer rascher werdende Wirbel beinah hinriß, schaute ich abermals nach oben, konnte aber nichts weiter bemerken, als einen ungeheuren Sturmwind, der, wie mir sogleich einleuchtete, von der Umdrehung des Erdkörpers an diesem äußersten Umfang und dem Widerstande, den er dabei zu überwinden hatte, bewirkt ward, und die Menge deshalb nach der bemerkten Richtung mit solcher Eil hinjagte; sie aber schienen zu glauben, daß sie durch eigene Kraft es einan-

der zuvorthun würden. Ja, wie es im Traume zu gehn pflegt, ungeachtet kein fester Gegenstand da war, an welchem ich die Lage der übrigen abmessen konnte, sah ich doch, daß keiner von jenen Eilenden und Stürmenden sich von der Stelle bewegte, indem die entgegengesetzten Bewegungen sich gänzlich aufhoben. Je weiter ich aber hinaussah, desto mehr schien alles auseinander gerissen; der feste Boden zerstob zuletzt fast in Staub und die Gestalten schwebten nur noch wie Schatten zwischen ihm und dem Sturmwinde, bis alles in eine Art von Nebel verflog.

Da ich mich nun an gar nichts festem mehr halten konnte, und mit fortgeweht zu werden fürchtete, darüber auch in eine beinahe tödtliche Angst gerieth, faßte ich auf eine mir selbst unbekannte und wunderbare Weise meinen Funken, und fuhr, anfänglich mit Bemühung, dann aber immer leichter, an ihm zurück nach der Mitte zu. Nunmehr erschien er mir als ein grader, heller Strahl, und wenn ich mich umsah, erkannte ich, daß unzählige solche Strahlen nach jenen Gestalten hingingen, die ich vorher nirgend bemerkt hatte. Schon war ich durch die Region, in welcher ich mich zuerst gefunden hatte, wieder hindurch, und glaubte nun auf einem viel festeren Boden zu stehn, wo auch der Umschwung, als dem Mittelpunkte näher, weit langsamer und behaglicher war. Desto frischer schienen aber hier die Kräfte der Bewohner zu leben und zu wirken. Denn ein jugendliches heldenmäßiges Volk

sah ich einherschreiten, mit kühnen, vertrauensvollen Blicken, und ich wußte, daß sie begeisternde Hymnen sangen, obwohl ich, wie gesagt, nichts hörte, und sie priesen ihren Ursprung aus dem nahen Mittelpunkte. Auch hatten sie vor sich nur ein einziges Panier, auf welches alle unverwandt hinschauten; ihr Gang aber war so rasch, daß sie zu meinem Erstaunen dem Umschwunge des Bodens zuvoreilten. Vor ihnen sah ich eine andere Schaar, welche schon ermattet zu sein schien, und eben so viel hinter jener Bewegung nachblieb, so daß die zuerst von mir erblickte, sie bald erreichte, mit ihr kämpfte, sie überwand, und zum Theil sie tödtete, zum Theil gefangen nahm. Als sie darauf ihren Gang, schon etwas langsamer als vorher, fortsetzte, bemerkte ich in weiter Ferne das Erscheinen einer neuen, welche mit eben so raschen Schritten, wie zuvor die erste, hinter ihr herandrang und sie ihrerseits einzuholen drohte. Was mir aber am meisten auffiel, das war, daß die Geschwindigkeiten dieser Schaaren, die geringere und die stärkere, einander durch den Unterschied gleich kommend, zuletzt wieder mit dem Gange des Umschwunges zusammenfielen, und so zwar den ganzen Erfolg des Bestrebens zu vernichten schienen, aber doch aus Gleichem und Verschiedenen eine schöne Harmonie hervorbrachten.

Durch den Anblick nun dieser kräftigen und jugendlichen Herrlichkeit wuchs meine Lust und Sehnsucht, weiter in die Mitte zu dringen, und die Betrübniß, welche mich beim Falle des unterliegenden

Stammes ergriff, trieb mich dazu noch mehr an. Ich verfolgte also meinen Strahl, und es war mir, als höbe mich schon die Sehnsucht allein mit ihm dahin. Als ich mich nun umsah, bemerkte ich eine große Rose solcher Strahlen über den Boden ins Unendliche verbreitet, und sie erschienen mir wie Zeiger einer Uhr, aber sie standen fest, und die verschiedenen Bewegungen, die ich in den Kreisen gefunden hatte, und die noch fortdauerten, schienen sich an ihnen auszugleichen. Auch vernahm ich jetzt diese Harmonie immer deutlicher als einen Zusammenklang der reinsten Töne, und erkannte nun erst, daß ich nur deshalb, weil dieser schon immer mein Ohr beherrscht, von jenen unzähligen und verworrenen Gestalten keinen Laut vernommen hatte. Anfangs verwunderte ich mich, daß ich alles so weit übersehn konnte, bald aber nahm ich wahr, daß ich mit meinem Strahle nicht mehr über dem Boden nach der Mitte zueilte, wie ich geglaubt hatte, sondern hoch und immer höher schwebte, und alle jene Strahlen schienen mir nun, wie ein Lichtregen aus einem unabsehbar hohen Mittelpunkte auf den Boden zu träufeln; und jenes Tönen vernahm ich, mir des recht erquickenden Schlummers fast bewußt, wie ein musikalisches Rauschen. Dieses, sagt' ich mir, ist wohl der Regen der Liebe, welcher das Feld des Daseins befruchtet! Unbeschreiblich angenehm war meine Empfindung, indem ich wie auf dem Strahl eines Springbrunnens schwebend, leise hinaufgetragen wurde. Warum,

sprach ich laut, folgen denn nicht alle jene diesem Lichte? — Es ist ja auch bei dir nur ein Traum, hört' ich darauf eine andere laute Stimme sagen. — Und hierüber wachte ich auf, und der helle Morgen schien in mein offenes Fenster.

Der Freund. Wenn nur dein schöner Traum nicht macht, daß ich anstatt zu schlafen, wachend träume!

Adelbert. Daß will ich dir nicht wünschen. Und darum, da es überspät ist, und wir beide müde sind, eile ich auch wieder in die Arme des Schlafes.

Theodor.

Gestern Nachmittag kamen Erwin und Theodor, meine jungen Freunde zu mir, und baten mich mit ihnen nach dem schönen Dörfchen zu gehn, wo wir öfter die Sommerabende zugebracht haben, und wo sie auch heute ein mäßiges Mahl einzunehmen gedachten. Auch freute mich sehr, daß sie kamen, zumal da mich Erwin erinnerte, daß er schon längst gewünscht, einmal die Unruhe, von der sein Gemüth öfters bedrängt werde, vor mir ausschütten zu können; denn heute war grade mein eignes Herz so voll von tausend Dingen, womit ich selbst mich auf das innigste beschäftigt hatte, daß es nur auf eine Berührung von außen wartete, um sich ebenfalls zu ergießen.

Nachdem wir nun die Stadt verlassen, und den schönen, großen, mit alten Linden bepflanzten Weg betreten hatten, fing Erwin an: Lieber Adelbert, vielleicht wirst du glauben alle deine Mühe und liebevolle Aufopferung, die du an mich wandtest, verloren

zu haben, wenn ich dir aufrichtig mein Herz öffne, und dir gestehe, wie mich bei meinem Denken über die Gegenstände der Philosophie oft Zweifel und Sorgen überfallen, die ich mit aller Anstrengung nicht abzuschütteln im Stande bin. Und doch, könnte ich dich nur ganz bis in das Tiefste meiner Seele schauen lassen, so würdest du gewiß darüber nicht ungehalten werden. Ich bin nämlich ganz und gar nicht auf dem Wege, die Philosophie verkennen oder verachten zu lernen, oder sie mir überflüssig machen zu wollen; sondern grade im Gegentheil ist meine Sehnsucht aller ihrer Gaben theilhaftig zu werden nur immer um so höher gestiegen, je mehr sich mir die Wahrscheinlichkeit zum Ziele meines Strebens zu gelangen, verlieren wollte. Wenn ich also mit ihr zerfalle, so ist dieses ein Beweis meiner zu leidenschaftlichen Liebe, wie man wohl in einen innerlichen Kampf der Gemüther nur mit denen geräth, mit welchen man sich gern ganz durchdringen, ja in Eins aufgehn möchte, und doch nicht gewisse Schranken, welche die Seelen trennen, und das Verständniß nie vollständig werden lassen, überwinden kann. In einem solchen Liebesstreite bin ich mit der Philosophie begriffen. Damit du aber nicht glaubest, daß ich mich solcher Ausdrücke als einer bloßen Ziererei und eines Putzes der Eitelkeit bediene, will ich dir auch bekennen, daß ich in gewissem Sinne mir selbst die Schuld dieses Zustandes beimesse. Denn wohl erinnere ich mich, daß du mich davor gewarnt hast, über die Grenzen, die

ich in der philoſophiſchen Erkenntniß ſelbſt etwa erreicht haben möchte, und aus der Bahn, welche der Geiſt, um dieſe vollſtändig zu erlangen und einzuüben halten muß, weiter vor oder nach den Seiten hinaus zu ſchweifen, und die Früchte der Philoſophie wo anders zu ſuchen, als in ihr ſelbſt. Eine ſolche Unruhe, die den fortſchreitenden Zuſammenhang des ſich ſelbſt ausbildenden und beſchauenden Bewußtſeins unterdrückt, verbieten die Lehrer der Philoſophie mit Recht, auch ſehe ich recht gut den Grund dieſes Verbotes ein; und dennoch bin ich zu ſchwach, es ganz ſtreng zu halten, ja ich komme zuweilen auf den Verdacht, daß die Lehrer mehr von den Schülern verlangen, als ſie ſelbſt immer zu leiſten im Stande ſein mögen. Wenn die Philoſophie nicht anſtatt aller übrigen Erkenntniß ſein kann, wenn ſie nicht überall dieſelbe, mit gleicher Kraft und Lebendigkeit gegenwärtig, ja in einer jeden beſonderen Erkenntnißweiſe das Leben des Lebens iſt, ſo iſt ſie in meinen Augen nicht Philoſophie. Dieſes erwarte ich von ihr, dieſes allein kann den ſonſt ewig quälenden Durſt der Seele nach Erkenntniß ſtillen, dieſes nur einen ſolchen Zuſtand hervorbringen, wie ihn Spinoza verlangt, worin wir einer beſtändigen und ununterbrochenen Heiterkeit genießen. Und was du mir oft von ihr geſagt haſt, das ſtimmt ganz mit dieſer Vorſtellung überein, und berechtigt zu ſolchen Erwartungen. Denn iſt es wahr, daß es ein Bewußtſein giebt, in welchem alles, was wir nur wahrnehmen oder denken können, ſich

nicht bloß abspiegelt oder gar nur seinen Schatten zeigt, sondern lebendig und in seiner vollen Kraft gegenwärtig ist, so muß der, welcher sich in dasselbe versenken kann, auch alles Leben als ein einiges und ungetheiltes und doch eben dieses in dem ganzen Reichthum seiner Mannigfaltigkeit besitzen, und auf diese Weise unumschränkt sich selbst und die Welt beherrschen. Denn alles, was ihn berühren und abhängig machen könnte, muß er in sich selbst erzeugen, und als einen Theil seines Wesens mit Klarheit und Einsicht durchdringen. Wenn ich nun aber mich selbst betrachte, wie ich mich vertiefe in die Wege, die unser philosophirendes Bewußtsein nimmt, und vielleicht nothwendig nehmen muß, um in seinen eigenen Mittelpunkt zu gelangen, so ist mir, als zöge es sich eben dadurch gleichsam zurück aus dem mannigfaltigen und doch allein kräftigen, wirklichen Leben, und ließe dasselbe wie verdorren und absterben, während es selbst immer nur allgemeiner und weiter, und gleichsam von verdünnterem Stoffe werde, und die vielfachen Erregungen, die vom Wirklichen und Lebendigen ausgehn, in sich verwische. Ich weiß wohl, daß du mir sagen wirst, die Philosophie lösche durchaus nicht die Einzelheiten des wirklichen Daseins aus, sie verwandle sie nur, oder senke sie in ihren Mittelpunkt hinab, um sie dort von neuem geboren werden zu lassen; auch bin ich fest überzeugt, daß sie in der ganzen Bedeutung dieser Worte sich so verhalten müßte; aber ich kann nicht dahin kommen, dieses

ganz in mir zu fühlen und vollständig zu erleben, und es bleibt mir immer zu Muthe, als erhielte ich nur eine Kunde, daß es so sein sollte, nicht aber eine lebendige Erfahrung, daß es so sei. Deshalb gerathe ich denn oft in Unruhe und Zweifel, weniger an der Philosophie, deren Bild mir immer als ein leuchtendes, aber noch allzu wenig erkennbares Ziel vor Augen steht, als an mir selbst, daß ich vielleicht nie dahin kommen möchte, die eigentliche, lebendige Wahrnehmung des Wesentlichen in mir zu erzeugen. Dich bitte ich also, mir nur recht deutlich zu sagen, was etwa auch selbst an diesen Zweifeln unrechtmäßiges oder verbotenes ist, damit ich, wenn sie vielleicht in dieser Gestalt gar nicht in mir entstehn sollten, mich sogleich auf einen solchen Standpunkt stelle, wo sie wohl nicht mehr zum Vorschein kommen mögen.

Als ich den trefflichen Jüngling so sprechen hörte, glaubte ich, da ich ihn sonst auch so genau kenne, ziemlich deutlich einzusehn, wo es eigentlich bei ihm läge. Um aber recht sicher zu gehn, und auch Theodor mit in das Gespräch zu ziehn, sagte ich: O liebster Erwin, kaum hätte ich dir zugetraut, daß du so an der äußeren Welt und ihren mannigfaltigen, aber hinfälligen Erscheinungen hingest. Nimm dich doch ja in Acht, die lebendige und jugendliche Sehnsucht, die dich oft entflammt, immer für den ächten Trieb nach dem Wahren zu halten. Ich sage nicht, daß diese Lebenskraft, deren sich das jugendliche Gemüth erfreut, immer und an sich locke und treibe, sich der Lust

der Welt hinzugeben, wiewohl bei vielen eine schwächliche, flackernde Reizbarkeit bald für Thatendurst, bald für Begeisterung, bald für kühne Geisteskraft gelten muß. Aber auch in so gesunden Gemüthern wie das deinige, ist die Kraft des Daseins doch nur der gegebene Stoff, aus welchem das Gute und Wahre noch werden soll, und du darfst ihre Eingebungen wenigstens nicht als den Maaßstab aufstellen, wonach die Philosophie und ihre Früchte zu messen seien. Darum wäre vielleicht dir am allermeisten zu rathen, dich einmal recht lange und ungestört von der ganzen Wirklichkeit hinweg in das Einfache und Innere zu wenden, und dich gar nicht durch die äußeren Umgebungen und ihre Anforderungen stören zu lassen. Wenn du dann nach gehöriger Uebung in der strengen philosophischen Betrachtung des Allgemeinen dich wieder aufrichtetest und um dich schautest, so würdest du vielleicht die Welt um dich her, die dich so festhält, in einer ganz neuen Gestalt erblicken.

Ja, sprach er lachend, das glaube ich wohl, aber in welcher? Vielleicht schon abgestorben und in ein leeres Gespenst verwandelt!

Mache nicht gar einen Scherz daraus, versetzte ich; du weißt wohl, es ist der Fürst dieser Welt, der in Göthes Faust den Philosophirenden vergleicht mit einem Thiere, vom bösen Geist auf einer dürren Haide im Kreis herumgeführt, — und rings umher liegt schöne grüne Weide. Und eben vor diesem dein junges Blut zu hüten, solltest du dich einmal ganz

in dich zurückziehn. Theodor ſtimmt mir gewiß darin bei.

Was mich betrifft, ſagte Theodor, ſo beſcheide ich mich gern, weder die Zweifel, die Erwin über den Werth der Philoſophie zu hegen ſcheint, löſen zu können, noch ſelbſt mit mir völlig darüber im Reinen zu ſein; denn ich bin ſo weit nicht gekommen, ungeachtet ich mich vielfältig darum bemüht habe. Indeſſen muß ich dir beiſtimmen, wenn du ihn aufforderſt, ſeine Beruhigung und Befriedigung nicht in der äußeren Welt zu ſuchen, ſondern im Inneren, wiewohl meines Erachtens auf einem anderen Wege, als du es zu meinen ſcheinſt.

Ich verſtehe dich wohl, verſetzt' ich, denn ich weiß, daß du, wie ich auch wohl mit mehr Ueberzeugung, als du mir zutrauen magſt, ſagen kann, das beſte Theil erwählt haſt.

Oder vielleicht, erwiedert' er ſanft lächelnd, hat es mich erwählt. Denn das war es eben, was ich noch hinzu fügen wollte, daß Erwin mit ſeinem Ringen und Kämpfen doch das innere Leben des Lebens, welches nur aus dem Leben quillt, nicht ſchaffen wird. Von dieſer Seite möchte ich mich wieder ſeiner annehmen, indem ich ebenfalls überzeugt bin, es ſei doch zuletzt mit der Vernunft und ihrem Denken und Sinnen kein Leben zu ſchaffen, nicht allein kein äußeres, ſondern auch kein inneres. Warum geben denn alle zu, daß der Philoſoph keinen Baum kann wachſen, ja kein Sandkorn entſtehn laſſen, und doch ſoll er

Menſchen neu geboren werden laſſen zu einem neuen und beſſeren Leben? Etwa deswegen, weil jene Gegenſtände äußerlich erſcheinen und ſich den Sinnen aufdrängen, der im Innern neu geborene Menſch aber ſeinem äußeren Anſehn nach dem vorigen ganz ähnlich bleibt? O, das iſt es eben, was leider ſo vielen verborgen iſt, und was doch alle ſollten faſſen können, daß es die wahrhafteſte, höchſte, vollkommenſte Schöpfung iſt, wenn in unſerem Inneren durch die nicht uns ſelbſt mögliche Erzeugung des wahren Lebens der neue Menſch erſchaffen wird.

Mit Theodor, ſprach darauf Erwin zu mir, kann ich mich ſehr ſchwer verſtändigen, nämlich was verſtändigen heißt, im ſtrengſten Sinne des Worts. Denn es iſt ganz eigen; leben wir beide mit einander und theilen uns unſere Gefühle und Geſinnungen mit, ſo ſollte man glauben, es ſeien Zweige eines gemeinſamen Stammes in unſeren Seelen aufgeſchoſſen, ſo findet jeder Laut der einen ſeinen Anklang, jeder Strahl ſeinen Widerſchein in der andern. Wie oft iſt mir erſt kund geworden, was ich fühlte und dachte, wenn ich es in Theodors Gemüth erkannte! Darum weiß ich auch gewiß, daß es in ihm eben ſo beſtellt iſt, wenn gleich er zu ernſt und ſtreng iſt, um es mir je geſagt zu haben, was auch ich heute nur thue, weil ich ſehe, daß eben jetzt, da wir von den mir ſo wichtigen Fragen ſprechen wollen, zwiſchen uns der andere Zuſtand der gegenſeitigen Unverſtändlichkeit eintritt. Denn ſobald wir anfangen zu unterſuchen

und uns auf Gründe einzulaſſen, ſo ringen wir lange und ſchwer mit einander, und wir können nicht in einander eingehn, ja es iſt mir, ſo ſehr ich Theodors Sinnesart liebe und verehre, als ob ich doch des eigentlichen Schlüſſels dazu entbehrte.

Du biſt doch nicht, ſagt' ich darauf, ſo wie viele heut zu Tage, die, ſobald ſich einmal ein recht tiefes und wahrhaftes Gefühl der Religion vor ihnen eröffnet, ordentlich voll Grauen zurückfahren, und es, wie um ihrer Selbſtvertheidigung willen, Schwärmerei und Tollheit nennen?

Das weißt du doch wohl, verſetzt' er, daß ich ſo nicht bin. Allein Theodor ſcheint mir zu ſehr abgeſchloſſen, und faſt möcht' ich ſagen, mit Willkühr beſchränkt in ſeinem Sinne, was zuletzt doch auch wieder ſeiner wahren Tiefe ſchadet. Es iſt ſchön, ſich Einem das ganze Herz erfüllenden Gefühle hinzugeben, und keinem ſchöner, als dem des Glaubens und der wahren Liebe; ſollt' es aber nicht eine gewiſſe Schwäche und Unſicherheit in dieſem Gefühle ſelbſt verrathen, wenn man alles übrige ſtarrſinnig ablehnt, und bemüht ſich nur in ſich ſelbſt zu beſtärken, verkennt, daß es auch noch andere Anlagen, Bedürfniſſe und Beſtimmungen des menſchlichen Geiſtes gebe? Unter welchen das Streben nach wahrer und unbedingter Erkenntniß, oder die Philoſophie, auch die Religion umfaſſen muß. Denn darin ſcheinſt auch du, lieber Adelbert, mich mißverſtanden oder mißdeutet zu haben, daß du annahmeſt, als ſei es

mir bloß darum zu thun, in die Gegenstände des gemeinen Lebens und der sinnlichen Wahrnehmung durch Philosophie Einsicht und Zuhammenhang zu bringen, und den Genuß daran zu erhöhen.

Diese Rechtfertigung hatte ich eben von ihm erwartet, und forderte ihn also auf, sich darüber deutlicher zu erklären.

Es ist mir schwer, sagt' er, diese Erklärung recht deutlich und vollständig zu geben, denn sie hängt mit von den Zweifeln ab, die ich dir vorhin eröffnete. Alles übrige, alles, was wir aus irgend einer Erfahrung, sei es eine innere oder äußere, kennen, erscheint mir, wenn ich es mit der Philosophie und ihrem Gegenstande vergleiche, immer als etwas besonderes und einzelnes. Nun sagst du mir zwar, der Moment von welchem alle Philosophie ausgehe, sei auch eine Erfahrung, und zwar die Erfahrung schlechthin, denn man müsse in sich selbst den Zustand des höchsten Selbstbewußtseins zu erzeugen wissen, ohne dies sei man gar nicht fähig zu philosophiren; aber wenn es sich auch so verhält, so bleibt mir doch immer der Gegensatz der Philosophie mit der gesammten inneren und äußeren, geistigen und leiblichen Wirklichkeit ganz unauflöslich. Wenn ich diesen nun näher betrachte, so falle ich unwillkührlich immer wieder zurück in den Gedanken, daß am Ende doch die Philosophie bloß das Allgemeine, oder das Gesetz für alles übrige sei, wonach wir dasselbe denken müssen, und daß doch noch etwas ganz anderes, und eine Erkenntniß aus

anderem Quelle fühle in den Sinnen, dichte in der Phantaſie, glühe in der Liebe, ſich hingebe und verſenke in die Seligkeit des Glaubens an das göttliche Weſen. Wenn ich alſo ſpreche von den Gegenſtänden, die mir immer noch außerhalb der Philoſophie ſelbſt liegen zu bleiben ſcheinen, ungeachtet ſie nach meinem Glauben ganz in dieſelbe aufgehn ſollten, ſo meine ich keinesweges bloß die gemeinen Gegenſtände der Sinne, ſondern auch die höchſten der Erkenntniß, ja die edelſten Erkenntniſſe ſelbſt. Denn auch dieſe, inſofern ſie ein wirkliches, lebendiges Daſein haben, ſich in der Zeit äußern, unſer gegenwärtiges Bewußtſein ausmachen, ſind für die Philoſophie immer nur Gegenſtände, über welche ſie denkt, und eben dieſes, daß ſie ſich daraus ſo zurückzieht, um ſie gleichſam unter ſich als bloße Wirklichkeit anſehn, und darüber frei denken zu können, iſt es, was mich an ihrer eigenen Lebensfülle, nach der ich von ganzem Herzen ſtreben möchte, immer wieder irre macht.

Erlaube mir, ſo redete mich hier Theodor an, daß ich nur wenige Worte ſage; dann löſe ihm ſeine Zweifel, über die ich ſelbſt wohl einmal etwas bündiges zu hören wünſchte. Lieber Erwin, es kommt mir recht, daß du dich einmal ſo beſtimmt hierüber ausgeſprochen haſt, daß du auch die Religion nur als einen beſonderen Zweig der Erkenntniß anſiehſt, die aus einer einzelnen, in dem wirklichen Daſein des Menſchen mit unter den anderen liegenden Wurzel hervortreibe. Auf die Art iſt es denn freilich wohl

natürlich, daß wir uns hierüber nie haben verstehn können; und wiederum ist es ohne Zweifel eben dieser Punkt, der auch deine Ansicht der Philosophie selbst beunruhigen und verwirren muß. Denn du erkühnst dich eines unmöglichen Unternehmens, wenn du die Religion als einen besonderen Gegenstand durch die Philosophie aufzulösen und zu durchdringen begehrst. Hievon hätte dich schon die Geschichte der Wissenschaft abschrecken sollen, in welcher du finden wirst, daß die Philosophie immer an dieser Grenze das Ende ihres Reichs erkannt hat, indem sie sich entweder gradezu und mit Absicht gegen die Religion, sei es auch nur die zu einer gewissen Zeit herrschende gewesen, empörte, oder sich weiser beschied, daß jenseits eine Welt beginne, welche dem Licht der bloßen Vernunft undurchdringlich sei. Aus dieser Welt aber stammt allein das eigenthümliche Leben und Wesen aller Dinge, und wenn du klagst, daß die Philosophie in dieses nicht eindringen könne, so meldet sich in dir ein dunkles Gefühl der Wahrheit, das dir unbewußt nichts anders als Glauben von dir fordert. Verkennen mußt du aber dieses Gefühl, weil dieser in dir erweckte Durst nach Glauben sich vermöge deines einmal angewöhnten Irrthums in eine Sehnsucht nach ewiger und seliger Befriedigung durch die Gegenstände dieser Welt verwandelt hat, welche dir doch niemals dazu genügen werden. Dies ist allezeit die Strafe der sich selbst vertrauenden Vernunft, daß sie zwar immer noch die Triebe

ihrer ursprünglichen Natur in sich trägt, aber den Gegenstand und das Ziel derselben sich selbst verhüllend, damit herumirrt, und sie in unstillbarer Begierde auf die zeitlichen Dinge richtet. Möchte sich dir, geliebter Freund, dieser Gegenstand von selbst und durch sich selbst, wie er es allein kann, wieder enthüllen, und sein Licht alles, was dich trübte, in dir verzehren!

Du redest, sprach Erwin hierauf, wie die meisten, wenn sie auf das Verhältniß zwischen Religion und Philosophie zu sprechen kommen. Mir aber ist es unbegreiflich, wie man so die Vernunft, welche die wesentliche und göttliche Erkenntniß an sich ist, mit dem gemeinen Verstande verwechseln kann. Denn grade durch jene sollen wir alles in dem Urquell seines inneren Lebens erkennen, wovon der gemeine Verstand nur die ausgeflossenen Erscheinungen bearbeitet. Was also am meisten das Wirken dieses Urquells in sich darstellt, wie die Religion, das muß auch der eigenste Gegenstand der höchsten Vernunfterkenntniß sein; darum sehe ich am allerwenigsten ein, weshalb grade jene davon ausgenommen sein soll, wenn wir doch den Staat, die Kunst, deren eigentlicher Sinn auch auf dem wesentlichen und nicht auf dem gemeinen Erkennen beruht, ohne Bedenken der philosophischen Untersuchung unterwerfen.

O wie wenig, versetzte Theodor, muß es dir lebendig und klar geworden sein, was uns durch die Religion kund gegeben wird, und wie sie der Ring

ist,

ist, an welchem die ganze Kette unseres übrigen Erkennens und Lebens allein befestigt ist. Alles dieses kann ja seinen wahren Inhalt und Werth allein durch sie erhalten. Denn wir wären nicht allein gar nicht ohne Gott, sondern, was noch viel mehr sagt, unser wirkliches Dasein ist ohne ihn völlig leer, nichtig und bedeutungslos, und alles, was an uns irgend einen Werth und Sinn hat, ist bloß da durch eine unmittelbare Wirkung der göttlichen Gnade, welcher wir uns unbedingt wieder ergeben müssen, nachdem wir einmal abgefallen von ihr, uns in die zeitliche Welt gewandt haben. Ich wollte annehmen, Erwin, daß du gar nichts von der Religion hieltest, obgleich es wohl keinen Menschen geben mag, dem dieses im vollen Sinne möglich wäre; aber dann könntest du etwas, das gar nichts wäre, auch nicht zum Gegenstande der Philosophie machen wollen. Hältst du sie hingegen für etwas wirkliches, so kann nur der, und kein anderer Zustand unseres Gemüths Religion sein, worin wir uns ganz dessen, was in uns wesentlich und göttlich ist, und wovon alles übrige, was etwas an sich ist, in uns ausgeht, durch sein eigenes Dasein und die Kraft seiner Gegenwart bewußt werden. Und dieser Zustand, wie sollte er durch irgend etwas anderes hervorgebracht, oder auch nur verstanden und erklärt werden können, als durch sich selbst? Denn darin besteht er ja eben, daß keine besondere Handlungsweise der Seele und Anwendung ihrer Kräfte ihn schaffen kann, sondern bloß eine innere Erleuch-

tung durch etwas, das über den menschlichen Geistes-kräften, ja das an sich alles ist, und folglich auch von keinem besonderen und ihm untergeordneten Theile abhängig sein kann. So läßt es sich schon ganz einfach dem Verstande beweisen, daß, wenn es eine Religion und einen wahren Gegenstand derselben giebt, beides über die menschliche Vernunft hinausreichen, und also durch eine unüberschreitbare Grenze von der Philosophie gesondert sein müsse. Aber viel fester wird hievon der überzeugt sein, in welchem wirklich das Licht der göttlichen Offenbarung lebendig und gegenwärtig aufgegangen ist, und der sich selbst und sein wesentliches Dasein in demselben wiedergewonnen hat, welches er gar nicht konnte, ohne sich vorher ungetheilt und ohne allen Vorbehalt darein zu verlieren. Wozu bedürfte der noch einer anderen Bürgschaft oder Versicherung seines Heils von außen her, da er es in sich so gewiß wahrnimmt wie sich selbst, ja da sein ganzes Dasein im höheren und wahren Sinne ihm erst dadurch etwas wahres und gewisses wird? Und wenn er wirklich auf den Einfall kommen könnte, diesen Zustand der Wiedergeburt seines Gemüths von außen her zu beurtheilen, und als einen fremden Gegenstand durch das Erkennen seiner Vernunft zu behandeln, müßt' er nicht alsobald von einem solchen Beginnen abstehn, da ihm mit dem Zustande der Begeisterung, aus dem er herausträte, auch sogleich dieser Gegenstand verschwände? Wo wollt' er auch ein Erkennen außer sich selbst finden, welches doch zu-

gleich das seinige wäre, und womit er sein eigenstes Wesen, nicht etwa theilweise, und nachdem schon die Vernunft sich gespalten, sondern in seiner ganzen Fülle, wie es ihm selbst erst geschenkt ward, wieder erforschte? Ueber dem Urquell alles Erkennens und alles Daseins, in welchem alles allein das ist, was es wahrhaft ist, kann es kein anderes Erkennen geben, für welches er wieder ein bloßer Gegenstand wäre, denn alsdann wäre dies nicht der rechte Urquell. Wer also über die Religion philosophirt, der tritt willkührlich aus dem Standpunkte des Bewußtseins heraus, wo sie allein Religion ist, und hat dann unter ihrem Namen nur ihre todte Form vor sich, das heißt den leeren Begriff, den er sich etwa selbst von der Religion ersinnt. Da sie aber durch einen solchen gar nicht erfaßt werden kann, sondern nur im Leben und lebendigen Bewußtsein, so ist denjenigen noch am meisten zu trauen, welche, so fern sie Philosophen sind, wie die kritischen, erklären, daß die Philosophie über die Religion gar nichts sagen und wissen könne; was sie aber dennoch von ihrer Wirksamkeit beim Handeln sagen, hebt in der That dies Geständniß so wenig auf, daß es dasselbe vielmehr bestätigt; denn sie muß ihnen am Ende doch nur für eine Art von Widerschein der sittlichen Vernunftgesetze gelten.

Ich sehe wohl, sagte ich hierauf, liebe Freunde, ihr seid sehr weit auseinander, so weit, daß es gewiß höchst schwierig sein wird, euch zum Einverständ-

niß zu bringen, zumal, da die Zeit, die wir zur Wanderung bis zu unserm Ziele vor uns haben, nicht gar lang ist. Und doch scheint mir von diesem Einverständniß die Beruhigung eines jeden von euch abzuhangen, wenigstens Erwins, denn du, Theodor, magst ihrer wohl kaum bedürfen. Jene Schwierigkeit besteht aber, wie es mir scheint, darin, daß jeder von euch von einem Grundsatze ausgeht, den ihm der andere ganz unmöglich jemals zugeben darf.

Welche Grundsätze meinst du, fragte Theodor?

Du, versetzte ich, behauptest, daß alle übrige Erkenntniß irgend eines Gegenstandes nur eine besondere Art des Erkennens sei, in so fern sich die eine aus der anderen durch ihre Vergleichung und Beziehung auf einander erklären lasse, daß man also für jede dieser Arten wieder eine andere besitze, womit diese als ein Gegenstand oder Stoff wieder erkannt, aufgelöst, verarbeitet werden könne, die Religion dagegen stehe ganz einzig da; denn so wie Gott der Urquell unseres ganzen und ungetheilten Wesens ist, dessen nämlich, was wir in seiner ganzen Fülle selbst sind, nicht in so fern es sich eben in verschiedenerlei Kräfte und Eigenschaften spaltet, die einander bestimmen, erhalten oder aufheben, so müsse auch sie der eigentliche Kern unserer ganzen Erkenntniß sein, der sich durch nichts anderes von außen her durchdringen lasse. War das nicht deine Ansicht?

Meine innigste Ueberzeugung, sagte er. Und ich

glaube, du wirst mir zugeben, daß nur in diesem Sinne gedacht, die Religion unser ganzes Leben durchströmen und überall mit ihrer ganzen Kraft und Glut in uns gegenwärtig sein kann. Denn sobald wir sie auf etwas anderes zurückführen, ziehn wir sie herab in das Gebiet, wo wir die Erkenntniß nur in ihrer Spaltung und Unvollständigkeit zu finden, und wechselsweise immer eine Art des Erkennens der anderen zu unterwerfen, und sie nur durch einander zu denken und zu verstehn gewohnt sind. Da erscheint denn etwa Gott dem Verstande als der leere Begriff einer Gottheit überhaupt, oder Christus der sinnlichen Einbildungskraft als eine bloß historische Person, ja die Religion wird bald eine müßige Stütze der Sittlichkeit, bald ein Gegenstand träumerischer Genüsse. Wo also wirklich Religion sein soll, da muß sie vollständig, in ihrer ganzen Fülle gegenwärtig und der Urquell von allem sein.

Alles dies, erwiederte ich, gebe ich dir zu. Nun meint aber dein Freund Erwin, was freilich auffallend scheint, es finde dieses alles eben so auch bei vielen anderen, eben so ursprünglichen Erkenntnißarten statt, und es könne deshalb wieder keine Philosophie geben, weil es nicht möglich sein möchte, so viele Dinge, die ihren Ursprung in sich selbst haben, in eine gemeinsame Beziehung der Gedanken, worin sie sich doch theilweise bedingen und bestimmen müßten, zu verbinden. Wenn du ihm also beweisen könntest, daß eine von diesen Erkenntnissen, die Religion,

allein die ursprüngliche sei, und alle übrigen ihrem wahren Wesen nach in sich trage, so würde ihm diese die Philosophie selbst, oder was er sich nun darunter denkt, darstellen, und seine Zweifel wären gelöst.

Wenn sich nur, sprach Theodor, das beweisen ließe, was allein durch den Glauben erkannt werden kann!

Läßt es sich also nicht beweisen, sagte ich, so mußt du annehmen, daß es gar keine Philosophie gebe. Denn welchen Gegenstand sollte diese haben, wenn die Einheit aller besonderen Erkenntnisse in der Einen wesentlichen nicht gedacht werden könnte?

Einen verbindenden Zusammenhang, sprach er, zwischen den übrigen Erkenntnissen.

Dann, sagte ich, könnte sie bloß ein äußeres Band zwischen diesen sein, und Erwin hätte überdies Recht, wenigstens in Ansehung der Art, wie die Religion in der Philosophie vorkommen müßte.

Nur das ausgenommen, fiel Erwin hier ein, daß ich nimmermehr die Philosophie bloß in der leeren Form eines Zusammenhanges unter den verschiedenen Erkenntnissen finden würde. Hiezu reicht ja der gemeine Verstand vollkommen hin; denn könnten wir durch ihn nicht die fremdartigsten Erkenntnisse von ganz verschiedenem Ursprunge mit einander verbinden, so hätten wir gar kein zusammenhängendes Selbstbewußtsein, und wären in uns auf eine undenkbare Weise zerrissen. Was ich mir also unter Philosophie denke, ist allerdings etwas höchst wunderbares, näm-

lich eine Erkenntniß, die ſich in jede andere verwandelte, und dabei doch ganz dieſelbe bliebe, und wüßte, daß ſie überall dieſelbe wäre. Dieſe allein kann uns zur vollen Beruhigung und Einigkeit mit uns ſelbſt bringen, die wir nie erlangen, wenn ſich in uns ein Gedanke gegen den anderen empört, der Verſtand ſich mit den Sinnen, das ſittliche Gebot ſich mit unſeren Trieben nie vertragen will, und höchſtens eines ſich das andere unterwirft. Ja außer dieſen mit einander im Kampfe liegenden Fähigkeiten giebt es noch andere, die mir noch merkwürdiger ſcheinen, von denen jede ein ganzes Weltall für ſich ſchaffen und ausfüllen will. Dieſe ſcheinen gänzlich von einander geſondert, und jede in ſich gerundet zu ſein, ſo daß gar kein innerer und weſentlicher Uebergang möglich ſei, wenn gleich ihre Aeußerungen und Erſcheinungen durch den gemeinen Verſtand mit einander verbunden werden. So verhält es ſich keinesweges allein mit der Religion, ſondern auch mit der Sittlichkeit, der Kunſt und anderen Ideen, von welchen ich wohl wiſſen möchte, durch welches Mittel Theodor ſie in Religion verwandelte. Suchen wir nun alles dieſes durch Dialektik auf ein Gemeinſames zurückzuführen, ſo entweicht, wie geſagt, aus jedem Einzelnen das Leben, und wir erhalten nur ein allgemeines Schema, worin jedes ſeinen Platz hat, aber nicht an ſich ſelbſt, ſondern nur in ſeiner Lage, die es durch dieſen Platz erhält, verſtanden wird.

Wie aber, ſagte ich, wenn du von der Philoſo-

phie etwa nur die eine Seite erkennteſt, wo ſie einem ſolchen Schema gleichen mag, nicht aber die andere, mit der ſie ſich vielleicht in jede einzelne Art der Erkenntniß vertieft? Wäre nun die Ueberſicht und Anordnung der Erkenntniſſe, die ſie dir zu geben ſcheint, nur vollſtändig und erſchöpfend, ſo wäre dies vielleicht ein Zeichen, daß ſie allerdings die eine Seite der vollkommenen Philoſophie ſei.

Hieran, verſetzt' er, kann man auch wohl mit Recht zweifelhaft werden, da die Philoſophie und ihr Syſtem ſich ſo vielfach verändert hat, und ſo viele ganz verſchiedene Löſungen ihres Räthſels aufgeſtellt worden ſind; ja, ein jeder, der ſelbſt über daſſelbe nachdenkt, ſieht ſich getrieben und vielleicht genöthigt, wenigſtens einen eigenen Ausdruck dafür zu erfinden.

Dieſer Umſtand, ſagte ich lächelnd, ſollte dich vielmehr recht in deinem Glauben an die Philoſophie beſtärken.

Wie ſo? fragt' er.

Du ſiehſt daran, daß ſie keineswegs ein leerer allgemeiner Gedanke, ſondern etwas in ſich ſelbſt lebendiges iſt, da ſie auch in der Zeit lebt, ſich verwandelt, ja in jedem Philoſophen aus einem eigenthümlichen Quell des Lebens hervorſpringt.

Noch weiß ich nicht, ob dieſes dein Ernſt iſt.

Vielleicht wirſt du das bald erfahren. Du giebſt doch zu, daß alles Bedürfniß der Philoſophie, ſo wie der Anreiz dazu nur aus gewiſſen Widerſprüchen her-

vorgeht, die zur nothwendigen Anlage der menschlichen Natur gehören, ja diese vielleicht mit ausmachen, und welche durch die gewöhnlichen Mittel unseres Erkennens keinesweges so zu vermitteln sind, daß wir ihre Einheit deutlich einsähen, wiewohl sie unbewußterweise durch unser wirkliches Leben und Dasein immerfort vermittelt werden!

So scheint es sich wohl zu verhalten.

Diese Widersprüche nun finden sich überall, und deshalb ist das Bedürfniß der Philosophie allgemein. In der Natur zum Beispiel, ist es da wohl möglich irgend etwas zu denken, was das Gemeinschaftliche wäre von Ruhe und Bewegung, oder von Kraft und Masse?

Nein, es ist unmöglich.

Aber in der Mathematik, das Gemeinsame von Kreis und Viereck? Ich meine nicht den allgemeinen, aber ganz leeren Begriff der Figur, sondern etwas, das einen bestimmten Inhalt hätte, und worin zugleich jedes von beiden als solches enthalten wäre. —

Eben so wenig.

Da nun also jedes dieser Entgegengesetzten durchaus etwas für sich ist, auf dessen Wesen das andere als solches gar keinen Einfluß hat, vielmehr völlig davon ausgeschlossen ist, müßte nicht unser ganzes Erkennen bei jedem derselben völlig von neuem anfangen, also ganz abgebrochen und zerrissen sein, wenn es nicht doch einen Punkt gäbe, in welchem nicht bloß die Entgegengesetzten verbunden wären, sondern wo

das Gemeinsame sowohl ganz das Eine, als auch das andere wäre, und sich so in beide verwandelte?

Ja, das verlange ich eben von der Philosophie, daß sie uns dahin bringe.

Laß uns doch noch weiter sehn. Ist nun nicht auch eben ein solcher unversöhnlicher Widerspruch zwischen demjenigen, was wir das Sein der Dinge außer uns, und was wir unser eigenes Erkennen oder Wahrnehmen dieser Dinge nennen? Oder giebt es irgend etwas uns bekanntes, das durch sich selbst als etwas für sich bezeichnet werden könnte, und welches das Gemeinschaftliche von Erkennen und Sein wäre?

Nein; ich weiß wohl wie du es meinst, nämlich, daß wir durch Erfahrung oder im Begriffe etwas besäßen, worin beide Bestimmungen in einander übergingen, ohne einander auszuschließen, so daß beide darin vermischt wären.

Richtig! Es muß also auch hier etwas gefunden werden, das sich eben so verhalte, wie das Gemeinsame bei den vorigen Gegensätzen. Aber ferner! die allgemeinen Begriffe stehn doch auch mit den einzelnen Dingen welche unter sie fallen, in einem solchen unversöhnlichen Widerstreite. Denn niemals kann ein allgemeiner Begriff selbst und als solcher wirklich erscheinen und den Sinnen wahrnehmbar werden; das einzelne Ding aber, ungeachtet wir es mit dem Namen des Begriffes benennen, ist etwas

schlechthin durch seine Eigenthümlichkeit bestimmtes ohne alle Allgemeinheit.

So ist es.

Aber ist es nicht so auch zwischen dem Begriffe, etwa dem einer Art oder Gattung von Dingen, und seiner Eigenschaft? Die Begriffe von Körper und Ausdehnung gehören ohne Zweifel zusammen, und doch hebt die Ausdehnung, in ihrer Allgemeinheit schlechthin gedacht, den Körper auf, und dieser wegen seiner nothwendigen Begrenztheit wieder jene.

Hier seh' ich es noch nicht so ein; doch will ich annehmen, daß es sich so verhalte.

Vielleicht ist es dir aber deutlicher, daß in uns selbst, in so fern wir als handelnde Einzelwesen uns unser bewußt sind, eben ein solcher Widerspruch statt findet, indem wir zugleich uns selbst ohne allen Einfluß der Außendinge auf uns, und sogar gegen denselben zum Handeln bestimmen können und sollen, und doch den Anreizungen durch diese Gegenstände weder entgehn, noch sie zum Handeln selbst entbehren können.

Wer könnte an diesem Widerspruche in uns zweifeln?

Laß uns denn unsere Betrachtungen hierüber anstellen. Denn obwohl ich dir vielleicht noch viel mehr solche Widersprüche in unserem Erkennen aufzeigen könnte, so werden doch schon diese genügen, um uns zu überzeugen, daß es überall davon angefüllt sei.

Freilich wohl. Doch scheint mir, diese Widersprüche verhalten sich nicht alle gleich gegen einander.

Wie so?

Das Erkennen und das Sein z. B. scheinen mir einander ihren Begriffen nach ganz und gar und schlechthin auszuschließen; dagegen nähern sich doch die einzelnen Dinge ihren Begriffen ins Unendliche, und beides geht stufenweise in einander über, wenn es einander auch niemals vollständig ausfüllt.

Nun, dieses möchte wohl eine Täuschung sein. Denn wenn eine jede besondere Erscheinung durch ihre Eigenthümlichkeit durchgängig bestimmt, und eben deshalb nur diese und schlechterdings keine andere ist, als sie selbst; so mag sich diese Mannigfaltigkeit ins Unendliche entwickeln und vermehren, die Bestimmtheit wächst mit ihr, und es entsteht dadurch eben so wenig eine Erscheinung, die wirklich Begriff wäre, als aus einem einzelnen Dinge für sich. Die Kluft, die beide Gebiete vorher trennte, bleibt also ganz dieselbe.

Woher kommen denn aber die Zwischenglieder, die aus der Unterordnung der Begriffe unter einander entstehn?

Diese Frage laß jetzt aus dem Spiele, da sie uns nur von unserem Zwecke ohne Nutzen abführen würde. Denke dir vielmehr, daß es eine Erkenntnißart gäbe, wodurch etwa das Erkennen und das Sein, der Begriff und das einzelne Ding in einander

übergehn könnten, wie Thier und Pflanze in einander durch Vergleichung übergehn, indem sie einige Eigenschaften mit einander gemein haben als organische Naturwesen, andere aber, wodurch sie verschieden, und deshalb nicht Eins und dasselbe sind. Würdest du diese wohl Philosophie nennen?

Ganz gewiß nicht.

Warum aber nicht?

Weil nun immer noch das unaufgelöst bliebe, wodurch die Entgegengesetzten verschieden sind, welches in jedem von ihnen das durchaus Eigenthümliche ist, wobei die Erkenntniß immer wieder von vorn anfangen muß, weil sie es aus keinem anderen als aus ihm selbst kennen lernt.

Gut! Wenn es nun aber eine Erkenntnißart gäbe, die im Stande wäre ein so vollkommenes Gemisch von Erkennen und Sein oder vom Einzelnen und dem allgemeinen Begriffe zu denken, wie das Grün vom Blau und Gelb ist, oder ein chemisches Produkt von seinen Grundstoffen, so daß man darin gar nichts Unterschiedenes mehr wahrnähme, wäre diese vielleicht Philosophie?

Eben so wenig, denn alsdann gehörte nur eine ganz einzelne, abgerissene, und mit nichts anderem in Verbindung stehende Wahrnehmung dazu, um ein solches Gemisch zu erkennen, und bei jedem neuen Gegenstande, ja bei jedem der Bestandtheile des Gemisches, wenn er für sich geschieden vorgefunden

würde, müßte die Erkenntniß doch von neuem wieder anfangen.

Du haſt Recht. Aber am Ende quälen wir uns vielleicht ganz ohne Nutzen. Denn wir gehn offenbar von der Vorausſetzung aus, daß, wo ein neuer Gegenſtand iſt, auch eine neue Erkenntniß ſein, dieſe ſich alſo immer durchgehends an den Gegenſtand anſchließen müſſe. Könnte denn nicht die Erkenntniß an ſich etwas ganz gleichgültiges ſein, etwa ein durchaus leeres Behältniß, in welches alle Gegenſtände, ſie ſeien von welcher Art und Beſchaffenheit ſie wollen, niedergelegt werden könnten? So ſtellen ſich ohne Zweifel die meiſten Menſchen ihre Natur vor, und kommen deshalb gar nicht auf die Schwierigkeiten, die uns beunruhigen.

Wohl mögen es die meiſten ſo denken, obgleich dieſes die paradoxeſten Anſicht von allen ſein ſollte. Denn wie kann man ſich eine Erkenntniß vorſtellen, die an und für ſich gar keinen Gegenſtand hätte, und alſo außerdem, daß ſie erkennte, auch noch etwas für ſich wäre? Von unſerer Erkenntniß erhalten wir ja erſt dadurch Kunde, daß ſie erkennt, es ſei nun ſich ſelbſt oder etwas anderes; wir beſitzen ſie alſo auch nur in ſo fern, als ſie gleichſam gebunden iſt durch ihre Gegenſtände. Wäre ſie außerdem noch etwas, ſo müßte ſie wieder als dieſes ein bloßer Gegenſtand ſein, und durch etwas anderes von uns erkannt werden können, das alſo nicht Erkenntniß wäre, welches widerſinnig iſt. Es ſcheint mir alſo unumſtößlich ge-

wiß, daß wenn unſer Erkennen mit ſich ſelbſt Eins und daſſelbe ſein ſoll, auch die Gegenſtände deſſelben ſich auf Eins müſſen zurückführen laſſen.

Es iſt auch gewiß nicht zu leugnen. Nun wiſſen wir ferner unfehlbar, daß unſer Erkennen durchaus Eins und daſſelbe iſt, und die unmittelbare Kunde hievon nennen wir das Selbſtbewußtſein. Müßte die Erkenntniß bei jedem der aufgeführten Gegenſätze von neuem anfangen und ſich wieder neu erzeugen, ſo wäre in uns nicht Ein und derſelbe Quell der Erkenntniß, nicht Ein Selbſtbewußtſein, ſondern mehrere, wovon wir uns auch nicht einmal eine Vorſtellung machen können. Diejenige Erkenntnißart aber, wodurch die Einheit des Bewußtſeins in allen dieſen Widerſprüchen erhalten, und ſie in ihrer vollkommenen Uebereinſtimmung mit einander erkannt würden, wäre denn Philoſophie. Nicht wahr?

Ja, dieſe allein.

Daß es nun eine ſolche Philoſophie gebe, und geben müſſe, daran wirſt du wohl auch nicht zweifeln. Denn erſtlich ſind die erwähnten Widerſprüche unleugbar da, und niemand kann ſich ihnen entziehn; ja daß ſie da ſind, das iſt der Grund unſeres ganzen wirklichen Lebens, indem ſie uns unaufhörlich treiben und zwingen ihre Vermittlung zu ſuchen. So macht ja das beſtändige Vergleichen des Beſonderen unter ſich, und die Verknüpfung deſſelben zum Allgemeinen unſer ganzes Denken, das Streben unſer Erkennen als äußeres Daſein darzuſtellen unſer Handeln aus.

Sodann ist aber auch die Einheit dieses Erkennens mit sich selbst da, nämlich das Selbstbewußtsein, wodurch wir allein von uns selbst wissen. Da nun beides gar nicht mit einander bestehn kann, wenn es nicht irgendwo eine Erkenntniß giebt, worin von Anfang an die Widersprüche unter einander eins sind, so kann es nicht allein, sondern es muß wirklich eine solche Art von Erkenntniß, das heißt eine Philosophie, geben. Bist du hiemit einverstanden?

Ich kann wohl nicht anders.

Was dir nun aber das Wichtigste sein wird, das ist offenbar dir deutlich vorzustellen, was eine solche Philosophie wird leisten müssen. Eine bloße Verknüpfung ihrer Gegenstände zu einem äußeren Zusammenhange, wobei sie doch jeder etwas für sich blieben, darf sie nicht geben, das ist aus allem klar, worin wir übereingekommen sind. Sie muß sich vielmehr vollständig in jedes dieser Entgegengesetzten verwandeln und dennoch ganz dieselbe bleiben, und sich immer als unveränderlich dieselbe anerkennen. Dieses aber war es doch wohl, was du von Anfang an, wenn gleich mit einiger Unruhe, von ihr verlangtest. Wenn wir z. B. den Gegensatz des Erkennens und Seins nehmen, so siehst du wohl ein, daß das Erkennen sich selbst nicht so erkennen darf, wie es außerhalb noch etwa von irgend etwas begrenzt, oder auch nur gehemmt würde, wodurch das Sein, oder die Vorstellung von einem Sein entstände; so etwas würde immer nur wieder den gemeinen Zustand der

Er-

Erkenntniß herbeiführen. Es muß vielmehr, so wie es sich selbst ganz und vollständig und mit Einem Schlage als sich selbst erkennt, eben so auch mit dem Sein ganz in Eins zusammenfallen. Es kann also kein wahres Sein gefunden werden, nämlich was wir ein Sein an sich oder schlechthin nennen könnten, welches nicht vollkommen aufgelöst und durchdrungen würde von dieser vollkommenen Erkenntnißart. Siehst du dies ein?

Gewiß; und ich bin auch überzeugt davon; denn jene Widersprüche sind da, und ohne eine solche vollkommene Auflösung derselben, kann es kein vollständiges Selbstbewußtsein geben; dieses aber muß es geben, weil sonst unsere Vernunft nicht Eine, sondern eine mehrfache wäre. Das alles ist unumstößlich, und gegen jeden Zweifel will ich es vertheidigen, und dennoch möchte es sehr schwer oder gar unmöglich sein den Erfolg davon im wirklichen Leben vollständig zu erfahren.

Darum, lieber Erwin, ist es desto wichtiger, daß wir nicht zu früh, oder überhaupt nicht unruhig und ängstlich hinblicken auf dieses wirkliche Leben, sondern uns streng an demjenigen halten, was uns gewiß geworden ist. Darunter wird dir aber auch das sein, daß eine solche Art von Erkenntniß vollkommen eben dieselbe sein muß im allgemeinen Begriffe und in der ganz einzelnen Erscheinung, und beides sich für sie gänzlich in einander auflösen muß. Den Begriff nämlich, den die gemeine Erkenntnißweise aus den

Dingen abzieht und einem matten Schatten gleich über dieſen ſchweben ſieht, erfährt dieſe und nimmt ihn wahr, und geht mit ihm um, als wär' es ein ganz wirkliches Ding, oder vielmehr hat er für ſie noch eine ganz andere und lebendigere und kräftigere Wirklichkeit als diejenigen Erſcheinungen, die wir gewöhnlich wirkliche Dinge nennen. In dieſen Dingen aber nimmt ſie ebenfalls den allgemeinen Begriff, und ihr reinſtes Weſen als gegenwärtig in ſeiner ganzen Fülle wahr, und was dem gemeinen Erkennen eine verworrene Maſſe von zufälligen Erſcheinungen iſt, das iſt für ſie die vollkommen klare und überall genügende Entwickelung des lebendigen und ewigen Weſens. Wenn du alſo der Philoſophie vorwerfen wollteſt, ſie bleiche die lebendigen Farben der Dinge ab, und mache ſie zu bloßen Schatten, um ſie nur in eine allgemeine Verwickelung zu verflechten, ſo konnte dies nur aus einer großen Irrung hervorgehn. Denn grade das Gegentheil thut ſie, wie du ſiehſt, und nur die äußere Form und das Gerüſte der Philoſophie iſt dem bekannt, welcher nicht bis dahin durchgedrungen iſt, wo das Allgemeine ein ſeliges und ſich ſelbſt genügendes Lebens für ſich führt, und wiederum das ſogenannte Beſondere und Wirkliche ſchlechthin nichts andres iſt, als das Daſein der Begriffe ſelbſt, die man darin deutlich und vollſtändig wie in ihren Buchſtaben leſen kann. Wer aber wirklich bis dahin gelangt iſt, der wird nur lächeln über die wunderſamen Klagen derjenigen, die behaupten,

die Philosophie tauge nicht, um das wirkliche Leben seinen gegebenen Bedürfnissen gemäß dadurch einzurichten und zu ordnen, sie sei nur ein zwar schönes, aber unanwendbares und träumerisches Spiel. Dagegen sage ich dir: wenn gleich die gewöhnlich sogenannte Anwendung zu gemeinen und dürftigen Zwecken nie die Sache der Philosophie sein kann, sondern einzig und allein die Wahrheit an sich, so ist doch keine von allen menschlichen Kenntnissen so vollkommen anwendbar, wenn wir anders unter diesem Wort etwas wesentliches verstehn, als grade sie. Alle übrigen Erkenntnißarten nämlich, welche auf das wirkliche Leben und seine Erscheinungen angewandt werden sollen, geben uns allgemeine Regeln, welche auf die ins Unendliche verschiedenen besonderen Fälle ihrer leeren Allgemeinheit wegen nie vollständig passen; unzähliges bleibt also bei einer solchen Anwendung der Erwägung eigenthümlicher Umstände, oder der Art, wie wir den Gegenstand auffassen, oder selbst dem Zufall überlassen; die Philosophie aber verwandelt sich selbst in das Wirkliche, für sie giebt es gar keine leere Form der Regel, die vom Leben selbst verschieden wäre, und in jeder ihrer Anwendungen ist sie ganz gegenwärtig. Man kann also vielmehr behaupten, daß diejenigen träumen, welche ihre Aufmerksamkeit beständig theilen müssen zwischen den Gegenständen der sogenannten Erfahrung oder ihren sich darauf beziehenden nächsten Zwecken, und den allgemeinen Begriffen, welche sie sich eingeprägt ha-

ben, oder den Verflechtungen zwischen diesen, wodurch sie sich dem Einzelnen zu nähern meinen. Ist es denn dagegen nicht das hellste und klarste Wachen, wenn uns keine Besonderheit der sinnlichen Wahrnehmungen die volle Einsicht des Begriffes trüben kann, und dieser eine jede von den wirklichen Erscheinungen, die uns umgeben, vollständig durchleuchtet? Von dir aber, mein lieber Erwin, glaubte ich immer du habest eben diese Meinung von der Philosophie, und nicht die sonst so verbreitete, daß sie mit den leeren Formen und Schatten der Dinge umgehe.

Es sollte mir auch sehr leid thun, sprach Erwin betroffen, wenn du anders von mir denken wolltest; was du auch gewiß nicht mit Recht kannst, da ich ja eben deshalb zu dir mich flüchte, um über jene großen Erwartungen, die ich von der Philosophie hege, nicht sowohl zur Ueberzeugung, als zur ruhigen Einsicht zu kommen. Hab' ich dir denn nicht gesagt, daß ich nur nach der Befriedigung dieser Wünsche dürste, und daß ich mich nie mit irgend etwas anderem begnügen würde, was man mir etwa für Philosophie verkaufen möchte? Dieses aber schließt nicht aus, daß ich nun bei der wirklichen Betrachtung der Dinge, und wenn ich mich in das lebendige Dasein derselben und in meine eigenen Gefühle und Ahndungen vertiefe, doch nicht im Stande bin alles das zu erlangen, was ich wünsche und hoffe.

Du willst doch nicht, sagte ich, wie Faust, der

Menschheit Wohl und Weh auf deinen Busen häufen, oder wie sein Schüler, alles umfassen, die Wissenschaft und die Natur?

Wohl sehe ich, versetzt' er, was du meinst. Die Philosophie hast du zwar so herrlich gepriesen, aber damit noch nicht den Philosophen, der doch nicht alle besonderen Richtungen derselben verfolgen und in sich vereinigen kann.

Der auch, fuhr ich fort, in die anderen Erkenntnißweisen verwickelt ist, für welche die Gegenstände, wenn sie ihnen auch mit der Philosophie gemein sind, dennoch ganz eigene und ihrer Natur angemessene Gestalten annehmen. Ja selbst als Philosoph ist er doch immer ein besonderes Wesen und muß einen eigenthümlichen Standpunkt halten.

Dieses, sprach er, möchte ich vor allem gern mit der Allgemeingültigkeit der Philosophie vereinigt sehn.

Für jetzt, erwiederte ich, erinnre dich wenigstens der Widersprüche, aus welchen wir vorher sowohl das Bedürfniß als das Dasein der Philosophie herleiteten. Glaubst du nicht, daß in der Gestalt irgend eines von ihnen alle übrigen mit gelöst werden würden?

Es scheint wohl so; denn die Erkenntnißart, welche dies vermag, muß immer dieselbe sein.

Kannst du also wohl den tadeln, welcher meinte, durch die Zurückführung des Kreises auf das Viereck

würde ihm der Schlüssel zu allen Geheimnissen des Weltalls gefunden werden?

Von diesem Gesichtspunkte nicht gradezu.

Wer nun wahrnahm, daß die allgemeinen Begriffe oder Ideen der Dinge keineswegs leere Formen unseres Denkens seien, sondern irgendwo wirklich, ja in einem viel höheren Sinne da sind, als die bloß wahrgenommenen Dinge, mußte sich diesem nicht von da aus das ganze Reich der Philosophie aufschließen?

Ganz gewiß.

Und eben so dem, der einsah, was wesentlich und wahrhaft ein Ding sei, das müsse mit der Eigenschaft, die es zu dem macht, was es ist, vollkommen Eins sein, und sich ganz damit ausfüllen? Oder dem einleuchtete, zwei verschiedene Wurzeln des Erkennens und des Seins geb' es nicht, sondern beides sei schlechthin Eins und dasselbe? Nicht wahr! Diese und manche andere, welche Widersprüche gleicher Art durch eine ursprüngliche und wesentliche That des Erkennens vereinigten, mußten von diesen Standpunkten aus alles durchdringen, und was unvereinbar ist, wenigstens als solches durch die Gründe der Unvereinbarkeit, die eben in der höheren Einheit liegen müssen, erklären können.

Ja, so scheint es hienach, und doch fand jeder an dem andern zu tadeln und zu verbessern.

Was aber, sagte ich, in einem jeden von ihnen Philosophie war, das ist und bleibt wahr und uner-

schütterlich, und muß von uns ebenfalls erkannt werden, wenn wir Philosophen sein wollen; denn es war ja die Aufhebung solcher Widersprüche, die gar nicht anders als durch Philosophie gelöst werden können. Und wenn du dich recht in einen jeden von diesen Erfindern der ewigen Wahrheit vertiefest, so wirst du schon an dir selbst inne werden, wie du auch von seinem Standpunkte aus das Weltall umfassen kannst. Ueberhaupt aber bleibt es wahr, daß du gänzlich in das Innere streben, und deine Sehnsucht und Ahndung zwar nie unterdrücken, aber ihre Beruhigung doch erst von der Entfaltung des reinen Bewußtseins in dir erwarten mußt. Dann wirst du sie aber auch um so vollständiger finden, je mehr du schon von je her den leeren Formen des Denkens abgeneigt, und voll Sinnes für die lebendige Wahrheit bist. Und dir, Theodor, könnte ich fast dasselbe sagen; ja vielleicht ist dein Sinn für das Wahre noch inniger als Erwins, da du so ganz und ungetheilt in Eine Richtung dich versenkt hast, nur daß du an die Philosophie als eine klare, der Vernunft ganz durchdringliche Einsicht und Ueberzeugung von dem Wesen der Dinge nicht glauben wolltest. Hast du dich vielleicht nun überzeugt, daß es ohne Philosophie kein Selbstbewußtsein geben kann?

Wenn ich nur mir selbst, sprach Theodor, auf diese Frage zu antworten hätte, so würde ich weiter nichts sagen, als: wir haben ja eine Offenbarung, was suchen wir weiter? Wer nun in Wahrheit und

im ganzen Umfange des Wortes an diese Offenbarung glaubt, für den sind alle Räthsel, die du vorhin aufstelltest, und außer ihnen noch ganz andere, vollkommen gelöst; wer aber eines Beweises dafür bedarf, der ist außerhalb des Glaubens und wird diesen auf solchem Wege nie erlangen. Streiten kann man also eigentlich darüber nicht, aber die Möglichkeit, wie es anders sein könnte, als du meinst, will ich dir auf deine Frage zu zeigen suchen. Es ist wahr, Gott hat uns eine Vernunft gegeben, welche, mit sich selbst in Zusammenhang und Uebereinstimmung, über die Dinge dieser Welt eigenmächtig denken und sich darüber mit sich selbst vollkommen beruhigen kann, so daß sie in dieser Welt ein unabhängiges für sich bestehendes Leben führt. Dieses heißt aber eigentlich nur so viel: er hat sie nicht gezwungen zu glauben, oder er dringt ihr die Gegenstände des Glaubens nicht auf, wie sich die äußeren Gegenstände den Sinnen aufdringen, und zwar, damit dem Menschen ein Glaube möglich sei, welcher aus dem Inneren seiner Seele frei hervorgehe als sein höchstes und einziges Verdienst. Die Vernunft besitzt also der Mensch nur, in so fern er in dieser Welt schon da ist, und sich selbst als ein gegebenes Wesen voraussetzt. So müssen die Gegensätze und Widersprüche, deren du vorhin erwähntest, doch immer schon da sein, ehe sie, auch durch die vollkommenste That des Erkennens gegen einander aufgehoben werden können, und eben so muß sich das Erkennen die Kraft der Einheit zuschreiben, durch welche

ſie in Eins zuſammenfallen. Dieſe Kraft aber iſt allgemein, und jedem Menſchen, wie du ſelbſt ſagteſt, zu ſeinem wirklichen Bewußtſein nothwendig, ſo wie auch die Aufgaben, zu deren Löſung ſie wirken ſoll, allen gemein ſind. Dieſe Allgemeingültigkeit und Nothwendigkeit iſt es nun grade, womit ihr am meiſten prangt, die euch aber nur zu einem grundloſen Hochmuth verleitet. Denn wie kann dieſes Allgemeingültige etwas in dir wirken, der du ein ganz beſonderes, mit einem eigenen Lebensquell begabtes Weſen biſt? Wie kannſt du dich ſelbſt darein finden und deinen ewigen Urſprung und dein lebendiges Heil, wenn du dir immer nur erſcheinſt, wie dein Weſen nach entgegengeſetzten Richtungen geſpalten iſt, und ſich nur durch die nach allen Seiten gleichgültige Vernunft wieder mit ſich ſelbſt zu verknüpfen ſucht? Wenn aber die Philoſophie wirklich auch die Sinnesart und Handlungsweiſe weniger Menſchen beſtimmt hat, ſo iſt dies wahrlich nicht geſchehn durch eine innige Umwandlung des ganzen Weſens in ſeine wahrhafte und ewige Natur, welche nur der Glaube und die Liebe vollbringen können, ſondern zufolge eines kalten Vorſatzes, durch welchen die Vernunft, aus vielem das Beſte wählend, ſich jenem Nothwendigen und Allgemeingültigen bequemte. Da aber dieſes doch von einem jeden, ſeiner zeitlichen Beſchränktheit wegen, nur mangelhaft und von einer beſonderen Seite her erkannt wird, ſo mußte auch eine ſolche Handlungsweiſe immer nur einſeitig, ſchroff und hart;

mit eigensinnigem Vorsatz unzähliges Gute, welches die göttliche Liebe überall hervorsprießen läßt, achtlos zertreten, um nur ihre einmal vorgezeichnete Bahn mit sich selbst übereinstimmend zu verfolgen. Diese kalte Herrschaft ward der Vernunft nur gegeben, um die erscheinende, wirkliche Welt frei beherrschen zu können, nicht um damit in die Welt des Glaubens und der Liebe einzudringen. Vielleicht wolltest du mir einwerfen, daß sich auch bei den Philosophen eine hohe Begeisterung findet, welche sie selbst zu den kühnsten bildlichen und poetischen Darstellungen erhoben hat. Aber was sind diese Poesien gegen die innige Glut des Glaubens? Können sie auch wirklich hinreißen, erbauen, verzücken, oder sind sie nicht vielmehr bloß da, um der allgemeinen, gestaltlosen Vernunft äußere Bildung zu geben, die uns dann mit Absicht hingestellt wird, damit sich auch die Einbildungskraft, der Richtung jener Vernunft folgend, daran hefte? Wie anders ist es, das Liebeswirken Gottes in sich zu erfahren, ihm sich hinzugeben, und in den innersten Tiefen des eigenen, persönlichen Lebens von seiner Gegenwart erfüllt, ja in ihn aufgelöst zu werden? Hier ist innige Kraft und Lebendigkeit, welche alle Gestaltung in sich verwandelt, und mit dem frischen Anhauch des Geistes sie belebend durchdringt; dort aber höchstens äußere Gestalt, welche der Gedanke angenommen hat, um nicht bloß leere Form zu bleiben. Die Philosophie bildet aus dem nothwendigen Denken äußere Gestal-

ten, welche sie auch wohl Ideale nennt, weil sie nirgend wirklich angetroffen werden, und nur Sinnbilder ihrer an sich leblosen Gedanken sein sollen; der Glaube dagegen zieht alles wirkliche in die Lebenssphäre seines Inneren, und bringt es mit sich selbst dem höchsten und einzigen Leben zum Opfer dar, damit es, von diesem verzehrt, von neuem erst wahrhaft lebendig werde.

So sprach Theodor, und ich konnte nicht anders als mich seiner Innigkeit freuen. In der That, sagte ich, es bestätigt sich mir nun recht, was Erwin zuerst über euch beide sagte, daß ihr nämlich in euren Gefühlen und Gesinnungen ganz übereinstimmtet, und doch bei näherer Untersuchung der Gründe eurer Ueberzeugungen, nur immer weiter auseinander kämet. Denn was sprichst du sonst der Philosophie ab, als die Fähigkeit lebendige Wahrnehmungen, seien es äußere oder innere, zu erzeugen? Und das Bedürfniß nach diesen war ja auch der Ursprung von Erwins Zweifeln, so daß ich fast glauben möchte, ihr müßtet durch dieselben Gründe überzeugt werden. Dein Hauptfehler, Theodor, scheint mir immer noch der zu sein, daß du die philosophirende Vernunft als das bloß Allgemeine, oder als eine leere Form des Denkens, ansiehst, da ich doch schon mit Erwin ausgemacht habe, wie ihr Wesen grade darin besteht, das Allgemeine überall in das Besondere zu verwandeln, und so allerdings, was du so sehr vermissest, das gegenwärtige, urkräftige Leben zu durchdringen.

Wenn du aber nur dies erst recht lebhaft einsiehst, so werden auch deine Klagen über die angebliche Kälte der Philosophie bald verschwinden.

Ich weiß nicht, versetzt' er, wie dadurch die dringenden Bedürfnisse unseres Innersten gestillt werden sollen. Denn das Zeitliche und Mannigfaltige, welches sich in der Philosophie mit dem Begriffe durchdringen mag, ist ja immer nur etwas außer uns, oder das wir außer uns denken, und mit unserem Verstande, als etwas gänzlich seiner Macht unterworfenes frei beherrschen. Und so nehmen wir auch an dem Begriffe nur Theil, in so fern er ein Gegenstand und Werk unseres Denkens ist, und grade indem wir ihn denken, von uns selbst und unserem eigenen Leben völlig abgesondert wird. Nicht anders ist es ja selbst mit der Sittlichkeit, welche angeblich aus der Vernunft und dem reinen Willen hervorgehn soll. Denn auch diese beruht im Grunde nur darauf, daß wir nach einer Spaltung, in die wir durch Nachdenken uns selbst zerlegen, die verschiedenen von uns abgesonderten Theile unser selbst, welche nun Gegenstände unsrer Behandlung geworden sind, wieder mit einander zu versöhnen suchen. Wer aber je sich selbst, nicht bloß als einen fremden Gegenstand betrachtete, sondern in seinem eigensten Leben empfand, welches doch allein die wahre Art sein kann, von sich als einem lebendigen, gegenwärtigen Wesen zu wissen, dem wird nicht mehr bloß ein Theil seiner selbst als das Mangelhafte und Zeitliche erscheinen, sondern ganz und

ungetheilt wird er sich verlieren als etwas nichtiges und wesenloses, und mit allen Kräften seiner Seele wird er sich festhalten an dem Wesen des Lebens, in welchem er allein sich wiederfinden kann. Darum, so lange wir uns einbilden, mit unserer Vernunft uns unabhängig selbst beherrschen zu können, und daran etwas für sich gültiges zu haben, wird unsere Sittlichkeit und unsere Beruhigung in einem leblosen und eitlen Formenwesen bestehn. Erst wenn wir einsehn, daß wir uns ganz verwerfen und für nichts achten müssen, können wir in das wahre Reich des Lebens eingehn.

Dieses aber, sagte ich, können wir, wie du meinst, nicht anders wahrnehmen, als durch die göttliche Offenbarung; nicht wahr?

Ja, so meine ich es.

Nun so erinnere dich auch, lieber Theodor, was ich mit Erwin über jene Art der Erkenntniß ausgemacht habe, welche die von uns aufgefundenen Widersprüche nicht vermitteln, sondern in eine und dieselbe Einheit verschmelzen sollte! Ohne diese war kein Selbstbewußtsein möglich, und daß ein Selbstbewußtsein ist, das ist doch wohl das einzige, was wir ganz gewiß wissen. Von beidem, glaube ich, wareſt du überzeugt.

Allerdings.

Du kannst also auch nicht behaupten, daß die Erkenntniß, welche jene Gegensätze mit einander verknüpft, oder vielmehr aufhebt, eine bloße Form der

äußeren Vereinigung zwischen ihnen vollende, noch daß wir in derselben als kalte Zuschauer ihr Verhalten gegen einander betrachten, sondern in unser innerstes Bewußtsein müssen wir die Gegensätze aufgenommen, ja sie in dasselbe verwandelt haben, wenn wir dieser Erkenntniß theilhaftig werden wollen. Giebst du das zu?

Es müßte wohl so sein.

Unser Erkennen muß also ganz angefüllt sein von demjenigen, welches sowohl ganz Allgemeines, als ganz Besonderes und Wirkliches ist. Und nennen wir nicht ein ganz durch den Stoff allein bestimmtes und erfülltes Erkennen ein Wahrnehmen? Müssen wir also nicht in dieser Erkenntnißart eine vollkommen lebendige Wahrnehmung besitzen, die du ihr abstreiten wolltest?

So ist es. Aber wir nehmen ja doch wirklich nur unendlich verschiedene, besondere Dinge wahr, und schweben nur zwischen diesen und den allgemeinen Begriffen.

Wir sind also, meinst du, einer allgemeinen Gesetzmäßigkeit unterworfen, die zwar in dem Grundverhältnisse und der ursprünglichen Uebereinstimmung des Allgemeinen und Besondern besteht, von welcher aber unser Dasein immer nur eine besondere und unvollständige Aeußerung ist. Nicht wahr?

Ja wohl, und diese unleugbare Beschaffenheit unserer geistigen Natur scheint deine Beschreibung der vollkommenen Erkenntniß aufzuheben.

Gut denn! Woher kommt uns aber nun die Religion? Dieſe deutet doch wohl auf ein Weſen, welches nicht durch eine Wahrnehmung erkannt werden kann, über welcher noch ein allgemeiner Begriff läge, dem es auf dieſe Weiſe untergeordnet ſein müßte, noch durch einen bloßen Begriff, deſſen Daſein wir nicht unmittelbar als gegenwärtig wahrnähmen, ſondern etwa nur durch Schlüſſe aus ſeinen einzelnen und zerſtreuten Erſcheinungen herausbringen könnten. Von dieſer Art, nicht wahr? iſt das Weſen nicht, welches der Gegenſtand der Religion iſt.

Ganz gewiß nicht, Adelbert!

Gott iſt alſo vielmehr ein Weſen, welches wir gar nicht anders denken können, als ſo, daß es durch ſeinen eigenen Begriff auch zugleich exiſtire, und zu deſſen Begriff wir nur dadurch gelangen, daß wir es als gegenwärtig in uns wahrnehmen.

So iſt es ohne Zweifel.

Biſt du nun von denjenigen, die da meinen, es ſei in uns bloß eine ſogenannte Ahndung des Göttlichen möglich? Unſer Erkennen, ſagen ſie nämlich, iſt unvollkommen und beſchränkt, weil es an lauter einzelne Wahrnehmungen gebunden iſt, ſo daß wir ſelbſt uns erſt an dieſen Wahrnehmungen unſer bewußt werden. Das göttliche Weſen aber zu umfaſſen, dazu bedarf es eines unendlichen Erkennens, weil es ſelbſt ein unendliches Weſen iſt, und nur das Streben, welches unſerer Erkenntniß nach einer vollkommenen Verſöhnung ihrer getrennten Beſtandtheile

eingepflanzt ist, welches aber nie erfüllt werden kann, giebt uns die Richtung, welche wir die Ahndung des Unendlichen und die Sehnsucht danach nennen. Bist du von diesen?

Nimmermehr!

Und warum nicht?

Wahrlich mir scheint es, daß wir alsdann Gott selbst als ewig unvollendet denken müßten, wenn er uns bloß im Unbestimmten und durch das Unbestimmte in unserer Erkenntniß vorschwebte. Dieses ist auch meistens eine fruchtlose und dürre Ausrede solcher, die sich nicht zum Glauben entschließen können. Sie unterwerfen die Idee Gottes nicht allein der Philosophie, wie du zu wollen scheinst, sondern selbst der gemeinen Erkenntniß, die sich nur in unendlichen, nie zu vollendenden Verhältnissen herumtreibt. Darum ist ihnen Gott die bloße Leere, die wir mit unseren gemeinen Wahrnehmungen und Begriffen nie ausfüllen können, und welche ihnen die Einbildungskraft zu einer dunklen und ohne Grenzen schwankenden Gestalt ausbildet, die sie wegen dieser Unbestimmtheit fälschlich unendlich nennen, und die weniger Wahrheit und wirkliches Leben hat als selbst die verachteten Wahrnehmungen der Sinne.

Ich stimme dir bei, Theodor. Die wahre Bekanntschaft mit Gott muß also durch eine innere Wahrnehmung erlangt werden, in welcher wir uns seines Daseins bewußt werden, nicht wie eines anderen Daseins, welches außerdem noch sein Wesen

hätte,

hätte, — denn so nehmen wir auch die besonderen Dinge wahr —, sondern als der Gegenwart seines Wesens.

So ist es.

Müssen wir nicht also auch eine Erkenntnißart besitzen, die in einem solchen Bewußtsein besteht? Du selbst bemerktest, daß wir uns bloß jener gemeinen Erkenntniß bedienend, durch welche einige die Gottheit zu ahnden vermeinen, nur zu einer Scheinvorstellung von derselben, wie sie dieses Erkennen schaffen kann, gelangen würden, niemals aber zur Empfindung der göttlichen Gegenwart selbst. Hiezu muß also eine andere Art des Erkennens gehören, die eben im Stande sei, in der besonderen Wahrnehmung zugleich das Wesen selbst wahrzunehmen, und diese würde sich wohl nicht weit von der vorhin geforderten philosophischen unterscheiden.

Ja, versetzt' er, eine Fähigkeit, das Wesentliche und Allgemeine, und nicht bloß die besonderen Erscheinungen der Dinge außer uns, oder unserer eigenen Persönlichkeit in uns, als unmittelbar gegenwärtig wahrzunehmen, ist zur Religion durchaus erforderlich. Aber sie ist nicht in unsere Willkühr gegeben, wie diejenigen Fähigkeiten, die wir mit freier Bestimmung, wenn auch oft nach äußerer Anregung, auf diesen oder jenen Gegenstand wenden; sondern diese kann uns erst durch den Gegenstand selbst entstehn, und ist nur eine gleichzeitige Wirkung der Offenbarung Gottes in uns.

Warum kann sie aber nicht anders als so beschaffen sein?

Weil sonst ihr Gegenstand auch außer dieser Wahrnehmung gedacht werden, also eben ein bloßer Gegenstand wie alle anderen sein würde. Das ist es eben, was mir an dem, was du von der Philosophie forderst, unmöglich vorkommt. Diese soll ja dazu dienen uns völlig frei und unser eigenes Bewußtsein ohne allen anderen Gegenstand noch Einwirkung zum Mittelpunkte der Welt zu machen; und doch müßte sie, wenn darin solche vollkommene Wahrnehmung wäre, wie du ihr zuschriebest, ebenfalls ganz von deren Stoffe abhängig sein; ist aber freilich dieses nicht, so kann ich es wieder nicht anders begreifen, als daß sie ihre Gegenstände, sowohl die allgemeinen als die besonderen, außer diesem Bewußtsein hätte, und also wieder in die ganz gemeine Weise des Erkennens zerginge!

Aber, Theodor, es wäre ja kein reines Selbstbewußtsein ohne die Philosophie.

Es ist wahr, aber, lieber Adelbert, dieses reine Selbstbewußtsein müßte, wenn es doch ohne jene Wahrnehmung nicht sein kann, zugleich das Bewußtsein eines anderen, eines höhern Wesens, der Gottheit sein. Und ist es so nicht mit sich selbst im Widerspruche?

Nun so scheint nichts anderes übrig zu bleiben, als daß wir uns hierein ergeben, daß die Philosophie selbst nicht möglich wäre, ohne die Gegenwart eines

höheren Wesens in uns, ohne eine Offenbarung oder Begeisterung, oder wie es nur genannt werden mag. Und wenn du, lieber Theodor, dich davon recht innig und vollständig überzeugst, so wirst du vielleicht nicht mehr den Anstoß an der Philosophie nehmen, den sie dir bisher zu geben schien.

Ist denn dieses, fragt' er, wirklich deine eigentliche und letzte Meinung?

Sei versichert, daß ich meine innigste Ueberzeugung ausspreche.

Aber bemerkst du auch, Theodor, rief hier Erwin, daß mit diesem Schlusse noch ein anderer unmittelbar verbunden ist?

Welcher? fragte Theodor.

Der, versetzt' er, daß es auch eine Religion gar nicht einmal geben könnte, wenn es nicht ein solches Bewußtsein gäbe, welches in seiner Ausbildung die Philosophie selbst ist. Denn wenn du gleich behauptest, daß die Fähigkeit einer solchen höheren Wahrnehmung erst mit dem Hervortreten ihres Gegenstandes selbst entstehe, und von diesem geschaffen werde, so wirst du doch zugeben müssen, daß in uns etwas sei, das eben in diese Fähigkeit umgeschaffen werden kann, das gleichsam die Offenbarung aushält, ohne von ihr verzehrt, und völlig verflüchtigt zu werden; ohne welches unser persönliches Bewußtsein, wie wenn ein Blitzschlag es in Asche auflöste, durch das Hervorblitzen der göttlichen Gegenwart hinweggewischt werden müßte. Was kann aber dieses anders sein,

als etwas dieser Einwirkung gleichartiges, das heißt als die Kraft jenes vollkommenen Selbstbewußtseins?

Auf diese Worte, die ich mit Zufriedenheit von Erwin hörte, blieb Theodor, mit einem tiefen Blicke der Anstrengung stehn, und wie sich wohl der Schritt von selbst hemmt, wenn man im Denken oder Sprechen an einen festen Punkt gleichsam anstößt, wo entweder die Beruhigung eintritt oder die Betrachtung nicht weiter vordringen kann, standen auch wir beide still. Wie aber selten eine Versöhnung in unsere mit einander ringenden Gedanken kommt, die uns nicht zugleich von neuem in dem Bestreben fortzuschreiten, und alles dadurch zu umfassen, aufhielte, so war auch jetzt eine Stille eingetreten, während deren jeder von uns in sich selbst über den zurückgelegten Weg nachsann. Ich blickte in die Gegend um uns her. Hinter und neben uns warf die Abendsonne schräge Lichter durch die alten Buchen auf einen mosigen Boden, welchen sie in langen Strichen vergoldete; dicht vor dem Abhange schimmerte unter uns der freundliche Fluß, und jenseits desselben beschatteten die zwar in reiner Luft, doch tief hängenden Wolken weitgebreitete Wiesen, Felder und Wälder, wie mit ernstem und doch ruhigen und klaren Nachdenken darüber brütend, während in der Ferne zerstreute Häuser und Kirchthürme, im sanften Licht einzelner Strahlen den Blick festhielten. Laßt uns hier ein wenig ruhen, sprach ich, und nachdem wir

uns auf das Moos gesetzt hatten, fragte ich: was denkst du, Theodor? Suchst du nur die Versöhnung der streitenden Gedanken in dir zu vollenden, oder wollen sie dir von neuem aus einander fliehen?

Ich denke, sprach er, zuerst, daß die verschiedenen Arten des Erkennens auch wohl ganz verschiedene Gegenstände haben müssen. Jenes Bewußtsein, aus welchem, wie du sagst, die Philosophie hervorgeht, kann unmöglich dieselbe Welt erkennen mit dem gemeinen, welches unser wirkliches Leben ausmacht, und welches dabei doch immerfort besteht, weil wir ohne dies gar nicht dieses Wirkliche sein würden, was wir sind; weshalb es denn immer etwas der eigentlichen Wirklichkeit fremdes bleiben wird. Die Religion dagegen tritt unmittelbar mit schöpferischer Kraft in die Gegenwart unseres Daseins ein. Von ihr wird also doch alles ausgehn, und alles Erkennen des Wesentlichen ihr untergeordnet sein müssen; und dies bleibt wahr, wenn ich auch die vorhin berührten Verhältnisse zwischen ihr und der Philosophie anerkennen muß.

Aber sage mir doch, Theodor, versetzte ich hierauf, ob nicht auch neben der Religion das gemeine Bewußtsein fortbestehn muß, und ob nicht auch ihre Gegenstände ganz andre sind, als die, welche uns durch die nothwendigen Bedürfnisse und Verkettungen des gemeinen Lebens aufgedrungen werden. Darüber ist es überhaupt und vor allen Dingen nöthig auf dem Reinen zu sein, daß nicht alles, was Be-

dingung unſeres Daſeins iſt, auch etwas an ſich weſentliches ſei, und alsdann, was um des anderen willen da ſein müſſe, dieſe höheren Erkenntnißarten um des gemeinen Lebens willen, oder umgekehrt. Hiemit wirſt du alſo wohl nicht weit reichen. Denn auch die Umwandlung, welche durch die Religion in unſerem ganzen Gemüthe vorgeht, thut ſich nicht durch andere, als durch innere Geſtaltung kund. Was wir aber vorher einſahen, daß ſie grade als Religion jene Art von Bewußtſein vorausſetze, die wir der Philoſophie beimeſſen, das beweiſt ſchon, daß beide an ſich dieſelben Gegenſtände betreffen müſſen. Und wenn du das wirklich eingeſehn haſt, ſo iſt es nicht gut, daß du davon wieder zurückweicheſt.

O Adelbert, ſagt' er darauf, ich geſtehe dir, ich that es auch weniger aus Ueberzeugung, als beherrſcht durch ein übermächtiges Gefühl, welches ſich ſelbſt und die ihm theuren Gegenſtände, wie durch einen unbegrenzten Trieb, auf alle Weiſe zu vertheidigen ſtrebt. Ja es iſt, als traute ich mir ſelbſt nicht, demjenigen, was mein ganzes Leben anfüllte und es mit Wahrheit und Gewißheit durchdrang, vollkommen und ungetheilt treu bleiben zu können, wenn es mir durch eine ganz andere und, wie es mir bisher ſchien, ihm völlig fremde Art der Erkenntniß begrenzt, oder geſchmälert, oder getrübt würde; ich weiß ſelbſt nicht, wie ich es nennen ſoll. Es kann wohl ſein, — das will ich aufrichtig und

gutwillig zugeben, damit du seheſt, wie rein es mir um das Wahre zu thun iſt, — es kann wohl ſein, daß ich jenes reine und urkräftige Gefühl noch vollkommener wieder gewönne, wenn ich es einmal in Wahrheit und in ſeiner ganzen Lebendigkeit mit jener anderen Erkenntniß hätte verſchmelzen können; aber ob dieſes dem Menſchen möglich ſei, daran muß ich zweifeln; es ſcheint mir eine unermeßliche und überſchwengliche Aufgabe. Bisher nahm ich alles mit innigem Dank und unbegrenzter Liebe als ein Geſchenk der freien göttlichen Gnade. Ihr gab ich mich hin, und ſah ſie mit ſeliger Zufriedenheit in mir das Gute wirken, und das wahrlich nicht in träger, geiſtiger Wolluſt, ſondern indem ich ihr mit ſtrengem Kampfe mein ganzes zeitliches Sein zum Opfer brachte. Wie reichlich aber wurde mir auch dieſes wiedergegeben, als Geſchenk der Liebe, deren lebendige Kraft ich den Himmel mit ſeinen wirkenden Geſtirnen, und die Erde, wie ſie Leben und Behagen emporduftet, und die friſchen, ſtill träumenden Pflanzen und die froh jauchzenden Thiere abdrücken und bezeugen ſah! Doch mit dem reinſten und ungetrübteſten Lichte füllte ſie mein eigenes Innerſtes an, deſſen ganze Kraft und Tugend zugleich ſchon Seligkeit war, weil ſie ihm von oben her durch unermeßliche Liebe aus der Fülle alles Lebens verliehen wurde. Soll ich nun dieſes alles zugleich anſehn als Wirkung einer nothwendigen Anlage oder Einrichtung der Vernunft, welche, wenn auch zuerſt von

Gott ausgegangen, doch von ihm sich selbst überlassen wäre, und deren eigenthümliche Ausübung und Anwendung doch noch als ein Verdienst zu meinem vollkommenen Leben erfordert würde? Und diese Kraft der Vernunft sollte nicht bloß auf die Verhältnisse des gemeinen Lebens gehn, wie ich es zugeben wollte, sondern sogar meiner inneren Erfahrung von göttlichen Dingen noch die Nothwendigkeit der Einsicht aufzwingen? Wird denn nicht wirklich der Gegenstand dieser inneren Wahrnehmung dadurch zu einem Gegenstande der gemeinen Erfahrung herabgewürdigt, wenn ich mit meiner Vernunft einsehen kann, daß und wie er sein muß? Und vergeht mir nicht die Liebe und Innigkeit des Gefühls, welches nothwendig ein allkräftiges und allbeherrschendes sein müßte, wenn ich es nicht mehr bloß deshalb in mir finde, weil es ist, sondern auch noch beweisen kann aus allgemeinen, bloß mit Nothwendigkeit vorausgesetzten Gründen, daß, und von welcher Art es nach der Anlage der vernünftigen Natur in mir sein müsse? Diese Zweifel zerreißen mir die ganze Einstimmigkeit des Bewußtseins mit sich selbst, und wenn ich ihnen mehr und mehr einräume, könnte es mir zuletzt scheinen, als seien wir Sterblichen verdammt an der Quelle zu durften, und es sei uns ganz und gar nicht möglich, in irgend einem Sinn ein vollständiges Leben zu führen.

So sprach Theodor nicht ohne tiefe Bewegung, und während seiner Rede sah ihn Erwin mit gespann-

ten Blicken an, als ob er sich recht vollkommen in ihn hineindenken wollte. Kaum hatte aber jener den Mund geschlossen, als dieser mit feurigen Wangen, und ernstem Auge so begann:

Vielleicht muß es auch so sein, Theodor; und dann möchte wohl der sich noch immer am ersten beruhigen, welcher einsieht, daß es so sein muß. Auch ist der Philosoph es schon von Anfang an besser gewohnt, seine Kraft im Kampfe zu üben, und das Steuer seines Schiffes im stets bewegten Meere des wirklichen Lebens festzuhalten, als der, welcher dessen Leitung einer über ihm waltenden Vorsehung ganz überläßt. Dennoch will ich dir nicht verhehlen, daß es mir ebenfalls noch nicht gelingen will, mich in das, was wir vorhin aufgefunden haben, vollkommen zu finden. Wohl war es mir bekannt, daß es von der Philosophie, oder dem vollkommenen Denken aus, keinen Uebergang in die Wirklichkeit giebt, daß vielmehr beide Welten die Spiegel für einander sind, und vollständig, was in der einen lebt, sich auch in der andern offenbart. Darum glaube ich, was in unserem wirklichen Leben unsere Wahrnehmung und Erfahrung bestimmt, und sich aus eigenem Wesen ganz in derselben, als in einer leidenden abspiegelt, sei es nun das Dasein der sinnlichen Erscheinungen außer uns oder die Gegenwart eines höheren Wesens, das müsse auch in dem nothwendigen Denken enthalten sein, und sich wiederum aus diesem ableiten und als dessen Erfolg hinstellen lassen. Hiemit geschähe, wie es mir

ſcheint, auch der Würde und dem Werthe der Religion nicht Eintrag. Denn außer dieſem Denken bliebe ſie ein eigenthümliches Leben für ſich, und mit Unrecht wurden von dir vorhin die Philoſophen getadelt, welche die Gegenſtände der Religion dahingeſtellt ſein laſſen, wenn ſie nämlich damit nur ſo viel ſagen, daß ſie auch ein unmittelbares, durch ſich ſelbſt allein bedingtes Daſein für die Erfahrung ſei, was wir ja auch von der ſinnlichen Welt, welche doch die Philoſophie auch nicht ſchaffen kann, zugeben müſſen. Behaupteten aber jene, die Religion ſei nicht auch aus dem vollſtändigen Denken herzuleiten, ſo müßte ich ſelbſt ihnen widerſprechen; denn nur durch dieſes vollſtändige Denken und indem ſie ganz mit deſſen Geſetzmäßigkeit zuſammenſtimmt, wird ſie in unſer eigenſtes und allgemeinſtes Leben verwandelt, und als Stoff ganz allgemein und nothwendig. Außer demſelben aber würde ſie grade, was du vorhin ſo ſehr fürchteteſt, die einſeitige Wahrnehmung eines beſonderen Gegenſtandes zu ſein ſcheinen, wie es ja auch die Erfahrung lehrt; denn ſie ſinkt zu Aberglauben, Schwärmerei und Vorurtheil herab. Darum eben wünſchte ich mit der Philoſophie alle Wirklichkeit und Erfahrung zu durchdringen, damit nichts übrig bleibe, was bloß Erfahrung, und nichts anderes wäre, und damit ihrerſeits die Philoſophie nicht als eine leere Form, ſondern als das inwohnende Leben des geſammten Stoffes erkannt würde. Nun aber finde ich mich in einen ganz neuen Widerſpruch geſtürzt, da

selbst das Vermögen zu philosophiren, welches ich mir allein als die nothwendige Einrichtung unseres Erkennens überhaupt denken konnte, durch eine besondere Offenbarung oder Begeisterung in mich eintreten soll. Ich könnte zugeben, daß zuletzt irgend eine Gottheit die menschliche Natur, so wie sie ist, bereitet und ihr auch dieses vollkommene Selbstbewußtsein erst eingepflanzt habe, wiewohl sich so etwas immer nur annehmen läßt, wenn man dasselbe von dem Gesichtspunkte der Erfahrung, als einen schon fertigen Gegenstand, nicht aber in sich selbst und in seinem eigenthümlichen Wirken betrachtet; aber immer bliebe doch dann seine Natur eine gegebne, und nachdem sie einmal geschaffen war, nothwendig so fortbestehende. Wenn ich dagegen glauben soll, die Philosophie werde in einem jeden von neuem wieder durch Begeisterung und Offenbarung von oben her entzündet, so wird sie mir ja selbst zu einer besonderen Thatsache; sie hat alsdann wirklich noch ein ganz anderes Verhältniß zur Religion als zu anderen Erfahrungen, und ich weiß nicht mehr, wenn sich das Bewußtsein eines anderen Wesens, sei dieses auch ein göttliches, einmischt, wie ich mir ihre Allgemeingültigkeit, in so fern sie unser Selbstbewußtsein ist, zu denken habe. Ihre Klarheit und Selbstständigkeit scheint getrübt, in ihr scheint noch ein anderer Gegenstand gegenwärtig, und unsere eigene Uebereinstimmung mit uns selbst zerrissen zu sein.

Unter diesen Klagen meiner Freunde war ich in

ein Nachdenken über ihren ganzen Zustand versunken, indem ich über den leise vorbei rauschenden Fluß hinabschaute, der im letzten Purpur des Abends glühte, während die fernen Gegenstände schon träumerisch in einander zu fließen begannen. Ich tadle euch nicht, lieber Theodor und Erwin, sagte ich, daß ihr mir hier ein Bild des ganzen Lebens im Kleinen gebt. Denn überall sehn wir ja in dieser Welt, daß jedes mit dem anderen kämpft, eben weil es durch seine Natur auf dasselbe hindeutet, daß jedes sich von seinem Ursprunge losreißt und ihn verschmäht, eben weil auch in ihm die Kraft dieses Ursprunges selbstständig fortleben will; und so wird alles, wie ein alter Weiser sang, durch Zuneigung und Abneigung der verwandten Stoffe belebt. Wohl denen, die wie ihr, ganz rein gestimmt sind, um einander auch von verschieden gespannten Saiten denselben Grundton zuzuwerfen und mitzuschwingen. Denn nur auf dieser Spitze des Selbstbewußtseins, wo der in sich einsame Mensch mit eigener freier Dichtung einstimmen soll in den allgemeinen Chor der Weltharmonie, nur da entstehn die zerstörenden Mißtöne, und, während die ganze Natur von selbst ohne Fehl und mit sicherem Behagen auf und ab wirbelt, wird es ihm schwer für sein eigenes Ohr den rechten Ton zu treffen, während ihm, ohne daß er es weiß, schon seine Stelle im Chore angewiesen ist, die er für den großen Künstler des Weltalls auch wieder seinen Willen ausfüllen muß. Am meisten zerstören aber diejenigen die Musik

des Lebens für sich selbst, die eigensinnig und trotzig alles nach ihrer eigenen Stimme nicht harmonisch, sondern zum Unisono umsetzen möchten. So will der eine mit seinem Selbstbewußtsein von allen Wurzeln, die ihn in der allgemeinen Natur festhalten, sich völlig losreißen, und sich durch Philosophie sein Weltall selbst schaffen, daß es durch seine eigene Kraft frei um seinen Mittelpunkt, gleich von allen Seiten gerundet schwebe. Aber nicht bemerkt er, daß er dazu in den Mittelpunkt zurücksteigen müßte, wogegen ihn vielmehr jenes gewaltsame Losreißen in eine geradlinige Bahn schwingt, auf welcher er alles Leben blind vor sich niederwerfen, und mehr Spuren der Verwüstung als des Schaffens zurücklassen wird. Ein anderer preist seinen Glauben, aber als eine besondere Auszeichnung, womit er, der Erwählte, vor allen gesegnet, und aus dem Gewirre seiner Mitmenschen in die selige Ruhe der Heiligen entrückt sei. Aber nicht sieht er, daß sein Stolz ihn weiter als den Weltlichsten dem gemeinsamen Quell der Seligkeit entfremdet, und ihn ganz dem Nichtigen übergiebt. Entgehn kann jedoch niemand diesen Spaltungen, denn nur aus ihnen entsteht der Akkord des Lebens der Welt. Was dem einen heilig ist als die strenge Nothwendigkeit der Pflicht, die ihn, je tiefer er in sein Inneres herabsteigt, immer enger und enger beschränkt, und zuletzt durch das Gewissen seine Willkühr und die Wahl im Handeln ganz aufhebt, eben das erscheint einem anderen, als schlechthin unabhän-

gige, ſich ſelbſt ihr Geſetz gebende Freiheit, die nur aus ihrem eignen Weſen ihre Beſtimmung zum Handeln hernimmt, und jeden äußeren oder allgemeinen Antrieb dazu beſiegt. Und wiederum findet einer jene Pflicht als die Einrichtung ſeiner eigenen Natur, ein anderer verehrt ſie als göttliches Gebot; dieſer will aus ſeiner Freiheit her die Welt kühn durch ſich ſelbſt geſtalten, jener nimmt eben dieſe Freiheit demüthig an als Befreiung und Erlöſung von den Banden des Nothwendigen, die ihm von oben kam. Wer nun den gemeinſamen Ton zu faſſen vermag, in welchem ſie zuſammenſtimmen, ſollte dem nicht die ganze Harmonie klar werden? Denn alles klingt ja in allem wieder. Selbſt aus dem oft gewaltſamen Beben unſerer Sinne, wenn ſie von außen berührt werden, zittert ein Laut hervor, der, nachdem er unſer ganzes natürliches und leibliches Leben ausgefüllt hat, anſchwillt bis zu dem, was unſere Sehnſucht ahndet, ſich aufſchwingt zu dem, was unſer Glaube, um es ewig zu halten, ergreift, und ſich in ſeine Elemente zerlegend wieder verſchwimmt in die Klarheit unſeres Selbſtbewußtſeins. Darum hüte ſich vor allen der Philoſoph vor ſolchen Mißtönen, welche die Harmonie zerreißen, wenn er etwa dieſe oder jene Seite oder Stufe der Erkenntniß gern völlig zum Schweigen bringen möchte; und niemand erkühne ſich zu behaupten, daß er die Wahrheit ſelbſt gefunden habe, und deshalb alles Erkennen, das vorher in den Menſchen lebte, ſie erhob und begeiſterte, ausrot-

ten müſſe. Vielmehr ſei ihm ſtets gegenwärtig, daß das Geſchehene eine unvertilgbare Kraft der Wahrheit in ſich trägt, und daß alles, was wir fühlen, ahnden, glauben, gewiß nur der höchſten Anwendung unſerer Erkenntnißkräfte wartet, um zugleich als lebendige Gegenwart zu erſcheinen, und zugleich der deutlichen Einſicht durchſchaubar zu werden. Unumſchränkt beherrſcht aber niemand die Erkenntniß, denn jeder wurzelt nicht allein ſelbſt in dem wirklichen Daſein, ſondern ihm iſt auch eine beſondere Stimme anvertraut, worin er immer nur den Schlüſſel für das Ganze finden kann. Wer da erkannte, daß die Ideen oder Begriffe der Dinge in einer höheren Welt wirklich und gegenwärtig da ſind, und wer dagegen einſah, daß die wirklichen Dinge für ſich gar nicht da ſind, ſondern nur inſofern ihr Begriff vom göttlichen Verſtande gedacht wird, löſen die nicht jeder mit einem ganz eigenen Schlüſſel die Harmonie der Welt auf, und antworten ſie nicht doch unbewußt einander, wie gleichgeſtimmte Leiern? So klingt durch uns ein und derſelbe Grundton in verſchiedenen Schwingungen hindurch, welches gar ſehr den Hochmuth niederſchlägt, der ſich aus der allgemeinen Verkettung abgelöſt wähnte. Damit ihr aber nicht deshalb, weil wir ſelbſt immer nur ein Glied in der Kette ſind, an der Allgemeingültigkeit der höchſten Erkenntniß verzweifelt, ſo erinnert euch, daß in allem doch nur das Eine und ſelbe Weſen des Erkennens lebt. Dieſes müſſe ſtets als der ein-

fache Kern eures Lebens in euch gegenwärtig sein, und das werdet ihr erlangen, wenn ihr vollkommen die Einheit durchdringt, die ich euch aufzeigte, die Einheit der göttlichen Offenbarung und der mit Nothwendigkeit sich selbst durchschauenden Vernunft. In dieser Einheit liegt das wahre Geheimniß der Weisheit, welches nie ein öffentliches, dem gemeinen Leben preis gegebenes werden kann, weil dieses Leben nur aus der Spaltung eben dieser Einheit sich entwickelt, welches aber dennoch die ganze innere Wahrheit dieses Lebens ausmacht, und dasselbe allein emporhält und trägt. Seid ihr dieses Geheimnisses theilhaftig geworden, so werdet ihr nicht bloß überzeugt sein, daß es so sein müsse, sondern zugleich unmittelbar wahrnehmen und erfahren, daß es so ist: daß nämlich die vollkommene, aber sich selbst überlassene Vernunft nur von dem die Nothwendigkeit einsieht, was uns durch die Liebe Gottes offenbart ist, und daß uns die göttliche Gnade dasjenige als etwas lebendiges und gegenwärtiges offenbart, wovon die Vernunft die Nothwendigkeit erkennt, ohne es selbst schaffen zu können. Wie verhielte es sich auch anders? Denn wäre der Gegenstand der Vernunft in seiner ganzen Allgemeinheit nicht zugleich ein wirklicher, — und das könnt' er nicht sein, wenn er nicht ein göttlicher wäre, — so enthielte sie ja nur eine leere Form, und träumte von allgemeinen, wesenlosen Begriffen. Wenn dagegen der Glaube nicht dasselbe wahrnähme, was unsere Vernunft in

ihrem

ihrem innerſten Weſen denkt und nicht eben dieſes für uns zur Wirklichkeit ſchüfe, woher wollten wir dann für uns die Ueberzeugung nehmen, daß ſein Gegenſtand das allgemeine Daſeyn ſelbſt, und nicht ein beſonderer und bloß zeitlicher ſei? Begnügt euch alſo nicht, dieſe Einheit mit einiger Klarheit eingeſehn zu haben, ſondern ſucht euch ſelbſt in ſie zu verſetzen und aufzulöſen, damit ihr fähig werdet, in jedem Tone der allgemeinen Muſik den Grundton wieder zu erkennen, und ihn in eurem Inneren nachklingen zu laſſen. Dann wird euch nicht mehr bange werden für die eine oder die andere Hälfte eures Selbſt, in welcher ihr jetzt dieſes Selbſt allein feſthalten wollt, weil ihr nicht ſeht, daß ihr daſſelbe an ſein Anderes dahingeben müßt, um es auf ewig zu retten. An der Offenbarung wird euch dann nie ein ängſtlicher Zweifel entſtehn; denn eure Seele wird durch ihr weſentliches Erkennen zubereitet ſein, ſie in ihrer ganzen Fülle zu empfangen. Und euer eigenes Denken wird nicht mehr ſich in dem Rieſenkampfe mit dem Weltall abarbeiten; denn die göttliche Liebe wird euch mitten in eurem Kampf in ſüßer Ruhe in ihren Armen tragen. Heget ihr dieſes einfache, und doch ſich ſelbſt nach entgegengeſetzten Seiten erleuchtende Licht in euch unausgeſetzt, ſo wird es in den allermannigfachſten Geſtaltungen eurer Erkenntniß immer mit gleicher Klarheit als einfacher Mittelpunkt eures ganzen Lebens glänzen, und ſelbſt wenn das Gewölk der irdiſchen Täuſchungen

euch dicht umgiebt, und das Meer der Leidenschaften tobt, werdet ihr es noch als Leuchtthurm in der Ferne mit euren Blicken festhalten. Wie es euch aber im Leben vorleuchtend gekräftigt und beruhigt hat, so wird es im Tode aus sich selbst die neue Welt schaffen; denn es ist zugleich als Wirkliches und als Ewiges dieselbe ungetrübte Wahrheit.

Die Sonne war unterdeß gesunken, und wir gingen schweigend in stiller Uebereinstimmung die andere Seite des Hügels hinab.

Julius II.

Adelbert. Guten Abend, ihr jungen Freunde, wohin so eilig?

Erwin. Wir haben unser Ziel erreicht, indem wir dir gleichfalls von Herzen unseren guten Abend bieten. Denn dir nur eilten wir so rasch nach, als wir dich weit vor uns durch den graden Baumgang hinwandeln sahen.

Adelbert. So scheint es, ihr wollt mich auf meinem Gange begleiten.

Theodor. Wenn wir dich nicht stören. — Denn gewiß denkst du in dieser Einsamkeit über irgend etwas nach. Das Liebste wäre uns freilich, wenn du uns auch hieran, so weit es angeht, Theil nehmen ließest.

Adelbert. Zuerst sagt mir doch, Erwin und Theodor, wer der Dritte von euch ist; sehr bekannt kommt er mir vor, und doch kann ich mich nicht auf seinen Namen besinnen.

Erwin. Es wundert mich, daß du ihn nicht

kennst. Es ist Julius, den du schon öfter gesehn, und den du uns erlaubt hast in deine Gesellschaft zu bringen.

Julius. Ja, ich bitte dich, Adelbert, mich an euren philosophischen Unterhaltungen Theil nehmen zu lassen, wovon mir meine Freunde so viel herrliches erzählt haben.

Adelbert. Mit vielem Vergnügen; wenn du nur deine Rechnung dabei findest! Wir philosophiren freilich zuweilen mit einander, doch können wir uns ganz und gar nicht anheischig machen, das, was wir Philosophie nennen, bei einem jeden auch dafür anzubringen. Darum siehe dich wohl vor!

Erwin. Es kann mich manchmal kränken, Adelbert, wenn du so sprichst. Auf diese Weise, fürchte ich, wirst du nicht viele von den Wahrheiten, die du aufgefunden hast, überzeugen, wenn du den Werth derselben immer so ganz dahingestellt sein lässest. Man wird daraus nur schließen, du seiest mit dir selbst nicht recht einig, obwohl ich sehr gut das Gegentheil weiß. Die allermeisten Menschen verlangen, daß man sich ihrer mit einer gewissen Gewalt, ja man könnte sagen Anmaßung, bemächtige und sie mit sich fortreiße; und dann glauben sie eben so gewiß und überzeugt das Wahre, wie sie es vorher bestritten haben würden. Du solltest also auch, wenigstens in einem gewissen Grade eine solche wohlthätige Gewalt ausüben, und nicht so, wie du thust, einem jeden seinen Lauf lassen.

Adelbert. Lieber Erwin, wem es darum zu thun ist mit Anmaßung behandelt zu werden, dem kann es in der heutigen Zeit wohl ganz und gar nicht an Gelegenheit dazu fehlen; denn ich wüßte nichts, was herrschender wäre, als daß jeder des anderen Vormund sein will. Aber, ernsthaft zu sprechen, du hast gewiß die jetzt vielfältig erschallenden Klagen gehört, die Philosophie sei nunmehr völlig mit sich selbst uneins geworden, es sei darin eine vollkommene Anarchie eingetreten, es gebe leider gar kein herrschendes System mehr, woran man sich halten könnte, und es müsse nothwendig auch hier wieder ein ganz neuer allgemeiner Grund gelegt werden.

Erwin. Ja wohl hört man sehr häufig so sprechen, und es wird sogar oft dadurch angedeutet, daß es eigentlich jetzt gar keine Philosophie gebe. Daraus kannst du eben sehn, daß die Menschen der Herrschaft eines Systems bedürfen.

Adelbert. Wenn das nun auch wäre, dürfte ich mir denn grade anmaßen, der sein zu wollen, der es stiftete?

Erwin. Wenn du einmal philosophirst, so solltest du unter diesen Umständen wenigstens hiernach streben.

Adelbert. Seht, Freunde, mit welchem ironischen Lächeln mir Erwin allen diesen guten Rath giebt! Wie soll ich mir das deuten?

Erwin. Nicht anders, bester Adelbert, als so, daß ich mich selbst in dieser Stellung dir gegenüber

nur mit Ironie ansehn kann. Aber was wirst du meinen Gründen erwiedern?

Adelbert. Zuvörderst, daß es weit angenehmer und sicherer ist, nur an seinem Theil und für seine Person zu philosophiren, wenn man nicht grade die Macht in sich fühlt ein Weltumwälzer zu werden. Wer alsdann Theil daran nehmen will, der hat es selbst zu verantworten, was daraus wird.

Erwin. Nun, die Bequemlichkeit und Sicherheit kann doch unmöglich der einzige Bestimmungsgrund deines Handels sein. Du scheinst dich, damit ich meine Ironie fortsetze, vor meinen aus der Sache geschöpften Gründen zu scheuen.

Adelbert. Ich habe dich ja selbst darauf gebracht, daß alles jetzt über die Gesetzlosigkeit in der Philosophie und über das Zerfallen der Sekten klagt, eben so sehr, wie man vor zehn Jahren etwa über die Systemsucht und die Herrschbegier der Parteihäupter jammerte. Nun können wir zwar wohl annehmen, daß für viele diese jetzigen Klagen eine rechte Erholung und Erquickung sind, indem sie unter dem Schutze derselben sich in der Stille darüber freuen, daß jener lästige Pomp der Spekulation, der sie noch vor kurzem drückte, nun auch bald ausgeschimmert haben wird. Aber es ist auf der anderen Seite auch ein großer Trieb in der Zeit, der wirklich nach Gleichförmigkeit und System dürstet.

Theodor. Das sollte man doch auch wieder

nicht glauben bei dem allgemeinen Streben nach bürgerlicher Freiheit und persönlicher genialischer Wirksamkeit.

Adelbert. Freilich wohl; indessen hält diesem wohl das Gleichgewicht oder überwiegt es gar, der so allgemein gewordene militärische Geist, der ohne Gleichmäßigkeit, Takt und Uniform nicht gedacht werden kann. Man kann in der That behaupten, daß ungeachtet aller Ungebundenheit und Lockerheit in den eigentlichen Grundsätzen und leitenden Ideen, das Bestreben irgend eine Geistesuniform allgemein zu machen, noch nie so methodisch und eifrig betrieben worden ist, wie jetzt. So, bei der Erziehung und dem ersten Unterricht, will ich nicht einmal die Erfindungen anführen, die Angewöhnung zum Guten von Kindheit auf nach Trommelschlag zu ordnen und andere dergleichen; sondern ich brauche nur auf die Bemühungen zu weisen, eine Methode zu verbreiten, bei welcher nicht allein äußerlich so viel im Tritthalten besteht, sondern auch im Inneren der Geist in seinen wesentlichsten Thätigkeiten überall im Unisono und in Uniform auftreten muß. So geht es aber aufwärts weiter, wenn es auch nicht so scheinen sollte. Wird nicht bald alles, was von unserem Leben öffentlich ausgesprochen wird, in lauter enge, und immer beschränktere Formeln gefaßt werden? Die Lobpreisungen der Monarchen und Großen, die Nachrichten von öffentlichen Festen, ja die rhetorischen Aeußerungen der Vaterlandsliebe und des Frei-

heitssinnes werden fast immer in denselben Worten wiederholt, und fast gilt es für eine Verletzung der Sachen, wenn jemand von diesen Worten abweicht.

Theodor. Du hast dich aber, wie mich dünkt, doch schon oft über den häufigen Wechsel der Systeme und Ansichten beschwert.

Adelbert. Wenn die Uniform oft verändert wird, lieber Theodor, so bleibt sie darum nicht weniger Uniform, nur daß es noch schwerer wird, sich in jede neue hinein zu finden. Um indessen wieder auf unseren vorigen Gegenstand zu kommen, so muß ich dir gestehn, daß die Philosophie fast immer die böse Neigung der Gegenwart zu widersprechen mit sich führt. Man hat nie gehört, daß die Philosophen mit ihrem Zeitalter zufrieden gewesen wären. Zu einer Zeit, wo alles auf Denkfreiheit pochte, und jeder eine Ehrensache daraus machte, sich das Recht zum lockeren und ungebundenen Herumdenken nicht nehmen zu lassen, kam die Philosophie mit den Balkennägeln, Keilen und Haken der horazischen Nothwendigkeit, und zimmerte unabweichbare Systeme. Jetzt, da alles Praktische nach durchgreifenden Planen betrieben werden, alles einem Zusammenhange von Ideen dienen soll, will sie mich locken, jeden, der mir in den Weg kommt, auf freies und unabhängiges Denken zu verweisen und dazu anzuleiten. Darum, Erwin, ist es mehr als bloße Bequemlichkeit und Sicherheit, was mich zu diesem Verfahren bestimmt.

Erwin. Dem sei denn, wie ihm wolle; von Julius bezweifle ich nicht, daß er sich mit wahrem, ernstlichen Eifer von dir wird belehren lassen.

Julius. Ja, ich muß es gestehn, es that mir sehr leid, daß du gleich vom Anfang eine Art von Mißtrauen gegen mich äußertest, da ich mir doch vollkommen bewußt bin, mit dem reinsten und innigsten Streben nach Philosophie auszugehn.

Adelbert. Das war ja noch kein Mißtrauen gegen dich, lieber Julius, wenn ich sage, man kann noch nicht wissen, ob jeder dasselbe für Philosophie hält, was ich dafür halte. Ich rathe dir vielmehr, deinerseits gegen diejenigen mißtrauisch zu sein, welche dir gleich, sobald du einen Namen, der ihnen zusagt, ausgesprochen hast, mit der Voraussetzung des Einverständnisses entgegen kommen. Ich bin nur allzusehr überzeugt, daß mancher mich bitten möchte, ihn selbst, oder mancher Vater, seinen Sohn in der Philosophie zu unterrichten, der nachher, wenn ich es grade nach meiner Ueberzeugung recht gut gemacht zu haben glaubte, nach seinem Maaßstabe den allerbittersten Schaden davon haben würde. Darum ist es ein gefährliches Ding mit der Philosophie; denn man erfährt, was sie sei, immer erst, wenn man schon tief darin ist, und wohl gar nicht wieder zurück kann, so gern man ihr vielleicht auch wieder entfliehen möchte.

Julius. Ich begreife dies nicht ganz; aber das kann ich dir sagen, daß es mir gänzlich einerlei

sein soll, was Philosophie sei, und daß ich vor allem übrigen nur wünsche, grade dieses zu erfahren. Auch mache ich durchaus keinen Anspruch darauf, sie in der Folge im praktischen Leben anzuwenden, oder zu irgend einem Zwecke außer ihr zu gebrauchen. Denn ich sehe dies wohl ein, sie kann uns nur das Allgemeine in den Dingen lehren, und bloß um dieses, in so fern es dem Begriffe der Wahrheit entspricht, oder um die Wahrheit schlechthin, muß es uns zu thun sein. Ein wirkliches gegenwärtiges Leben aber, ein aus sich selbst hervorgehendes Gefühl oder Handeln kann sie weder schaffen, noch erklären: so daß ich von dieser Seite wenigstens keine unrechtmäßige Ansprüche an sie machen werde.

Adelbert. Warum lachst du denn wieder so spöttisch, Erwin? Mich dünkt, du fängst mir an so übermüthig zu werden, daß man dir nicht mehr recht trauen kann.

Erwin. Ich muß wohl lachen über Julius' gutmüthige Betheurungen. Da hast du es freilich schon nicht sonderlich getroffen, lieber Julius!

Julius. Wie so denn?

Erwin. Adelbert will ja grade solche Dinge durch Philosophie erklären wie die, welche du für gänzlich unerklärbar zu halten scheinst. Was kann wohl mit mehr Recht zu dieser Art von Gegenständen gezählt werden, als die Kunst? Und grade in diese sucht er Einsicht und Verständniß zu bringen, und ihren inneren Organismus zu entfalten.

Julius. Ich muß es gestehn, ich habe fast immer gehört, und auch selbst gemeint, die Kunst und ähnliche Dinge seien unerklärbar, oder wenn sie eine Seite haben, die sich erklären ließe, so sei diese nicht gerade das, worin eigentlich ihr Wesen bestehe, und es sei mit solchen Erklärungen eben nichts weiter anzufangen.

Adelbert. Nun? Du sprachst ja vorhin so große Worte, daß du auch mit der Philosophie nichts weiter anfangen wolltest, und es dir dabei ganz allein um die Wahrheit zu thun sei; wenn also dergleichen Erklärungen nur wirklich wahr wären, so würdest du dich dabei beruhigen müssen.

Julius. Ja, ich meinte nur, zum besonderen, einzelnen Gebrauche wollte ich sie nicht weiter anwenden.

Adelbert. Es scheint also wohl, daß wir uns noch darüber zu verständigen haben, was wir eigentlich unter Anwendung der Philosophie verstehn wollen.

Theodor. Ja wohl! Ich selbst habe an mir vor kurzem erfahren, wie nöthig das ist; und gern gestehe ich, daß ich darüber noch lange nicht mit mir fertig bin. Noch immer kommt es mir kühn und höchst gewagt vor, daß du so gradezu die Kunst, vorzüglich aber die Religion zu Gegenständen der philosophischen Forschung machen willst. Es scheint doch, als wenn von jeher die Philosophen überzeugt gewesen wären, oder wenigstens geahndet hätten, daß der-

gleichen außer ihrem Kreiſe liege, daher ſie es entweder gradezu aufhoben und leugneten, in ſo fern ſie die Philoſophie ganz allgemein machen, und jeden denkbaren Stoff zur deutlichen Einſicht entfalten wollten, oder zugaben, daß die Philoſophie eine Grenze habe, und außer ſich noch ein Gebiet des Glaubens und der nothwendigen Begeiſterung anerkennen müſſe. Nur die wichtigſten Philoſophen habe ich ſeitdem hierauf näher angeſehen, und dies faſt überall beſtätigt gefunden. Platons Gottheit iſt entweder in Beziehung auf die Sittlichkeit der höchſte Begriff des Guten, oder in ihrem Verhältniſſe zur Natur der Schöpfer oder vielmehr Bildner der Welt; wo es aber auf ihr lebendiges und perſönliches Daſein, auf den Umgang der Menſchen mit ihr, und die ihr ſchuldige Verehrung ankommt, will er ſich bei der Einrichtung ſeines Staates in nichts miſchen, ſondern alles dem Delphiſchen Orakel anzuordnen überlaſſen. Was aber das Schöne betrifft, ſo iſt ihm dieſes die Erſcheinung des Guten, und wo es als Schönes durch die Kunſt dargeſtellt werden ſollte, da kündigt er ihm ſogar bekanntermaßen in ſeiner Republik ohne Schonung den Krieg an. Der Gott, welchen uns Spinoza freilich als einen wirklichen darſtellt, der ihm aber immer nur in der Entwickelung der beſonderen Dinge da iſt, möchte eben deshalb wohl nichts anderes, als der allgemeine Begriff der wirklichen einzelnen Seelen ſein, wenn gleich durch die vollkommene und erſchöpfende Einheit mit ſeinen Eigenſchaf-

ten zu einem selbständigen Wesen erhoben, aber ohne eigene Persönlichkeit und ohne persönliches Verhältniß zu den Menschen. Bei Kant entsteht die Annahme einer Gottheit dem Philosophen nur aus einem praktischen Bedürfniß, und in den angewandten Theilen seiner Philosophie kommt er sehr oft an die Grenze, wo er selbst mit klarem Bewußtsein ihre Ansprüche beschränkt, und ausdrücklich erklärt, daß es für sie keinen Umgang mit einer persönlichen Gottheit gebe. Nicht anders verhält es sich mit Fichte, wenn wir darauf sehn, wie in seiner ächten Wissenschaftslehre allein durch ein ins Unendliche strebendes Handeln das ganze Bewußtsein zusammengehalten wird, und also das Vollendete und Abgeschlossene, wenn es dergleichen giebt, darüber hinaus wohnen muß; hat er aber in der Folge versucht, auch dieses in sein philosophisches Gebiet zu versetzen, so beweiset dies nur um so mehr, indem wir nicht läugnen können, daß er darüber den Zusammenhang mit sich selbst verloren hat und willkührlich geworden ist. Ich will über Schelling nicht urtheilen, zumal da ich weiß, daß du mir dies ohne ausführliche Darlegung meiner Gründe nicht erlauben würdest, weil er mehr als einmal ausgesprochen hat, daß es grade nur um solcher Gegenstände willen, wie die, wovon wir sprechen, der Mühe werth sei zu philosophiren. Aber vor allen darf ich für mich Jacobi anführen, welcher vielleicht am lebendigsten einsieht, wie wenig Vernunft und Verstand vermögen, wo es allein auf den le-

bendigen Glauben ankommt. Nun wäre es doch höchst seltsam und unerklärbar, wenn die Philosophie so lange den Umfang ihrer Rechte verkannt, und diese so tief unter ihrem Werth geschätzt hätte!

Adelbert. Du erinnerst dich ja, lieber Theodor, an unsere Unterhaltung von neulich; willst du denn nicht auch der Gründe gedenken, die ich dir damals aufstellte und die dich so lebhaft zu beschäftigen schienen?

Theodor. Auf diese wollte ich eben noch kommen, und dir sagen, daß ich sie mir recht tief zu Herzen genommen habe, daß ich auch seitdem diesen Gegenstand zwar ganz anders als früher zu durchschauen glaube, jedoch darüber in ein Schwanken nach einer neuen Richtung gerathen bin. Denn da ich nunmehr einsehe, daß eine gemeinsame Anschauung und derselbe Stoff der Religion und der Philosophie zum Grunde liegt, so scheiden sich mir beide nur um so reiner von einander, indem es mir unleugbar scheint, daß sie diesen gemeinsamen Stoff in seiner ganzen Fülle und in seinem ganzen Umfange durchaus in entgegengesetzter Bedeutung erkennen und behandeln; und hierin scheint mir nun eben der Grund davon zu liegen, daß es so schwer wird, die Grenzen beider Arten der Erkenntniß gegen einander zu bestimmen. Hätte die Philosophie einen ganz anderen Gegenstand, so würde sie als Erkenntniß dieses Gegenstandes in einem gewissen Verhältniße zur Religion stehn, wie die Kunst, oder die Staatsklugheit

und andere besondere Anwendungen der menschlichen Geistesthätigkeit, welche das Bewußtsein nicht ganz erfüllen, sondern es nur nach gewissen Richtungen hin zu besonderen Gestaltungen bilden, und so immer dem Glauben an das, was von allem das innere Wesen ausmacht, unterworfen bleiben. Nun soll aber die Philosophie grade dieses Wesen selbst erfassen, jedoch nicht unmittelbar als ein gegenwärtiges und lebendiges, wie es in uns da ist, und wir in ihm, sondern als den nothwendigen Keim unseres Bewußtseins, durch dessen Entfaltung und Zerlegung wir erst in dieses eine klare Einsicht gewinnen. Wird es aber auf solche Weise zerlegt und gleichsam in seine Elemente gesondert, so kann es unmöglich noch jenes lebendige sein, so wenig wie durch Zergliederung ein lebendiger organischer Körper geschaffen werden kann; und doch ist es nur in seinem Leben Gott, und nur so wahrgenommen und empfunden ein Gegenstand der Religion. So, dünkt mich, ist auf keine Weise dieser Folge auszuweichen, daß, wo die Religion aufhört, die Philosophie anfängt, dennoch aber die Grenzen beider nirgend bezeichnet werden können, weil sie in keinem Punkt einander berühren. Daher weiß ich mir gar nicht anders zu helfen, als durch die Annahme, daß die Philosophie zwar auch etwas sei, aber für eine ganz andre Welt und zu ganz anderer Anwendung bestimmt, als die Religion. Das Nähere jedoch hievon, was allerdings das Wichtigste sein muß, liegt mir, ich gesteh' es, noch ganz im Dunkeln.

Adelbert. Ich denke, wir werden uns auch hierüber noch gegenseitig aufklären. Denn aus allem, was ich bisher über diese Gegenstände von dir gehört habe, überzeuge ich mich doch mit Freuden immer mehr, daß du der Meinung bist, das Göttliche werde von uns nicht durch eine dunkle und unbestimmte Ahndung erkannt, sondern durch den Glauben, welcher eine völlig so gewisse und klare Art der Erkenntniß ist, wie irgend eine andere.

Erwin. Gewiß ist dies Theodors Meinung, und dieses giebt mir ebenfalls die schönste Hoffnung, daß er sich, wenn auch vielleicht unbewußt, mit dir auf demselben Felde befinde. Denn dieses scheint mir der beste Schutz vor jeder verkehrten Abweichung in das Grundlose und Nichtige zu sein, die Ueberzeugung, daß es eigentlich überall nur Einen und denselben Stoff der Erkenntniß giebt, und daß nichts von uns erkannt wird, was nicht in Einem und demselben Sinne auch wirklich da wäre. Freilich wird der Stoff ein anderer, je nachdem sich die Art der Erkenntniß verändert und verwandelt, aber deshalb muß es eben Ein wesentliches Erkennen geben, das auch alle diese verschieden scheinenden Stoffe auf den, welcher allein im höchsten Sinne des Wortes da ist, zurückzuführen vermag. Wer daher demjenigen, was ihm in seinen Gedanken das Allgemeine im Gegensatze gegen das Wirkliche und Mannigfaltige zu sein scheint, einen unbestimmten, und ebenfalls bloß in diesem Widerspruche gegen das Erscheinende allgemei-

meinen Stoff unterlegt, der bildet sich selbst ein wesenloses Gespenst vor, indem er nur nicht weiß, daß er in den Dingen, welche seinen Sinnen erscheinen, eben so wenig das wahrhaft Seiende wahrnimmt, sondern es auch nur darin ahndet. Erst dann erkennt er das Wahre, wenn er selbst das Allgemeinste als eigentliche Wirklichkeit und Gegenwart anschaut; ist er aber so weit gelangt, so ist ihm nicht bloß der Gegenstand der Religion der unmittelbar gegebene und lebendige, wie Theodor es wünscht, sondern überall sieht er Leben und vollständiges Dasein, und in allem, was ihm erscheint, nimmt er mit seliger Befriedigung das in der Wirklichkeit wandelnde, vollkommene und ewige Wesen wahr. Möge mein Freund Theodor in den Mittelpunkt der Erkenntniß gelangen, wo sich das Wesen in Wirklichkeit verwandelt; dann wird ihm der Glaube an das, was sich unmittelbar der Anschauung kund thut, nicht mehr mit der deutlichen Einsicht, welche jene Verwandlung beobachtet, bis zur Unvereinbarkeit aus einander fliehen. Dir aber, verehrter Freund, liegt es ob, ihn dahin zu leiten, und auch mir dadurch erst zur vollkommenen Beruhigung zu helfen.

Julius. Erlaubt mir die Bitte, wenn ihr zu der großen Unternehmung, wovon hier die Rede ist, jetzt einen Schritt zu thun gedenkt, auch auf mich einige Rücksicht zu nehmen. Denn wenn ihr so fortführet, wie ihr angefangen habt, so würde ich nur mit dem leiblichen Ohre die Unterredung verfolgen.

Ihr mögt einander wohl vollkommen verstehn, während mir noch der Schlüssel zu eurer Sprache mangelt.

Adelbert. Sehr löblich, Julius, ist dein Trieb, überall deutlich sehn zu wollen. Und daß es mit unserem gegenseitigen Verständnisse so weit auch noch nicht gediehen ist, hast du wohl an Theodors Worten gehört. Vielleicht kannst also grade du, als der Unbefangene und Unparteiische, noch am meisten beitragen uns alle zu vereinigen.

Julius. Fast möchte ich für Scherz halten, was du da sagst; wenn es aber so viel heißen soll, daß du mich vollständig von der Lage der Sachen unterrichten willst, so könnte mir nichts erfreulicher kommen.

Adelbert. So wollen wir uns denn hier niedersetzen, um mit mehr Ruhe und Sammlung unser Gespräch zu ordnen. Und dazu wird für mich dieser Platz vorzüglich günstig sein, indem ich mich über jene fernen bläulichen Berge hindenke zu meinem Freunde, welcher dort in stiller Abgeschiedenheit die edelste Kunst übt. Bald hoffe ich mit ihm vereint in jener Einsamkeit den hohen Gegenständen, die wir hier berührt haben, tiefer nachzuforschen. An diesem großen Feste, welches wir feiern wollen, sollt ihr, Theodor und Erwin, und auch Julius, wenn er es wünschet, Theil haben; weshalb es sehr nützlich sein wird, wenn wir uns jetzt einigermaßen darauf vorbereiten. Darum wollen wir nächstens mehr hier-

über verabreden, und uns dadurch heute nicht stören lassen. Sage mir also, Julius, so deutlich du irgend kannst, was du eigentlich damit meinest, daß du die Philosophie zu keiner besonderen Anwendung gebrauchen willst, und daß sie überhaupt dieser nicht fähig sei.

Julius. Man hat mir von jeher gesagt, die Philosophie sei eine vortreffliche und edle Wissenschaft, die aber nur das Allgemeine in unserer Erkenntniß zum Gegenstande habe, und deshalb vorzüglich nützlich sei, um über unser ganzes Erkennen und Denken die Aufsicht zu führen und es seinen allgemeinen Regeln gemäß zu erhalten, über das Besondere jedoch, und über das eigentlich Wirkliche, was durch seine eigene Kraft zu sein unmittelbar da ist, könne sie nichts wissen oder ausmachen. Da nun aber dieses doch beständig der Stoff unseres Wirkens und Handelns ist, und wir zum wirklichen Leben das, was uns durch Erfahrung gegeben ist, nothwendig brauchen, so sei aus der Philosophie für das Handeln nur wenig Nutzen zu schöpfen, der höchstens darin bestehe, daß sie auch dafür allgemeine Regeln aufstellt, womit wir unser wirkliches Leben vergleichen können; dieses Leben selbst aber, und seine rechte oder unrichtige Beschaffenheit könne sie nicht hervorbringen; denn alles dieses entstehe nur aus demjenigen, was wirklich ist, und in lebendiger Gegenwart aus unserem Inneren nach außen, oder von außen auf uns wirkt, nicht aber durch die allgemei-

nen Gesetze, welche die Philosophie allein erkennt. Dies ist es ungefähr, was ich im Allgemeinen hierüber so auf der Stelle sagen kann; und es scheint mir auch richtig, daß wir weder die Dinge außer uns in ihrer eigentlichen lebendigen Entstehung durch Philosophie begreifen, noch in uns Gaben des Gemüths und eine wirkliche Thätigkeit desselben durch sie hervorbringen können, daß sie also für die Erfahrung und das praktische Leben nicht anwendbar ist.

Adelbert. Auch ich habe nicht selten so über die Philosophie sprechen hören; und ich kann von dir nicht verlangen, daß du hierüber vollständiger aufgeklärt sein solltest, als die meisten Menschen. Aber auf Eins will ich dich nur sogleich aufmerksam machen. Die Philosophie soll, nach deiner Meinung über alles unser Denken und Erkennen die Aufsicht führen, und unsere einzelnen Erkenntnisse und Handlungen mit den Regeln, die sie aufgestellt, vergleichen. Was hilft nun diese Vergleichung, wenn sie nicht im Stande ist, die Erkenntnisse und Handlungen danach zu verbessern? Wenn sie aber das kann, so muß sie auch auf das wirkliche Leben einen praktischen Einfluß haben.

Julius. Es scheint, wir müssen hier noch unterscheiden. Den zuerst von außen gegebenen Stoff der Erkenntniß und der Anregung und Bestimmung zum Handeln, kann die Philosophie nicht hervorbringen; aber wo sie beides findet, kann sie vielleicht die Art und Weise des Handelns und Erkennens bestimmen, so daß beides den von ihr aufgestellten Gesetzen angemessen wird.

Adelbert. Wenn du das meinst, so müßten also diese Thätigkeiten durch ganz andere Kräfte geleitet und geordnet als hervorgebracht werden.

Julius. Es mag wohl nicht anders sein, und darin eben der rechtmäßige Grund liegen, der Philosophie alle unmittelbare praktische Wirksamkeit abzusprechen.

Adelbert. Es sei. Dann entsteht uns aber eine neue Frage, ob wir nämlich für eine solche Art von Erkenntniß, welche nur die durch wirklichen Stoff bestimmten Erkenntnisse zu ordnen hätte, des eigenthümlichen Namens der Philosophie bedürften?

Julius. Ich weiß nicht, welchen wir ihr sonst geben sollten, oder weshalb du hieran zweifelst.

Adelbert. Vielleicht wirst du mich verstehn, wenn du folgendes überlegen willst. Es giebt doch eine Erkenntniß von der besten Art und Weise, wie die Pflanzen, von welchen wir unsere Nahrung ziehn, gesäet, ihr Wachsthum befördert und gesichert, ihre Früchte eingesammelt werden müssen, welche der Akkerbau heißt, und auch dieser geht von Statten, ohne daß wir die Gegenstände, mit welchen er zu thun hat, hervorbringen, noch ihr eigenthümliches inneres Leben bewirken können.

Julius. So ist es.

Adelbert. Eben so verhält es sich auch mit dem System von Gesetzen, wonach die Willkühr, die Thätigkeit, und die vielfachen Bestrebungen der Menschen in Zusammenhang gebracht und zu einem ge-

meinsamen Ziele geleitet werden, welches die Sache der Politik ist. Auch diese ist nicht im Stande das Bewußtsein der Menschen zu beherrschen, oder unmittelbar Entschlüsse ihn ihnen zu schaffen.

Julius. Auch dies verhält sich so.

Adelbert. Wäre nun nicht die Philosophie mit diesen Erkenntnissen ganz gleichartig, und müßte sie nicht mit ihnen ganz in dieselbe Reihe gesetzt werden, wenn sie nichts weiter thäte, als gegebene Stoffe in Beziehung setzen, und zu einem Ganzen durch äußeren Zusammenhang verknüpfen? Denn würde die innere Natur der Gegenstände selbst durch diesen Zusammenhang bestimmt, so müßte sie doch auf diese einen Einfluß haben, und in ihr etwas neues, das vorher noch nicht darin war, ganz eigentlich schaffen können. Nun wird aber wenigstens hergebrachter Weise dafür angenommen, daß sie nicht mit in die Klasse derjenigen Künste und Wissenschaften gehöre, welche bestimmte und gegebene einzelne Gegenstände verarbeiten.

Julius. In diesen deinen letzten Worten scheint die Andeutung des Wahren zu liegen. Jene Künste oder Wissenschaften nämlich behandeln immer nur einen besonderen Stoff; die Philosophie aber soll die Gesetze aufstellen, wonach Gegenstände überhaupt, sie seien welche sie wollen, in eine solche zusammenhangende Ordnung und zweckmäßige Beziehung gebracht werden müssen. Eben dadurch wird sie die höchste und allgemeinste Wissenschaft, welche alle übri-

gen beherrscht, indem sie dieselben leitet und bewacht.

Adelbert. Es fragt sich noch, Julius, ob sie mit diesem Berufe, wenn er der ihrige wäre, irgend einen Nutzen würde stiften können.

Julius. Aber ich dächte, das wäre klar genug, daß eine solche Kenntniß von der Anwendung der geistigen Werkzeuge, wodurch alle Wissenschaften zu Stande gebracht werden, von dem höchsten Nutzen sein muß. Denn wenn wir irgend einen Gegenstand richtig erkennen und behandeln wollen, so müssen wir zuvörderst richtig Begriffe zu bilden, richtig Urtheile zu begründen und zu verknüpfen, richtig zu schließen verstehn; und diese Kenntniß der Bedingungen und Mittel alles besonderen Denkens wird uns immer als ein Prüfstein dienen, an welchem wir uns von der Richtigkeit unseres Verfahrens in irgend einem Felde mit Sicherheit überzeugen können. Nun ist es wahr, daß grade deshalb der Philosophie die praktische Wirksamkeit abgesprochen wird, weil sie auf diese Weise ein bloß vorbereitendes und dann beobachtendes Amt führt; allein dieses bleibt dennoch in seinem Werthe, indem wir dadurch allein vor uns selbst gerechtfertigt und im Fortschreiten gesichert werden.

Adelbert. Das sagst du freilich, wie es viele sagen; laß es uns aber sorgfältiger prüfen. Hast du nicht selbst behauptet, die einzelnen Wissenschaften, von welchen wir die des Ackerbaues und die Politik

nur als Beispiele anführten, müßten ihre Gegenstände und Stoffe hinnehmen, wie sie ihnen dargeboten werden, und könnten nur die gegenseitigen Beziehungen derselben hervorbringen, wodurch sie zu einem gewissen Zusammenhange sich vereinigen?

Julius. Ja wohl.

Adelbert. Wenn das nun ist, muß dieses nicht nach den Gesetzen geschehn, nach welchen überhaupt dergleichen Verknüpfungen zu Stande kommen? Denn da solche Wissenschaften die Stoffe nicht bestimmen können, sondern nur die Form, und höchstens jene durch diese, so muß die Form allenthalben dieselbe, nämlich die Regel solcher Verknüpfungen überhaupt sein. Nicht wahr?

Julius. Freilich, und dieses macht eben die Anwendung der allgemeinen Regel, welche die Philosophie uns liefert, auf die einzelnen Wissenschaften möglich.

Adelbert. Nicht allein das, lieber Julius, sondern es bleibt, wie du leicht siehst, wenn nur Eine allgemeine Form ist, gar nichts übrig außer dieser Form, und was wir vorhin einzelne Wissenschaften nannten, sind gar nicht solche, sondern bloß besondere Anwendungen der Einen allgemeinen Wissenschaft der Form, oder der Philosophie, da sie in der That gar keinen andern Inhalt haben als diese. Glaubst du nun, daß es sich wirklich so verhalte?

Julius. Das wäre wenigstens eine große Verherrlichung der Philosophie, wenn sie auf diese Weise

die einzige wahre Wissenschaft wäre, und alles übrige nur ihre Anwendung!

Adelbert. Es fragt sich aber nun, ob mit einer solchen Annahme die Erfahrung übereinstimmt. Du hast doch wohl oft gehört, daß ein solches Verfahren, einen jeden besonderen Stoff bloß nach allgemeinen Regeln der Form des Denkens zu behandeln, als unpraktische und verkehrte Anwendung der leeren Abstraktion auf die Wirklichkeit getadelt wird. Und in der That, wenn du darauf merken willst, so wirst du finden, daß jene Gesetze nie vollständig und erschöpfend auf den gegebenen Stoff passen, ja grade das in ihm unberührt lassen, wodurch er eben dieser bestimmte ist, und worauf es bei der Anwendung uns allein ankommen kann.

Julius. Es scheint sich freilich so zu verhalten, und also grade hierin der Grund zu liegen, warum die Philosophie so unpraktisch ist.

Adelbert. Wo bleibt also nun der große Nutzen, den du von der Philosophie erwartetest? Oder was wollen wir überhaupt Philosophie nennen, wenn sie uns als die einzige Wissenschaft übrig ist, und doch keine wahre Anwendung duldet? Mich dünkt, auf diesem Wege wird überhaupt alle Wissenschaft aufgehoben.

Julius. Ich kann diese Folge nicht leugnen, und weiß mir überhaupt nicht mehr zu helfen, außer etwa durch Einen Fall, der mir noch da zu sein scheint, daß nämlich die einzelnen Wissenschaften sich nicht, wie du annimmst, ganz in die allgemeine Form ver-

lieren, sondern für eine jede auch eine eigenthümliche Form aus der besonderen Natur ihres Gegenstandes fließe; und so verhält es sich wohl in der That, und dadurch werden die einzelnen Wissenschaften praktisch.

Adelbert. So muß es allerdings sein; wenn sie besondere Wissenschaften bleiben sollen, können sie nicht Anwendung Einer allgemeinen sein, und da der Stoff ihre Besonderheit bestimmt, so muß er auch ihre besondere Form bestimmen. Damit wird aber die Philosophie ganz aufgehoben, und es kann nun gar keine mehr geben. Denn jede Wissenschaft hat nun ihre vollkommen genügende Form für sich, und da diese sie zur Wissenschaft macht, so bedarf sie außer sich keiner Regel weiter. Dies wirst du zugeben müssen.

Julius. Ich muß es zugeben; doch bemerke ich nun erst den dritten in der Mitte liegenden Fall, und dadurch, daß wir diesen annehmen, werden wir wohl aus der ganzen Verwirrung befreit werden.

Adelbert. Welcher ist das?

Julius. Es wird ohne Zweifel in der Form einiges sein, was aus den Gegenständen herfließt, und in so fern wird sie den einzelnen Wissenschaften zugehören; anderes dagegen, was bloß allgemein ist, wird die Philosophie hinzubringen. Denn nur wenn die Form selbst auf diese Art getheilt ist, scheint die Philosophie neben den besonderen Wissenschaften bestehn zu können.

Adelbert. Du ſucheſt die ganze Eintheilung zu erſchöpfen; wenn du aber durch dieſes dritte nur nicht unvereinbare Dinge verknüpfen willſt! Daß die allgemeine Form auf die beſonderen Gegenſtände, in ſo fern ſie dies ſind, nicht angewandt werden könne, haben wir ſchon ausgemacht; nicht wahr?

Julius. Allerdings.

Adelbert. Wenn alſo die Form zwiefach iſt, ſo wird die allgemeine auch nur zur Verknüpfung allgemeiner Gegenſtände taugen, und es wird folglich auch ſolche außer den beſonderen geben müſſen.

Julius. So ſcheint es.

Adelbert. Folglich hätte die allgemeine Form, und die beſondere, woraus jede einzelne Wiſſenſchaft beſteht, ganz verſchiedene Gegenſtände; und ſchreiben wir nun jene der Philoſophie zu, ſo kann ſie mit den übrigen Wiſſenſchaften gar nichts gemein haben, alſo auch nicht dienen unſere Kenntniſſe zu regeln und in Ordnung zu erhalten. Sie wäre alſo nicht allein ganz unpraktiſch, ſondern auch in Beziehung auf andere Gegenſtände, außer den ihr eigenen allgemeinen, nicht einmal zur Aufſicht zu gebrauchen.

Julius. In dieſem Sinne hätteſt du alſo Recht gehabt, dieſem Berufe alle Anwendbarkeit abzuſprechen.

Adelbert. Indeſſen wirſt du auch bemerken, daß ſie wieder eben ſo praktiſch ſein muß wie die übrigen, nämlich in Anſehung ihrer eigenthümlichen Gegenſtände; ſonſt könnte ſie ja auch dieſe nicht in

die erschöpfende Form bringen. Aber damit ist wieder etwas anderes verbunden, daß nämlich diese Gegenstände, wenn sie sich vollständig von denen der übrigen Wissenschaften unterscheiden und dadurch ganz der Philosophie übereignen lassen, ebenfalls besondere in der Reihe der übrigen sein müssen. Denn wären sie allgemeine, so ließen sie sich nicht rein von den anderen absondern, indem sie dann das Gemeinschaftliche mehrerer von diesen in sich verbänden. So kommen wir dahin, die Philosophie auch für eine Form besonderer Gegenstände anzusehn, wodurch sie mit allen übrigen Wissenschaften in dieselbe Reihe gestellt wird; dann ist aber wieder nicht abzusehn, warum sie Philosophie, oder Wissenschaft der Erkenntniß überhaupt heißen, und nicht, wie andere, nach ihren besonderen Gegenständen benannt werden soll.

Julius. Wenn wir nur wüßten, was das für Gegenstände sein mögen, die uns erst als die allgemeinen erschienen, nun aber der Philosophie als besondere und ihr eigenthümliche zugeschrieben werden?

Adelbert. Du siehst wohl, lieber Freund, dieser Widerspruch, nebst vielen anderen, die in unserer Untersuchung sich ergaben, muß uns überzeugen, daß wir einen ganz falschen Weg betreten haben, auf welchem das Wesen der Philosophie nimmermehr zu finden ist; daß also auch diejenigen, welche gewöhnlich von solchen Ansichten aus über Mangel an praktischer Anwendbarkeit der Philosophie klagen, oder ihr

bloß eine im Allgemeinen aufsehende Stelle übertragen wollen, gänzlich in der Irre gehn. Hievon wollte ich dich in der Kürze überzeugen, und doch bin ich vielleicht für Theodor und Erwin schon zu ausführlich gewesen, und habe ihnen Langeweile gemacht.

Theodor. Mir wenigstens nicht. Ich muß dir meine Schwäche gestehn, daß mir das öftere Zurückkehren auf diese allererstен Punkte, welche, wie es scheint, vor allem Philosophiren berichtigt sein müssen, noch ganz und gar nicht entbehrlich ist.

Adelbert. Du bist sehr ehrlich; und laß nur diese Pedanterie ja nicht zu bekannt werden! Wie würden unsere jungen großen Geister darüber urtheilen, die allen solchen Schulkram längst hinter sich haben! Mit welchem Naserümpfen würden sie dich unter die schlechte Gesellschaft der wissenschaftlichen Philister verweisen!

Theodor. Nun so will ich das Maaß häufen, und in meinen Geständnissen noch weiter gehn! Ich glaube das begriffen zu haben, was du eben mit Julius abgesprochen; ob es aber wirklich dein voller Ernst, oder bloß eine absichtlich einseitige Ausführung war, mit der du vielleicht auf etwas entgegengesetztes und ergänzendes leiten wolltest, muß ich noch bezweifeln.

Adelbert. Wie so das? Leuchtet es dir denn so wenig ein?

Theodor. Es ist doch so natürlich, das Verhältniß des Allgemeinen und Besonderen im mensch-

lichen Denken so anzunehmen, wie es gewöhnlich vorgestellt wird: daß wir nämlich aus dem Besonderen das Allgemeine durch Vergleichung herleiten, daß jenes der Stoff der im Einzelnen thätigen Wahrnehmung, dieses die allgemeine gesetzmäßige Form unseres Denkvermögens bestimme. Wir könnten ja gar nicht denken, wenn wir nicht eine Art von Uebergang dieser beiden Seiten der Erkenntniß in einander annähmen. Thun wir aber das, so muß sich auch die allgemeine Form des Denkens auf besondere Gegenstände beziehn können, nur vermittelst irgend eines dritten Mittleren, welches wohl diejenige Form sein wird, die aus der unmittelbaren Vergleichung der besonderen Wahrnehmungen entsteht, und von diesen ihre eigenthümliche Beschaffenheit hernimmt.

Adelbert. Man nimmt es so an, lieber Theodor, weil man die Gesetze des Denkens und die Stoffe der Wahrnehmung als außer uns liegende Dinge betrachtet, die etwa gleich zwei verschiedenen Flüssigkeiten in einander gegossen werden können. Ganz anders aber sieht dieses Verhältniß aus, wenn wir uns wirklich in dessen eigenthümliche Natur hineinbegeben. Und damit wir hierüber itzt nicht zu weitläuftig werden, so denke dir nur einmal recht deutlich diesen angenommenen Unterschied zwischen der Philosophie und den Erkenntnissen, die sich mit besonderen Gegenständen beschäftigen, daß nämlich jene bloß mit der allgemeinen Form der Verknüpfung im Denken zu thun habe, und siehe zu, was daraus

erfolgt! Wenn dich zum Beispiel diese sogenannte Philosophie auch lehrt, widersprechende Dinge seien nicht in Eine Erkenntniß zu verknüpfen, weißt du darum, wie die Stoffe, welche die Naturkunde betrachtet, oder ihre Aeußerungen und Wirkungen mit einander zu verbinden sind? Hat also jene allgemeine Kenntniß den geringsten Einfluß auf diese besondere?

Theodor. Freilich wird mir dadurch diejenige Form nicht geschaffen, die von der Beschaffenheit der Gegenstände abhängt. Aber kann und soll mich jene allgemeine Regel nicht schützen, daß ich nicht in der Naturforschung widersprechende Dinge mit einander zu verknüpfen suche?

Adelbert. Welche sind denn aber widersprechende Dinge in der Natur? Kannst du dies durch das logische Gesetz erfahren? Wir haben ja Beispiele genug in der Geschichte aller Wissenschaften, daß was gestern für durchaus widersinnig und unmöglich galt, heute als Gesetz anerkannt wurde. Und besonders in unseren Zeiten brauchst du in den Wissenschaften des Staats und der Natur nicht weit nach Fällen zu suchen, daß sich die Berufungen auf die sogenannte gesunde Vernunft, wodurch man die Unmöglichkeit von diesem oder jenem Erfolge behaupten wollte, lächerlich gemacht haben. Was kann also jenes Gesetz auf die besondere Wissenschaft wirken, wenn es schlechterdings nicht dient, den Inhalt derselben zu beurtheilen? Lehrt dich aber diese selbst,

daß gewiſſe Dinge einander widerſprechen, ſo zeigt ſich dir deren Unvereinbarkeit in der Erfahrung, und du bedarfſt der allgemeinen Regel dazu nicht.

Theodor. Auf die Art wäre denn die Erkenntniß der allgemeinen Form ohne allen Gehalt?

Adelbert. Wenn ſie nicht auch, wie wir ſchon ſagten, einen allgemeinen Stoff hat, ſo wie die beſonderen Wiſſenſchaften ihren beſonderen haben.

Theodor. Nun wohl! Kann und muß dieſer allgemeine Stoff nicht in dem beſonderen gleichſam eingewickelt liegen? Denn wenn er außer dieſem irgendwo für ſich ſchwebte, ſo wäre er ſelbſt ein beſonderer. Was alſo in einem jeden Dinge dieſes beſtimmte Ding ausmacht, das wäre Gegenſtand der beſonderen Wiſſenſchaft, was aber darin das Ding überhaupt, oder der Begriff des Dinges iſt, das fiele unter die allgemeine, und ſo müßten beide doch auf einander einfließen, indem ſie denſelben Gegenſtand behandelten.

Adelbert. Aber wir haben ja eben geſehn, lieber Theodor, daß das Allgemeine als Allgemeines über das Beſtimmte als Beſtimmtes nichts entſcheidet; ob nun beides in demſelben Gegenſtande vorzukommen ſcheint oder nicht, das kann wohl nichts ändern. Denn in Rückſicht auf die beſonderen Wiſſenſchaften oder Erkenntniſſe, wovon wir eigentlich ſprachen, iſt ja der Stoff als gegebener überhaupt nur etwas in ſo fern er einen beſtimmten Zuſammenhang zuläßt, und danach iſt der Inhalt einer Erkenntniß

zu

zu beurtheilen, nicht nach dem bloß gegebenen und an sich gleichgültigen Dinge. Mit dem menschlichen Körper beschäftigt sich sowohl die Heilkunst als die Turnkunst, und doch wirst du gewiß nicht behaupten, daß beide denselben Gegenstand haben, weil sie denselben äußeren Stoff, wiewohl in einem ganz verschiedenen Zusammenhange, behandeln. Und viele andere Beispiele derselben Art wirst du leicht finden. Eben so, wenn auch dasselbe Ding in der einen Beziehung als das Ding überhaupt, in der anderen als dieses bestimmte betrachtet werden kann, so wird es doch die allgemeine Wissenschaft bloß mit jenem, die besondere bloß mit diesem zu thun haben.

Theodor. Ich bin nicht im Stande dich zu widerlegen, und doch widerspricht mein an die hergebrachte Ansicht gewöhnter Verstand. Denn auf die Art, wie du es vorstellst, sehe ich gar nicht ein, wie ein gemeinschaftlicher Zusammenhang in unsere Kenntnisse kommen soll, den ich bisher von der allgemeinen Form erwartete.

Adelbert. Wenn es also wahr bleibt, liebe Freunde, daß von zweien eins erfolgen, entweder jede besondere Wissenschaft nur eine Anwendung der allgemeinen sein, oder gar keine allgemeine angenommen werden muß, weil ihr Gegenstand, insofern er sich von allen übrigen absondert, selbst ein besonderer wird, so bleibt wohl nichts übrig, als anzunehmen, das ganze Grundverhältniß beider Seiten der Erkenntniß, woraus diese Folgerungen hervorgehn, sei un-

richtig aufgefaßt. Beruhten endlich auf diesem Verhältnisse auch unsere Begriffe von Philosophie, so müßten diese gar keinen wahren Grund haben, und die besseren schlechterdings auf einem anderen Wege aufgesucht werden.

Erwin. Schon von Anfang sah ich, daß du hierauf herauskommen würdest. Es muß also ein drittes geben, worin das Allgemeine und Besondere Eins und dasselbe sind, und von diesem Punkte aus sowohl das Wesen der Philosophie als aller besonderen Erkenntnisse bestimmt werden.

Adelbert. Glaubst du wirklich, Erwin, daß wir auch damit weit kommen würden, wenn wir diese beiden Seiten der Erkenntniß, so wie wir sie bisher gefaßt haben, mit einander durch einen Machtspruch vereinigten, und gradezu ein solches drittes Mittleres annähmen, bloß als eine Mischung jener beiden?

Erwin. Gewiß nicht, sondern wir müssen uns in die eigenthümliche Art der Erkenntniß versetzen, auf die es hier ankommt.

Adelbert. Da nun aber Julius diese nicht so bald treffen möchte, wie du vielleicht, so scheint es mir besser, ihn noch ferner vorzubereiten. Bist du damit zufrieden, Julius?

Julius. Von Herzen. Auch ist mir unterdessen noch etwas eingefallen, was vielleicht doch auf einigen Nutzen jener Wissenschaft der Form leitet. Du erlaubst mir wohl es zu sagen?

Adelbert. Es wird mir willkommen sein.

Julius. Vielleicht bezieht sich diese Wissenschaft nicht sowohl auf die Gegenstände der Erkenntniß, als auf unsere Fähigkeit zu erkennen, und soll nur dienen diese auf ihre wahren Gesetze zurückzuführen und in der Anwendung derselben zu üben. Dergleichen scheint aber grade nur nöthig zu sein bei der Thätigkeit, womit wir die einzelnen Gedanken in die Form verknüpfen; denn die wahrnehmende und auffassende ist jedesmal durch den einzelnen Gegenstand vollkommen bestimmt, und ihre Stärke oder Schwäche hängt mehr von einer uns inwohnenden Naturkraft ab, wogegen bei jener eine bewußte und gesetzmäßige Anwendung erfordert wird.

Adelbert. Abgesehen davon, lieber Julius, daß aus dieser völligen Trennung unseres erkennenden Vermögens von den Gegenständen und ihrer Beschaffenheit für sich unzählige schwer zu begreifende Folgen entstehn, will ich dir nur zeigen, was aus unserer allgemeinen Wissenschaft wird, wenn wir es so betrachten. Zuerst fragt sich, ob die verknüpfende Fähigkeit nicht durch bloße Uebung an einzelnen Fällen ausgebildet werden kann. Wäre dieses, so siehst du leicht ein, daß daraus keine Wissenschaft entstehn würde, sondern alles mit bloßem Versuchen geleistet werden könnte, welches Verfahren, als ein unbewußtes, gradezu dem wissenschaftlichen entgegengesetzt ist. Das Organ der Seele, welches auf solche Weise geübt werden sollte, wäre dann nicht anders zu betrachten als die körperlichen, denen wir auch Stärke

und Geschicklichkeit nur durch ihren Gebrauch in einzelnen Fällen geben, ohne die inneren Gesetze ihres Lebens und Wirkens zu verstehn und im Zusammenhange dem Bewußtsein gegenwärtig zu haben.

Julius. Auch für diese giebt es aber doch Regeln der Uebung, und sie können kunstmäßig gebildet werden.

Adelbert. Ja; diese Regeln sind aber solche nur für die Uebung, nicht für die Anwendung, in welcher sie als vorläufige Anstalten untergehn müssen. Denn wer sich beim Gebrauche seiner Glieder, im Kampfe oder in Gefahren, oder auch nur zur Lust, immer der Regeln, wonach er sie eingeübt hat, deutlich bewußt sein will, dem wird die Anwendung deshalb nicht besser, ja in den meisten Fällen schlechter gelingen. Die Spaltung seiner Aufmerksamkeit, die er nun nicht mehr allein auf den augenblicklichen Erfolg richtet, welcher doch ganz von der einzelnen Bewegung des Körpers abhängt, sondern zugleich auf das allgemeine Gesetz, wird ihn verwirren, und ihm die Hälfte seiner Kraft und Geschicklichkeit rauben. Die allgemeine Wissenschaft dagegen, welche du für die Philosophie halten wolltest, könnte doch nur auf das stete Bewußtsein des Systems der Regeln hinarbeiten, da du verlangst, daß sie beständig die Anwendung des Denkens auf das Besondere mit dem Allgemeinen darin vergleichen soll.

Julius. Ich sehe also wohl, daß, wenn die Bildung unsers inneren Organs der Zweck der allge-

meinen Wissenschaft sein soll, die bloße Uebung dazu nicht hinreichen kann.

Adelbert. Also müßte sie bestehn in einer zusammenhangenden Erkenntniß von den Gesetzen, nach welchen dieses Organ wirket. Nicht wahr?

Julius. So scheint es.

Adelbert. Geben könnte sie aber dem Organ diese Gesetze nicht; denn sonst müßte sie das Wirken desselben bestimmen, welches unmöglich ist, da sie in ihrem Gegenstande, welchen eben das Organ ist, nichts hervorbringen kann, wie wir schon ausgemacht haben.

Julius. Wir können ja aber doch einem Menschen Gesetze für sein Handeln geben, ohne in seinem Bewußtsein Entschlüsse hervorbringen zu können; ja grade deshalb sind es Gesetze, weil er sie durch freies Handeln befolgen soll.

Adelbert. Unterscheide doch, Julius, eine freie Person und ein Organ, das du schon von allem übrigen, was zur Person gehört, abgesondert hast! Dieses kann ja gar keine andere Wirksamkeit äußern, als die Darstellung seiner inneren Gesetze; und weicht es einmal davon ab, so ist dies bei ihm eine Krankheit zu nennen. Hienach würde jene Wissenschaft von den Gesetzen des Organs nur aus der Beobachtung desselben in seiner Handlungsweise zu schöpfen sein. Dann aber enthält sie im Allgemeinen nur die Kenntniß von dem, was ohnehin geschieht, nicht, was geschehn soll. Und tritt ein krankhafter Zustand ein,

so kann auch das Wissen von dem, was die Regel sein sollte, nichts helfen, wenn wir nicht den Grund der Krankheit auszumitteln im Stande sind. Da nun das Allgemeine mit den Regeln dasselbe ist, so wird dieser Grund im Besonderen zu suchen sein, wohin die allgemeine Wissenschaft eben nicht reicht. Weißt du nun noch irgend einen Ausweg, auf welchem eine solche Wissenschaft zu retten wäre?

Julius. Ganz und gar keinen.

Adelbert. Nun so stelle dir einmal recht deutlich vor, was wir bisher eingesehn haben.

Julius. Wir haben gefunden, daß es eine Wissenschaft, die bloß mit dem Allgemeinen in unserem Erkennen, oder mit der Form der Verknüpfung unserer Gedanken zu thun hätte, gar nicht geben kann, und daß, wenn es etwa in einem gewissen Sinn eine gäbe, dieser aller Einfluß auf unser besonderes Denken, wie wir ihn doch von der Philosophie verlangen, gänzlich verschlossen sein müßte.

Adelbert. Bist du denn hievon auch vollständig überzeugt?

Julius. Ja, insofern ich deinen Gründen gefolgt bin; auch nehme ich mir recht streng und tapfer vor, von dem Wege, den mich diese leiten, weder rechts, noch links abzusehn. Denn sonst möchte mir doch wohl eine Angst und Verwirrung ankommen, da mir die tägliche Erfahrung noch immer allem, was du bewiesest, zu widersprechen scheint.

Adelbert. Für diesen und andere Fälle dieser

Art, lieber Freund, muß ich dir eine nöthige Regel geben, daß du nämlich fest glaubest, nur deswegen löse sich der Widerspruch, den du gern aufheben wolltest, nicht, weil du noch nicht auf dem rechten Standpunkte stehest, von wo angesehn er sich in vollkommene Harmonie verwandeln würde. Und hierin wirst du dich noch mehr befestigen, wenn du einsiehst, daß da, wo die Versöhnung statt findet, auch erst der wahre Grund des Widerspruches selbst erkannt werden kann, welchen dir die Erkenntniß des gemeinen Verstandes nicht offenbart. Vielmehr setzt sie dich in diese Verwirrung und versteckt dieselbe nur, indem sie immerfort eine Vermittelung der Gegensätze vollbringt; wenn du aber danach fragst, wodurch sie hiezu berechtigt sei, hilft sie dir nicht heraus, und läßt dich im Stich. Meinst du nicht, daß es sich so verhalte?

Julius. Schon sonst kam es mir so vor, und die Erfahrung, die ich eben gemacht habe, zeigt es mir noch deutlicher. Darum will ich auch unverwandt den Blick auf dich und deine Führung richten, und erwarte nun mit Spannung, worauf du jetzt übergehn wirst, nachdem sich die Philosophie, als angebliche Wissenschaft des blos Allgemeinen, so nichtig gezeigt hat.

Adelbert. Sollten wir also nicht versuchen müssen, was sie in Ansehung der Gegenstände als solcher leisten könne?

Julius. Ich denke darüber sind wir einig,

daß sie in diese, insofern sie einmal gegebene Thatsachen und Dinge sind, gar nicht eindringen kann?

Adelbert. So laß uns wenigstens untersuchen, wie wir das recht zu verstehn haben, daß sie darein nicht eindringe. Denn es kommt erst darauf an zu wissen, was wir von ihr fordern, ehe wir aburtheilen, ob sie es leisten könne. Was meinst du also mit dem, was du hievon sagtest?

Julius. Ich meine, daß die Philosophie uns durchaus keine Einsicht gewähren kann in dasjenige, was eigentlich das innere Wesen der Dinge ausmacht. Dieses lehrt uns auf das überzeugendste die Betrachtung der Natur. Denn wir mögen die Naturkörper und Stoffe noch so lange spalten und theilen, ja auch auflösen und in ihre Bestandtheile zerlegen, und setzten wir dies auch ins Unendliche fort, so nehmen wir an ihnen immer nichts als Oberfläche wahr, niemals aber das, wodurch sie innerlich bestehn, und woraus erst der Stoff zum Stoffe wird. Dieses ihr inneres Leben äußert sich für uns nur durch seine thätigen Wirkungen, die wir aber auch nicht als Thätigkeit für sich, sondern nur in ihrem Erfolge wahrnehmen. Was magnetische, elektrische Kraft und dergleichen sei, wissen wir nicht, da es uns nirgend als Kraft wirklich vorkommt; wir schließen nur, daß dergleichen vorhanden sei, aus den äußeren Erscheinungen des Zusammenhanges zwischen den Körpern, die wir durch das Auge oder durch das Gefühl wahrnehmen, der

Bewegung nach einer gewissen Richtung, des Lichtes, und anderen dergleichen. Und auch von diesen empfangen wir außer der einzelnen Empfindung eine allgemeine Erkenntniß nur dadurch, daß sie allezeit nach gewissen Regeln und Gesetzen erfolgen, und gleiche Bedingungen die gleiche Aeußerung hervorbringen. Unsere ganze Naturforschung besteht deshalb nur darin, daß wir die allgemeinen Regeln, wonach die Erscheinungen vorgehn, oder worin sie zusammenstimmen, aus der Vergleichung des Wahrgenommenen schöpfen, und die noch neuen und bisher unbekannten Wahrnehmungen an die bekannten Gesetze anzuknüpfen suchen, welches Verfahren aber bloß mit der Form des Denkens und keineswegs mit dem Inneren des Gegenstandes zu thun hat; ja wir wissen nicht einmal, ob diese Form einen Grund in den Dingen selbst habe, oder bloß durch die innere Einrichtung unsers Denkvermögens, nach welcher wir sie auf diese Weise denken müssen, hinzugebracht werde. Wer kann mir also auch nur erklären, wie eine Pflanze wächst? Wer mir die innere organische Kraft durch die Hülle des äußerlich wahrnehmbaren Stoffes hindurch zur Anschauung oder zum Verständniß bringen? Ich glaube, wenn wir dieses dem Schöpfer vorbehaltenen Geheimnisses theilhaftig werden könnten, so müßte damit auch die Schöpfungskraft selbst in uns übergehn. Wenn aber die Philosophie uns hiezu nicht verhelfen kann, was kann sie uns dann über die Gegenstände lehren, da wir deren äußere Erscheinung schon durch die

Sinne hinlänglich wahrnehmen, die Gesetze ihres Verhaltens aber durch den gemeinen Verstand entwickeln und begreifen?

Adelbert. Du hast dir, wie ich sehe, recht deutlich gedacht, was du meinst. Aber darum wundert es mich, daß du von der Philosophie eben solche Dinge verlangst, die schon der sinnlichen Wahrnehmung und dem gemeinen Verstande zukommen, woran sie sich also wohl schwerlich noch einen Antheil erstreiten möchte.

Julius. Wie so? Ich verlange ja vielmehr, daß sie dasjenige, was den Wahrnehmungen und den allgemeinen Gesetzen zum Grunde liegt, aufdecken soll.

Adelbert. Das freilich, aber du weisest sie dazu an, nach einer Richtung, wo vielleicht immer nur Stoff für jene beiden Erkenntnißkräfte zu finden ist.

Julius. Erkläre mir dies deutlicher.

Adelbert. Du siehst ganz richtig ein, daß die eine Seite unserer Naturkenntniß die bloß sinnliche ist, und daß wir durch unendliche Zerlegung immer nur auf äußeren Stoff der Wahrnehmung gelangen. Von der Philosophie aber forderst du, sie solle uns das innere Werden und Wirken des Wesens in diesem Stoffe aufdecken. Soll denn nun dieses innere Wesen so enthüllt werden, daß es auch als ein Gegenstand der Wahrnehmung, unmittelbar durch diese von uns erkannt werde? Wenn das ist, so wird es

in ſofern auch nur als äußerer Stoff erſcheinen, denn etwas anderes findet ja die Wahrnehmung auf ihrem Wege nirgend, und es wird nun, da wir durch dieſe nichts weiter wiſſen können, als was uns erſcheint, nicht aber was dieſes iſt, nun von neuem die Frage nach dem Weſen dieſes Stoffes entſtehn, und ſo ins Unendliche. Auf dieſe Weiſe flieht das innere Weſen nicht bloß immer fort vor der Zerlegung des Stoffes her, ſondern vor ſich ſelbſt, inſofern es uns immer nur ſeine eigene äußere Erſcheinung, wie einen undurchdringlichen Schild vor die Augen hält. Siehſt du hieraus wohl, in welcher Täuſchung du befangen wareſt?

Julius. Faſt bin ich dahinter gekommen, daß es ganz ungerecht wäre, von der Philoſophie zu fordern, daß ſie uns Wahrnehmungen liefere, die zugleich etwas enthielten, was vielleicht nie wahrgenommen werden kann.

Adelbert. So biſt du auf dem rechten Wege. Und, nicht wahr? wenn wir einmal doch in jenes angebliche Jagen nach dem Bilde des Weſens gerathen müßten, ſo wäre es wohl kürzer anzunehmen, die uns wohl bekannten Gegenſtände des Wahrnehmens ſeien ſelbſt ſchon, wie ſie da ſind, ihr eigenes Weſen, nur daß ſie als ſolches freilich nicht durch die Sinne, für welche ſie immer nur äußere Gegenſtände ſind, aufzufaſſen wären, ſondern durch eine ganz andere Art der Erkenntniß.

Julius. So etwas möchte dann wohl ſtatt finden.

Adelbert. Aber eine Erkenntnißart auf die Gegenstände, die nur für eine ganz andere das sind, was sie sind, überzutragen, dürften wir uns wohl auf keinen Fall wieder beikommen lassen?

Julius. Freilich nicht.

Adelbert. Es würde sich also wohl eben so verhalten, wenn wir forderten, die Philosophie solle durch ein bloß formales Verfahren das innere Wesen der Erscheinungen dem gemeinen Verstande begreiflich machen. So ungefähr denken sich nämlich die meisten Menschen das, was sie erklären nennen. Und doch kann alles Erklären auf die Erkenntniß der einmal gegebenen Thatsachen gar keinen Einfluß haben, sondern nur dazu dienen, die Uebereinstimmung derselben mit schon bekannten Regeln des Geschehens darzuthun, woraus wir ihre Möglichkeit zu begreifen glauben. Siehst du ein, daß wir durch dies Erklären über das innere Wesen der Dinge auch nichts erfahren können, sondern es bei einem solchen Versuche auf einen ihm ganz fremden Gegenstand anwenden würden?

Julius. Ich sehe es ein. Aber was für Gegenstände bleiben denn am Ende der Philosophie übrig, wenn sie keine Wissenschaft der Form ist, und wir in Ansehung des Stoffes auch nicht einmal die Forderung machen sollen, daß sie uns sein Wesen erkläre?

Adelbert. Vielleicht finden wir ihr wahres Gebiet, wenn wir vorher deutlich erkannt haben, wie sie von den meisten gescholten wird, weil sie ungerechte

Zumuthungen abweist. Denn du mußt doch gestehn, man legt es ihr gewöhnlich als eine Schwäche aus, daß sie uns nicht das Innere der Dinge aufschließt, ungeachtet sie, wie wir jetzt sehen, dies im hergebrachten Sinne nicht einmal wollen kann, und diejenigen, welche ihr dies vorwerfen, unter dem Inneren der Dinge sich dunkel etwas träumen, das sie, wenn es dargestellt wäre, auch wieder nur für das Aeußere halten könnten. Darum möchte es sehr schwer sein, den Befugnissen der Philosophie bestimmte Grenzen zu setzen, ehe man nur die Art von Erfolgen kennt, auf welche man bei ihr Anspruch machen darf.

Julius. Am Ende ist es nicht besser bestellt mit den moralischen Wirkungen, die sich viele von ihr versprechen. Denn auch dies vernimmt man häufig, daß sie uns zwar in die Werkstätte der Natur und in das Geheimniß der Schöpfung nicht einführen könne, dafür aber desto mehr angewiesen sei auf unser eigenes Gemüth, dessen Kräfte sie uns kennen und beurtheilen und auf das Ideal des Guten richten lehre. Vorzüglich wird ihr zugeschrieben, daß sie uns stärke gegen die Einwirkungen der äußeren Welt und die Gewalt unsrer Triebe und Leidenschaften, daß sie uns von Vorurtheil und Wahn befreie, in welche sich nur zu oft die Ideen des Guten kleiden und dadurch verfälscht werden; weshalb man denn einen bedächtigen, klaren, nüchternen Lebenswandel einen philosophischen zu nennen pflegt.

Adelbert. Du berührst noch die einzige Art

von Stoff, die uns für die Philoſophie übrig zu bleiben ſcheint. Wollen wir auch dieſen etwas näher betrachten?

Julius. Ich denke, das dürfen wir nicht unterlaſſen.

Adelbert. Nun wohl; ſo werden wir wohl zuvörderſt alles abſondern müſſen, was uns als unmittelbar gegeben erſcheint, und ſich, in dieſer Bedeutung wenigſtens, nicht anders verhält als die Gegenſtände der Sinne. Glaubſt du zum Beiſpiel, daß die Philoſophie uns den inneren Grund und das Weſen der Religion aufdecken, das Daſein Gottes beweiſen, die Art von Empfindung, wodurch wir ſeine Einwirkung wahrzunehmen glauben, erklären könne?

Julius. Ganz gewiß nicht. Denn er würde nicht Gott ſein, wenn er aus etwas anderem hergeleitet werden müßte, oder ſein Daſein anders zu beweiſen wäre, als aus den Wirkungen ſeiner Gegenwart ſelbſt. Könnten wir es durch Schlüſſe zu noch ſo vollkommener Gewißheit bringen, ſo würden wir uns dazu doch nur wie zu jedem anderen Gegenſtande verhalten, und immer nicht in die Art von Gefühl oder Wahrnehmung verſetzt werden, die wir Glaube nennen, und die doch einzig der Religion zukommt. Kurz es würde hier jener vorhin von dir bemerkte Fehler eintreten, daß eine Erkenntnißart auf einen ihr ganz fremden Gegenſtand angewandt würde.

Adelbert. Aber wie beurtheilſt du diejenigen, Julius, die auf ſolche Art philoſophiren, daß ſie den

ganzen Begriff einer Gottheit bloß auf gewisse Wirkungen unserer Gemüthszustände und inneren Bedürfnisse zurückführen, so daß etwa die günstigen oder ungünstigen Einflüsse der äußeren Natur in uns Dankbarkeit, Erstaunen, Furcht und andere Stimmungen erregen, die wir, weil die Natur nichts Persönliches ist, um sie nur zu begründen und festzuhalten, auf die Vorstellung eines persönlichen Gottes beziehn.

Julius. Du scherzest wohl, Adelbert? Denn es ist klar, daß es nach diesen gar keine Religion im wahren Sinne des Wortes giebt. Sie begründen also diese nicht durch das, was sie Philosophie nennen mögen, sondern suchen sie vielmehr als bloße Täuschung darzustellen.

Adelbert. Es bleibt also dies gewiß: zur Religion gehört, daß sie unerklärbar sei; die Erkenntnißart, die ihr zukommt, ist der Glaube, und werden diesem seine Gegenstände bewiesen, so ist er nicht Glaube mehr; wer ihn aber als eine bloße Täuschung darstellt, der hebt ihn selbst seinem Begriffe nach gänzlich auf. Wenn folglich die Philosophie irgend etwas begründen oder erklären soll, so kann die Religion kein Gestand für sie sein.

Julius. Daher kommt denn auch wohl die Erscheinung, die vorhin Theodor bemerkte, daß die Philosophen meistens die Religion aus ihrem Gebiete ausgeschlossen, ja ihr eine ganz andere Erkenntnißart zugewiesen haben als die philosophische.

Adelbert. Wenn die Philosophen in Ansehung der Religion dieses selbst thun, so scheint es dagegen als würden sie vom Gebiete der Kunst durch die allgemeine Meinung abgewiesen; und doch verhalten sich beide Fälle sehr verschieden. Denn für die Religion sind die ihr eigenen Gegenstände an und durch sich selbst da, und es kommt nur auf die Art sie zu erkennen an; die Kunst aber soll alles erst hervorbringen, und so scheint es, als ließe sich für diese noch am ersten eine Anweisung zu ihrer Handlungsweise durch Philosophie erfinden.

Julius. Ich gestehe, daß ich hier nicht umhin kann mit der allgemeinen Meinung übereinzustimmen. Denn nichts läßt sich wohl weniger lehren, als das, was eigentlich das innerste Wesen der Kunst ausmacht, welches ohne die ursprünglichste natürliche Anlage auf keine Weise in den Menschen geschaffen werden kann. Von diesem herrschenden inneren Triebe aber und dem angeborenen Genie muß auch die Handlungsweise des Künstlers in der wirklichen Anwendung ausgehn. Ist dieses gegenwärtig, so kann ihm nichts nützen, als eine durchdachte Anweisung zur Erkenntniß der Natur und zur Behandlung der äußeren Stoffe, damit seine Begeisterung die rechten Wege, auf welchen sie in die wirkliche Welt ausströmen muß, nicht verfehle. Ueber den Quell aber dieser Begeisterung hilft alles Grübeln nichts, und dringt nie so tief, als die ursprüngliche Anlage in der Seele des Künstlers schon von selbst begründet

ist;

ist; vielmehr dient die Theorie nur, ihn auf Dinge aufmerksam zu machen, über die ihn der Flug seines Geistes hätte hinwegtragen sollen, und ihn so in sich selbst zu verwirren. Ich kann mir daher nicht denken, daß es irgend eine fruchtbare Kunstphilosophie geben könne.

Adelbert. Also wäre auch dieser Gegenstand für die Philosophie dahin; und zwar ebenfalls deshalb, weil darin das Gegebene, welches wir in uns finden, und bloß von außen in seinem Erscheinen betrachten, nicht aber auf irgend eine Weise hervorbringen können, das Wesentliche ist. Siehst du aber auch, daß hierin wieder ganz dasselbe vorkommt, wie vorhin, die Anwendung nämlich einer Art der Erkenntniß auf Gegenstände, die einer anderen zukommen?

Julius. Ich glaube dies zu sehn. Denn wenn wir auch erklären könnten, woher die Aeußerungen des künstlerischen angebornen Geistes kommen, so würde das, woraus wir sie erklärten, doch immer nur selbst wieder als Aeußerung von etwas anderem erscheinen müssen, und darüber der letzte Quell von allem gleich unzugänglich bleiben.

Adelbert. So ist es. Müssen wir es also nicht als eine große Ungerechtigkeit ansehn, daß man die Philosophie tadelt, weil sie nicht vollbringt, was sie gar nicht einmal wollen kann?

Julius. Ohne Zweifel.

Adelbert. Da wir also über die Religion und Kunst einig sind, so wird uns wohl nur noch von der

Anleitung zum sittlich Guten zu sprechen übrig bleiben. Hältst du nun diese der Philosophie für möglich?

Julius. Doch eher als das vorige! Denn das Gute scheint nicht so unmittelbar durch sich selbst in die Wirklichkeit hervorzudringen wie das Schöne und der Inhalt der Religion. Vielmehr wird es von unzähligen inneren und äußeren Hindernissen getrübt und gehemmt, und ist in einem beständigen Kampfe mit unseren Leidenschaften und den Einwirkungen äußerer Gegenstände begriffen, so daß es wohl einer Lehre bedarf, es allenthalben wieder zu erkennen, es durch alle Verwickelungen hindurch zu leiten, und ihm überall den Sieg zu verschaffen.

Adelbert. Du scheinst dich doch abermals zu täuschen. Willst du der Philosophie aufgeben, das Gute von allem, was es stört, zu unterscheiden, so muß es nothwendig äußere Merkmale haben, wodurch es mit diesem anderen verglichen werden könne. Nicht wahr?

Julius. So scheint es.

Adelbert. Wer aber diese kennt, der kennt immer noch nicht das innere Wesen desselben, dessen Enthüllung wir von der Philosophie verlangen. Ist es nun bloß durch seine Aeußerungen erkannt, so wird es auch durch den bloßen Verstand mit allem, wovon es nun unterschieden ist, in seine gehörigen Verhältnisse und Beziehungen gesetzt werden können, und was daraus entstände, wäre doch wohl allein

Zweckmäßigkeit, die sich zum Guten immer nicht anders verhielte, als sie sich zu jedem anderen Gegenstande, welchen wir zur Wirklichkeit bringen wollten, verhalten müßte.

Julius. Freilich wohl.

Adelbert. Die Philosophie müßte es also beim Guten mit etwas anderem zu thun haben, als mit seiner äußeren Erscheinung, nämlich mit seinem inneren Wesen.

Julius. Ja, dieses müßte sie erklären und begründen.

Adelbert. Ist denn aber das Gute um eines anderen willen gut, oder um sein selbst willen?

Julius. Um sein selbst willen, denk' ich.

Adelbert. Gewiß. Darum sagen wir ja, wer das Gute nicht um des Guten willen, sondern anderer Ursachen wegen thue, der thue es gar nicht. und es sei das, was es ist, bloß weil es gut ist. Wenn es aber sich so verhält, so kann es auch aus nichts außer sich erklärt, und durch nichts begründet werden, als durch sich selbst.

Julius. Also möge die Philosophie es durch es selbst begründen.

Adelbert. Aber müßte sie denn dazu nicht schon sein Wesen kennen, wodurch sie es begründen soll? Und dann wäre wieder nur dieses Wesen das Gute, nicht aber das Begründete, wenn es um sein selbst willen gut sein soll. Hienach, siehst du wohl, kommen wir am Ende darauf hinaus, daß wir auch

das Gute nur dadurch erkennen, daß es sich unmittelbar als solches kund giebt, auf ähnliche Weise wie sich die äußeren Gegenstände als das, was sie für uns sind, der Wahrnehmung kund geben. Darum giebt es auch eine solche Fähigkeit der inneren Wahrnehmung des Guten in uns, die du gewiß nicht ableugnen wirst.

Julius. Davor behüte mich Gott; du meinst das Gewissen.

Adelbert. Nur dieses also, lieber Julius, sagt uns wirklich, was gut sei, indem durch dasselbe das Gute selbst als solches in uns erscheint, und zwar als ein unmittelbar Gegebenes. Und es ist auch klar, daß nur dasjenige, was durch das Gewissen erkannt wird, das Gute ist; denn nur dieses stellt sich durch sich selbst und um sein selbst willen als solches dar. Hieraus ergiebt sich also am Ende, daß auch über das Gute die Philosophie nichts lehren kann.

Julius. Wenn man dich so hört, so sollte man auf den Gedanken kommen, daß es überhaupt keine Philosophie geben könne. Indessen ist es mir wohl gegenwärtig geblieben, daß nur deswegen alle die Gegenstände, welche wir nach einander betrachtet haben, dieser Wissenschaft entzogen werden mußten, weil eine Behandlung derselben verlangt wurde, die niemals Philosophie sein kann. Du wolltest mir bloß zeigen: wenn man gewöhnlich die Philosophie bald auf diese, bald auf jene Weise beschränken, und ihr gewisse Stoffe gradezu versagen will, so sollte man dies

vielmehr in Ansehung aller denkbaren Gegenstände thun, und sie ganz für nichts erklären, so lange man nämlich ganz ungehörige und sich selbst aufhebende Ansprüche an sie macht, welche nur daraus hervorgehn können, daß man das Wesen und die Bestimmung der Philosophie gar nicht kennt. In diesem Falle nun, muß ich dir frei gestehn, befinde ich mich selbst, wie ich jetzt deutlich einsehe. Ich weiß nicht, was Philosophie ist. Desto inniger ist aber, mit der Ueberzeugung hievon, mein Verlangen geworden, dies zu erfahren, und ich bitte dich herzlich, mir zu dieser Erkenntniß zu verhelfen.

Adelbert. Du hast also, mein lieber Julius, einen großen und herrlichen Schritt zur Wahrheit gethan, indem du jenen falschen Weg, auf welchem du, von einem gewissen Nebel der Scheinphilosophie umgeben, herumirrtest, gänzlich verlassen hast. Wenn du aber verlangst, daß ich dir mit Einem Worte sage, was Philosophie sei, und wodurch sie sich äußere, so muß ich dich bitten, für heute nur so viel von mir zu erwarten, daß ich dich bis in die Nähe derjenigen Erkenntniß führe, die du selbst finden mußt, und die für jeden nur in sofern da ist, als er sie selbst findet.

Julius. Ich sehe wohl ein, daß dieses alles ist, was ich nur irgend wünschen kann.

Adelbert. Nun so wollen wir vorerst recht lebhaft zu unserem Bewußtsein bringen, weshalb jene Forderungen, die wir vorhin durchgingen, so unstatt-

haft und ungerecht waren. Die Bestimmung der Philosophie zum bloßen Ordnen und Zurechtweisen des Denkens unter einer leeren Form erschien uns sehr bald als ganz nichtig, weil eine solche Form ohne alle Rücksicht auf die eigenthümliche Natur des Stoffes durchaus kein wirkliches Denken zu Stande bringen, noch auf die Erkenntniß der Gegenstände irgend einen Einfluß haben könnte; was aber die Gegenstände selbst anging, so mußten sie entweder unmittelbar so, wie sie sind, wahrgenommen, oder durch den Verstand auf andere, ihnen vorausgesetzte, bezogen werden. Beides geht durch die gewöhnlichen Mittel der Erkenntniß von Statten, führt aber auch ganz und gar nicht in das Innere der Dinge, sondern bleibt nur haften an ihrer äußeren Erscheinung oder an ihren Verhältnissen zu anderen Dingen. Es ist also in der That unbegreiflich, warum dieser die Philosophie abweist, wenn sie das Wesen der Kunst darstellen, der andere, wenn sie die wahre innere Bedeutung des Staats entfalten, der dritte, wenn sie in die Geheimnisse des Lebens der Natur eindringen will; denn viel kürzer kämen sie davon, das, was sie sich unter der Philosophie denken, überhaupt ein unmögliches Unding zu nen. Wie aber, meinst du nun wohl, würde die Erkenntniß beschaffen sein müssen, die wir im wahren Sinne des Worts Philosophie nennen sollten?

Julius. Ich kann mir nach dem, was wir bisher ausgemacht haben, wohl denken, was sie leisten müßte; doch weiß ich selbst nicht, was dieses sagen

will. Sie würde nämlich das wahre Wesen der Dinge gleichsam von innen heraus erkennen müssen, ohne daß sie nöthig hätte, dasselbe irgend an die Aussenseite zu bringen, mit welcher jene anderen Erkenntnißarten zu thun haben. Denn wenn diese vergleichungsweise auch noch so sehr das Innere betreffen, wie die des Guten, oder sonst eine dergleichen, so nehmen sie dasselbe doch immer nur durch seine Aeußerungen auf. Etwas der Art scheint mir aber etwas ganz unerhörtes, wunderbares, ja göttliches zu sein, und ich kann nicht einsehn, wie die menschliche Natur sich dazu sollte aufschwingen können; daher es nicht zu verwundern ist, wenn die Philosophie in diesem höchsten Sinne für ganz unerreichbar und unmöglich, oder wenigstens für erhaben über das menschliche Loos gehalten wird.

Adelbert. Du hast Recht, Julius, daß die Philosophie nach dem streben muß, was du sagst. Aber glaubst du wohl, es könne vorkommen, daß dieselben, welche sie deshalb für so unerreichbar halten, in ihren Erwartungen von ihr sehr getäuscht sein würden, wenn sie einmal wirklich jenes Ziel erreicht sähen?

Julius. Wie sollte das wohl geschehn? doch erinnere ich mich, daß du heute schon etwas ähnliches gesagt hast.

Adelbert. Es muß doch, lieber Julius, wenn die Wissenschaft das innere Wesen der Dinge an und für sich erkennt, nothwendig auch zugleich erhellen,

daß dieses nun eben das Wesen der uns bekannten wirklichen Welt sei, und nicht von irgend etwas anderem, daß wir uns etwa bloß einbildeten, und das uns gar nicht kümmerte. Diese Wirklichkeit also als solche würde in der That ihrer Außenseite nach nicht dadurch verändert, und jeder befände sich demnach in Beziehung auf sie nach dem Philosophiren auf demselben Boden, wo er sich vorher befunden hatte. Nun philosophiren die meisten nur, weil es ihnen in der gegenwärtigen Welt gar zu schlecht gefällt, und sie sich deshalb in eine andere sehnen, deren Bild sie sich aber blos aus willkührlich entlehnten, verfeinerten und verschönerten Bestandtheilen der jetzigen zusammensetzen. Darum haben sie nichts lieber, als wenn man ihnen, gleichwie von stählernen Luftschlössern mit diamantenen Thurmspitzen, vorerzählt von einem Lande, wo der Mensch, durch seinen besonderen persönlichen Willen den Kräften der Natur gebietend, Wunder vollbringe, oder wo er als ein reiner Abglanz der Gottheit, selig und in der Fülle aller Güter umherwandle, oder wo ein aus lauter Tugendhaften gebildeter Staat dennoch durch die Tugendhaftesten und Weisesten mit reiner Weisheit und um des reinen Guten willen geleitet werde, oder wo der freie Wille sich alle widerspenstigen Naturneigungen unterworfen, und ein bloßes reines Handeln, das nichts weiter als Handeln sei, als ein leeres an die leere Stelle gesetzt habe, und was der schönen und erhebenden Abentheuer mehr sind, welche aufzuzählen ich heute kein Ende finden würde. Nachdem

ſie nun in dieſen glänzenden und überklaren Regionen lange mit ihrer Einbildungskraft herumgewandert ſind, was müßten ſie denken, wenn ſie an einen Ort geführt werden ſollten, wo ſie nichts fänden als die nackte Wahrheit? Müßte ihnen die nicht ganz ſchaal und alltäglich vorkommen, da ſie recht etwas Unerhörtes, ganz Neues und durchaus Fremdes erwarteten? Denn ſie ſind einmal an ſolche Forderungen gewöhnt, da man ihnen bald eine gänzliche Umkehrung aller bisherigen Begriffe, bald ein neues Weltalter, bald andere dergleichen Wundergaben, verſprochen hat. Freilich iſt bei dieſem allen der Lauf der Welt immer derſelbe geblieben, und wohin er einmal ſeine Bahn genommen hatte, dahin hat er ſie verfolgt; doch wäre es zu viel verlangt, daß deshalb ſolche gewitzigt ſein ſollten, die ſich einmal entſchloſſen haben, ſich aus der Welt hinaus nach Hülfe und Weisheit umzuſehn!

Julius. Ein ſo alltägliches Anſehn könnte für ſie die aufgefundene Wahrheit doch immer nur haben, in ſo fern ſie eben zugleich die Wirklichkeit iſt; außerdem hat ſie aber doch auch das Innere, Weſentliche, wovon ich mir noch gar keine Vorſtellung machen kann, und welches, wie es mir ſcheint, ſo neu und fremd ſein müßte, wie man es ſich auch gar nicht einmal träumen ließe.

Adelbert. Hiebei, lieber Freund, ſteht nun wieder das Geſetz entgegen, daß niemand jenes fremde Innere zu ſchauen bekommt, der nicht allem Herum-

flattern der eitlen und üppigen Einbildung entsagend, sich ganz mit dem wirklichen und gegenwärtigen Stoffe, den ihm Gott oder das Schicksal darbietet, begnügen gelernt hat. Dieses gehört zur philosophischen Diät, daß man nur die strenge Kost der Wirklichkeit, nicht aber Träume und Schäume zu sich nehme; sonst geräth man in den schwächlichen Taumel, der von vielen heut zu Tage Begeisterung genannt wird. Bald wird es dazu gehören, nach jeder Richtung, wohin ein neu aufkommendes Wort treibt, zu schwanken, oder sich wenigstens so anzustellen, um für einen solchen gehalten zu werden, auf den die Zeit ihre Hoffnung setzen dürfe. Irgend eine willkührliche, einseitige, beschränkte Richtung, eine Lüge, womit man zuerst sich selbst, dann aber freilich auch andere täuscht, ist fast unerlaßlich, um nur für irgend etwas erträgliches zu gelten. Ganz anders muß aber der zu Werke gehn, der die Wahrheit sucht. Ihm muß das Wirkliche und das Geschehene, in seiner wahren Tiefe aufgefaßt, eine unvertilgbare Kraft der Ueberzeugung in sich tragen, und er muß allezeit klar und deutlich wissen, daß er um so mehr in das wahre Innerste dringe, je fester seine Gedanken mit der Wirklichkeit verwachsen sind, je reiner er diese durch sie selbst, nicht aber durch seine einseitigen und beschränkten Neigungen, Wünsche und Bestrebungen, erkannt hat. Nicht das Neue und Unerhörte in Vergleichung mit dem Bekannten und Gegebenen muß er suchen, denn was noch nicht ist, das kann er nicht verstehn; und darum

ſoll er nach demjenigen ſtreben, was in dem Vorhandenen das Wahre iſt und nicht der leere Schein! Was, ſeitdem Menſchen ihre Geſchichte wiſſen, ganze Völker in ihrem Innerſten durch Geſtaltungen unbewußter Begeiſterung mit hinreißender, unwiderſtehlicher Kraft des Lebens und der Wahrheit bewegt, geleitet, erſchüttert hat, was von der Menſchheit als die gegenwärtige Macht, die ihr Wollen und ihr Gelingen beſchloß, mit Unterwerfung verehrt worden, was noch heute die eigentliche innere Nothwendigkeit iſt, die allen Buſen gebietet, was ſich dem Künſtler mit eigentlicher Wahrheit als das lebendige Daſein enthüllt, und durch ſein gänzlich unterworfenes und angefülltes Bewußtſein in beſondere Formen der Erſcheinung ſtrömt, was im Staate Gemeinſinn heißt, und dadurch, daß es jeden Einzelnen auf ſeinen eigenthümlichen Vortheil treibt, doch mit wunderbar waltender Vorausbeſtimmung die Geſammtheit der Menſchen als Glieder Eines im Guten allein beſtehenden Gemeinweſens zur Harmonie der Tugend lenkt, das und nichts anderes iſt der Gegenſtand der Philoſophie, das ſoll ſie aus der einfachſten Mitte heraus zur vollkommen deutlichen Einſicht bringen, damit es nie mit irgend einer leeren Form der Gedanken, oder einem einzelnen Eindrucke der Erſcheinung oder einem Geſpenſte der Einbildung verwechſelt werde! Es kann alſo wohl niemand weiter abirren von dem wahren Wege zu ihrem Ziele, als wer der Willkühr auch nur irgend einen Spielraum geſtattet,

und ſich nicht ſtreng an der gegebenen Wirklichkeit, aber freilich an dem Inneren derſelben feſt hält.

Julius. Wohl denke ich mir, daß die Philoſophie auf dieſe Weiſe einen ganz unerſchöpflichen und unentbehrlichen Nutzen für die Erkenntniß der ächten Wahrheit und des reinen Guten haben muß; doch dünkt mich, in gewiſſem Sinne müſſe man ihr ſo doch den Beruf einer Aufſeherin und Ordnerin zuſchreiben, da ſie die Gegenſtände ſelbſt nehmen ſoll, wie ſie ſind.

Adelbert. Wenn du nur dabei nicht, was leider ſo häufig, ja faſt von allen geſchieht, die Erſcheinung der Gegenſtände mit ihrem inneren Weſen verwechſelſt! Denn dieſes war es ja, was die Philoſophie unmittelbar aufnehmen ſollte; in der Erſcheinung aber iſt es, wie wir uns vorhin ſelbſt umſtändlich überzeugt haben, nirgend zu finden, und flieht unerreichbar vor jeder Unterſuchung her. Wenn ich alſo ſagte, daß an irgend etwas erkannt werden müſſe, das aufgefundene Weſen ſei das der wirklichen Welt, ſo muß ein ſolches Kennzeichen nicht in der Vergleichung mit der bloßen Erſcheinung, ſondern in dem Weſen ſelbſt gefunden werden; und vielleicht beſteht dies eben darin, daß die Offenbarung des Weſens dieſe uns gewohnten Erſcheinungen vollſtändig, und ohne irgend etwas davon übrig zu laſſen, aufhebt und vernichtet, dagegen nur allzu oft das Höhere in zertrennten und willkührlich wieder zuſammengeſetzten Stükken des Erſcheinenden geſucht wird.

Julius. Ich muß dir gestehn, du führest mich auf eine Ansicht der Philosophie, der ich nie Raum geben konnte, weil ich danach, wenn ich auch darauf gefallen wäre, nie würde eingesehn haben, wie eine solche Art der Erkenntniß zu Stande kommen könne.

Adelbert. Dies setzt mich ganz und gar nicht in Verwunderung, und ich bin zufrieden, wenn du dich überzeugest, entweder dieses sei Philosophie, oder es könne gar keine geben.

Julius. So scheint es mir allerdings; doch bitte ich dich, mir einigermaßen zu zeigen, wie eine solche Philosophie sich zur Wirklichkeit verhalten müßte, damit ich nicht mit einem Begriffe davongehe, dessen Dasein meine Phantasie gar nicht für sich beleben könnte.

Adelbert. Nun so versuche doch einmal selbst, dir zu denken, auf welche Weise die Erkenntniß jenes inneren Wesens der Dinge habhaft werden müßte!

Julius. Soll ich denn also diesen Versuch wagen, so denke ich mir, es muß in den Dingen etwas sein, wodurch sie nur sind, oder was ihr reines Sein ist und nichts weiter, was also außer ihrem Inneren oder außerhalb dessen, was ihr eigentliches Wesen ausmacht, gar nicht besonders an ihnen erscheint, und dieses ihr reines Sein, welches wohl das allein Einfache und die Einheit von allem sein möchte, eben dies müßte die Philosophie ganz für sich auffassen und behandeln.

Adelbert. Unter diesem Sein, lieber Julius, dürften wir uns denn wohl nicht den bloß leeren Begriff eines Seins denken, der nirgend wirklich da wäre, wenn es als das Innere der erscheinenden Dinge selbst Wirklichkeit sein soll.

Julius. Ganz gewiß nicht, sondern das Sein selbst müßte in den Dingen da sein.

Adelbert. Also müßte in demselben der Begriff mit seinem wirklichen Dasein vollkommen dasselbe sein, welches bei den wirklichen Dingen nicht ist.

Julius. Ohne Zweifel.

Adelbert. Der Begriff ist aber eine Erkenntniß von etwas, und nie selbst ein Dasein; nicht wahr?

Julius. So ist es.

Adelbert. Also müßten in diesem Sein die Erkenntniß von dem Dasein und das Dasein selbst völlig Eins und dasselbe sein.

Julius. Allerdings muß es sich so verhalten.

Adelbert. Nun soll dieses Sein das Sein aller wirklichen Dinge sein, so verlangtest du es. Die Dinge aber sind nicht bloß, sondern sie sind auch jedesmal etwas bestimmtes und besonderes, und dieses können sie immer nur sein in Beziehung auf etwas anderes. Was werden wir also für die Erkenntniß des Wesens dieser Dinge gewinnen, wenn wir auf der einen Seite ein bloß in sich selbst abgeschlossenes mit seinem Begriffe vollkommen einiges Sein haben, auf der anderen aber die einzelnen Dinge, deren je-

des etwas für sich ist, und etwas anderes als jedes andere. Stehn diese beiden Seiten nicht gänzlich mit einander im Widerspruch?

Julius. Freilich scheint es so.

Adelbert. Dieser Widerspruch nun, lieber Julius, den man, um sich zu überzeugen, daß jenes seinem Begriffe völlig entsprechende Sein das wahre der wirklichen Dinge sei, gern heben möchte, führt wieder auf ein ganz eigenes Verfahren. Man ist nämlich genöthigt, diese mannigfaltigen Dinge auf jenes gleichgültige Sein gleichsam aufzutragen, ihre Unterschiede und Gegensätze auf einander zu beziehn, und so weit es die Wirklichkeit erlaubt, in welcher doch jedes etwas für sich ist, gegen einander aufzuheben, damit nicht diese ihre Besonderheiten und Verhältnisse in ihnen erkannt werden, sondern, wo möglich, bloß das Sein schlechthin, welches sich denn freilich in jedem dieser Gegensätze auf eine eigenthümliche Weise zeigen soll. Wenn man aber von dieser Seite her dieses Geschäft betreibt, so wird schwerlich etwas anderes herauskommen, als ein Bestreben, die Dinge in ihrer Erscheinung nach einem Schema der allgemeinen Beziehungen zu ordnen, und jenes Sein wird sehr bald wieder in den leeren Begriff eines solchen Fachwerks ausarten, durch welches zwar die Eintheilung und Anordnung der Dinge nach den gemachten Erfahrungen vollständiger und folgerechter als auf manchem anderen Wege zu Stande kommen mag, nur keine eigentliche Philosophie. Es

etwas begegnet vielen der heutigen Naturphilosophen, welche nur im Stande sind, den durch tiefe Anschauung erfaßten Ausgangspunkt ihres verehrungswürdigen Meisters als ein solches gleichgültiges Sein frei vor sich hinzusetzen, worauf sie denn, nachdem dies Ein für alle Mal vollbracht ist, sich mit dem größten Eifer bemühen, alles, was sie wahrnehmen, mit einander in dem Punkte der gegenseitigen Aufhebung oder dem Indifferenzpunkte zu verknüpfen. Und dieses gelingt ihnen manchmal um so leichter, wenn sie auf die innere, wesentliche Anschauung sich berufend, es mit dem, was die Erfahrung zu ihrem Fachwerke sagt, so gar genau nicht nehmen.

Julius. Das Hinderniß der Wahrheit liegt also hier darin, daß die wirklichen Dinge immer noch besonders auf jenes allgemeine Sein bezogen werden müssen; und dies rührt wieder daher, daß dieses Sein so ganz außerhalb als etwas für sich bestehendes hingesetzt wird.

Adelbert. Du siehest es richtig ein. Und eben weil so etwas gar leicht erfolgt, wenn man das Sein der Dinge als das Erste in der Erkenntniß voraussetzt, so haben andere gemeint, man müsse den ersten Keim der Wahrheit durchaus in unserem eigenen Selbstbewußtsein suchen.

Julius. Auch dies ist mir bekannt, und wohl sehe ich den Grund davon ein. Denn durch unser Selbstbewußtsein wissen wir von unserem eigenen Dasein

sein, und dieses Wissen ist das gewisseste, ja das allein gewisse.

Adelbert. Soll denn aber dieses unser eigenes Dasein das Wesen aller Dinge sein, dessen Erkenntniß wir doch forderten?

Julius. Es scheint mir allerdings eine Erkenntniß wenigstens unseres eignen Wesens zu sein. Denn bei den Erkenntnißarten, die wir früher durchgingen, lag das Uebel darin, daß wir die Dinge immer nur durch die besonderen Aeußerungen, welche die Wahrnehmung aufnimmt, oder durch die Beziehungen vermittelst des Verstandes erkannten; im Bewußtsein aber erkennen wir unser eigenes Erkennen bloß durch das Erkennen. Ist es freilich allein unser eigenes, so wird vielleicht die Philosophie zeigen müssen, wie darin das wesentliche Wissen von allen übrigen Dingen liegt.

Adelbert. Du stellst es dir recht deutlich vor. Indessen wirst du auch zugeben, daß im Selbstbewußtsein unser Erkennen selbst wieder getheilt sein, und sowohl das Erkennende als das Erkannte vorstellen muß.

Julius. Ja, beides ist aber dasselbe.

Adelbert. Doch wohl nicht, in so fern es Erkennendes und Erkanntes ist? Denn sonderte sich dieses nicht von sich selbst, so wäre wohl gar kein Bewußtsein möglich, wenn auch diese Sonderung etwa bloß in der Handlung des Erkennens vorgeht, in der aber auch bloß das Bewußtsein ist.

Julius. Die Handlung des Erkennens kann ich mir freilich ohne ein Erkennendes und ein Erkanntes nicht denken.

Adelbert. Wenn aber beides außer dieser Handlung als Eins vorausgesetzt würde, so wäre dieses Eine nicht unser Bewußtsein, sondern ein Sein für sich, das wieder besonders und von außen erkannt werden müßte. Meinst du nicht?

Julius. So scheint es.

Adelbert. Denken wir uns aber nun die Handlung des Selbstbewußtseins, so muß doch darin das Erkannte unser eigenes Selbst oder Ich sein, wie wie wir es in seinem wirklichen Dasein, in seiner Begrenzung durch besondere äußere Gegenstände antreffen. Das Erkennende dagegen muß nothwendig einen Begriff von einem solchen, durch äußere Dinge bestimmten Ich haben, und diesem Begriffe jenes wirkliche angemessen finden; so daß auch dieses Selbstbewußtsein nicht ohne Beziehung des Allgemeinen auf das Besondere gedacht werden kann. Denn wenn wir annehmen wollten, das Erkennende nehme jenes wirklich lebende Ich immer nur in jedem Momente seines Daseins und seiner Aeußerungen wahr, so wäre ihm dieses bei dem beständigen Wechsel in diesem äußeren Dasein immer ein anderes und anderes, niemals aber dasselbe, und doch muß es in seinem Wesen Eins und dasselbe sein. Wenn wir aber wieder dem Erkennenden bloß die Wahrnehmung seiner eigenen Einheit zuschrieben, so wäre dies nicht allein nicht das

wirklich lebende Ich, sondern dieses Eine müßte wieder ganz ein Sein für sich darstellen, wie wir es vorhin schon hatten.

Julius. Alles dieses würde mir zwar durch ausführliche Beweise viel gewisser werden; doch muß ich es für ietzt, so weit meine Einsicht irgend reicht, so annehmen.

Adelbert. Die Folge daraus wird dir also auch wohl eben so annehmlich sein. Wenn auf diese Weise im Selbstbewußtsein eine solche Spaltung ist, so macht sie eine Beziehung nothwendig, wodurch das allgemeine Ich mit dem wirklichen zu Einem und demselben verbunden werde. Geschähe aber dies je, so wäre es kein Selbstbewußtsein noch Erkennen mehr, sondern ein todtes Sein, wie wir schon ausgemacht haben. Die Spaltung ist also nothwendig, und die wesentliche Thätigkeit der Erkenntniß kann nun in nichts anderem bestehn, als in der bloßen Beziehung der Stoffe auf einander, wodurch sie aber offenbar zu einer bloß leeren Form des Denkens wird. Daher nun, mein lieber Julius, kommt die Art der Philosophie, welche uns das Vollendete und Wesentliche in eine unerreichbare Ferne, als Ziel eines unendlichen Strebens hinstellt, dasselbe aber nirgend als gegenwärtig aufzeigen kann. Wenn du aber einsiehst, daß diese schlechthin auf einer bloßen Beziehung und leeren Form beruht, worin doch die wesentliche Art der Erkenntniß nicht bestehn kann, so muß ich für heute mich dabei beruhigen. Denn sonst könnte ich

dir noch viel über das Streben dieser Philosophie sagen, und dir auch den Moment zeigen, wo sie sich in dem eigentlichen Gebiete der Wahrheit befindet; doch würde das unseren heutigen Betrachtungen zu fern liegen.

Julius. Dies letzte muß ich dir zwar zugeben, theurer Adelbert; aber es scheint mir, als wolltest du mich heute noch gar nicht dahin kommen lassen, die Philosophie auch nur von außen zu schauen; so lenkst du auf allen Wegen immer wieder von ihr ab.

Adelbert. Es wird auch wohl zu spät sein, heute noch etwas über das eigentliche Wesen der Philosophie auszumachen. Wir haben schon lange hier gesessen; es fängt an kühl zu werden, und es ist besser, daß wir den Rest des Abends noch auf die Fortsetzung unseres der Gesundheit so zuträglichen Ganges verwenden.

Erwin. Nein, Adelbert, du scheinst mir heute zu eigensinnig, daß du unseren armen Julius so lange vergeblich herumgeführt haben willst, vielleicht nur, um ihm zu zeigen, daß er sich allerlei anderes, als was er sollte, unter der Philosophie gedacht habe!

Adelbert. Nun so suche du ihn doch auf einen gar nicht mehr zu verfehlenden rechten Weg zu bringen! Es wäre wohl überhaupt recht fein, wenn einer von euch mir die Mühe des Sprechens abnehmen wollte; denn ich bin müde.

Erwin. Was ich in diesem Augenblicke vermag, das will ich gern thun, und um so lieber, da ich schon denke dich auch noch einmal aufzuregen!

Adelbert. Gut denn! Höre ihm aufmerksam zu, Julius!

Erwin. Du siehst wohl, lieber Julius, in allen jenen Spaltungen und Trennungen, welche dir Adelbert nach einander aufgeführt hat, kann die wahrhafte und vollkommene Art der Erkenntniß, die wir Philosophie nennen sollen, nicht gefunden werden. Ohne Zweifel hielt er es aber für nöthig, dir erst alle diese einseitigen Richtungen und Nebenwege kenntlich zu machen, um dich gründlich auf die Bekanntschaft mit dem Wahren vorzubereiten. Deshalb hat er dir zuletzt auch gezeigt, wie selbst solche Grunderkenntnisse, die auf den reinsten Anschauungen beruhen, sobald sie in Beziehungen gesetzt werden sollen, nur allzu leicht nach dieser oder jener Seite von dem wahren Mittelpunkte abführen. Denn die ganze Seele mit ihren sämmtlichen Kräften muß in Einen und denselben Moment der Erkenntniß zusammengedrängt sein, wenn der höchste und einzige Zweck des Philosophirens erreicht werden soll. Dieser einzige Moment der Wahrheit nun läßt sich zwar in der That nicht anders als durch eigene innere Erfahrung treffen, und diese in uns von allen Seiten her und oft durch die verwickeltesten Versuche, die mit allen denkbaren Gegenständen und Verhältnissen

derſelben vorgenommen werden, zu erzeugen, iſt ein Hauptgeſchäft des Philoſophen für ſein ganzes Leben; aber es läßt ſich doch einigermaßen beſchreiben, wie in dieſem Punkte ſich die Erkenntniß verhalten muß. Sie iſt nämlich in demſelben eine Erkenntniß ihrer ſelbſt, aber nicht eine ſolche, worin das Erkennende und das Erkannte ſich gänzlich unterſchieden, und nur durch eine unendliche Beziehung mit einander zu verknüpfen wären, ſondern ſie ſind darin völlig Eins, und eben deshalb iſt dieſes Erkennen zugleich ein vollkommen mit ſich ſelbſt geſättigtes Sein. Wie dieſer ſcheinbar widerſprechende Erfolg möglich ſei, dieſes einzuſehn, wird man nur durch die eigentlichen Geheimniſſe der Philoſophie fähig gemacht. Hat man aber dieſe Einſicht erlangt, ſo offenbart ſich auch dadurch unmittelbar, daß das Sein irgend eines Dinges nur dadurch etwas wahrhaftes ſei, daß dieſes ewige und wahrhafte Sein in ihm gegenwärtig iſt, und von dem vollkommenen Erkennen auch in ihm erkannt wird. Daher kann man ſagen, die Welt ſei für alle übrige Menſchen nur ſcheinbar, für den Philoſophen allein wahrhaft da. Dieſer nimmt in einem jeden einzelnen Dinge und in einem jeden beſonderen Augenblicke ſeines Lebens die Gegenwart des Vollkommenen wahr, und die zeitliche und zufällige Geſtalt der Erſcheinungen löſet ſich völlig in nichts auf, indem an ihre Stelle das wahre und ewige Weſen tritt. Darum braucht er dieſes weder in den Verknüpfungen, die der Verſtand nach ſeiner Form bildet,

zu ſuchen, noch es ſinnlich anſchauen zu wollen, noch ſelbſt ſich an der Stimme ſeines Inneren zu begnügen, welche ihn das Gute, das Schöne, das Göttliche in ſeinen einzelnen Handlungen und Erkenntniſſen unterſcheiden lehrt; denn für ihn iſt kein Unterſchied, weil ihm nichts da iſt, als das Vollkommene und Gute, weil er nur dieſes in allen Dingen erkennt, und mit klarer Einſicht alles übrige, was ihm an den Dingen vorkommen mag, auf den leeren Schein zurückführt. Dieſes allein iſt das wahre und würdige Ziel der Philoſophie, und dieſe Wirkungen geben das einzige unverdächtige Kennzeichen, daß man ſich der ächten bemächtiget habe. Iſt dieſes nicht ein ganz anderer Erfolg, lieber Julius, als der, welchen du ihr nach verſchiedenen beſchränkten Rückſichten zuſchreiben wollteſt?

Adelbert. Meinſt du nicht, lieber Julius, daß man einer ſolchen Erkenntniß, wie ſie eben Erwin ſchilderte, die höchſte praktiſche Bedeutung, ja ihr allein wahren Werth für das wirkliche Leben zuſchreiben müſſe, wenn ſie jeden einzelnen Augenblick dieſes Lebens mit Weſentlichkeit und Vollkommenheit anfüllt?

Theodor. Aber, lieber Adelbert, du billigſt doch nicht unbedingt dieſe Anſicht von der Philoſophie, die Erwin eben aufſtellte?

Adelbert. Und was haſt du daran auszuſetzen?

Theodor. Daß ſie, während wir uns ganz die-

ser Erwartung, überall das Wesen und die Wahrheit zu erfassen, hingeben, uns in die schrecklichste Gefahr setzt, in den allerverderblichsten Hochmuth zu gerathen, und dadurch uns selbst ganz mit in den leeren Schein, den wir zerstreuen wollen, aufzulösen. Es möge denn, ja es müsse auch eine solche Art der Erkenntniß geben, in welcher alle Gegensätze und Widersprüche sich gegen einander aufheben, so ist mir doch jetzt klar, daß sie uns nur durch eine höhere Offenbarung, durch eine uns von oben her eingeströmte Begeisterung zu Theil werden kann. Denn so wie wir in dieser Wirklichkeit als besondere Wesen da sind, ist einmal auch in unserer Selbsterkenntniß das erscheinende Einzelne mit dem allgemeinen Begriffe nicht in Eins und dasselbe zu verschmelzen, und wenn dies geschehn könnte, würde Beziehung, Thätigkeit und Leben in unserem Erkenntnißvermögen aufhören, und dasselbe nothwendig erlöschen. Wenn wir uns aber auch über uns selbst täuschen mögen, weil es uns wenigstens möglich ist, uns eine solche vollkommene Erkenntniß in uns zu denken, so ist es doch gewiß, und jeder muß es einsehn, daß alle übrigen Dinge nur eben deshalb diese besonderen, zeitlichen und beschränkten sind, nach deren Erklärung und Begründung zu fragen wir uns getrieben fühlen, weil in ihnen nicht jenes ewige Wesen, sondern nur die zufällige Erscheinung zu erkennen ist. Wie sehr wenden wir uns also vom Wahren ab, wenn wir von der Philosophie eine Vergötterung der irdischen Dinge

und unser selbst erwarten? Grade im Gegentheil kann das vollkommene Erkennen nur darin bestehn, daß wir deutlich einsehn, wie wir selbst und alle übrigen Dinge nur Aeußerungen und Offenbarungen des höchsten Wesens sind, durch welches uns jene Begeisterung und Erleuchtung kam, daß wir alles im Lichte dieser ewigen Wahrheit sehn, und so uns selbst und alles um uns her durch stete Ueberzeugung von dieser Einigkeit mit dem Göttlichen veredeln, ja im wahrsten Sinne des Wortes verewigen. Erwins ganzes Gemüth scheint mir, nach seinen Worten zu urtheilen, auf das wirkliche Dasein gerichtet, und sein Streben darauf, dieses durch sein vollkommenes Erkennen allmächtig zu beherrschen. Dieses aber ist unerreichbar, wenn die Dinge dieser Welt nur durch dasjenige diese besondern und wirklichen sind, wodurch sie in den Schein aufgelöst werden müssen. Darum sollen wir sie vielmehr, von diesem entkleidet, in ihrer höheren und ewigen Wahrheit anschauen, wie sie von Gott ausgegangen sind, und eben so auch uns selbst erkennen. So werden wir in der Welt überall einen vollkommenen geistigen Zusammenhang wahrnehmen, und es wird unsere Seligkeit sein, uns in dessen Betrachtung zu versenken.

Adelbert. Ihr habt das erreicht, Freunde, daß ich doch noch einmal ein Wort mitsprechen muß. Denn es scheint mir, als habt ihr euch beide noch nicht völlig aus den Verwickelungen des Wahren und

des Scheines, die es ſchwer machen beide von einander zu löſen, herausgewunden?

Erwin. Wie ſo, theurer Adelbert?

Adelbert. Für heute nur wenige Worte darüber! Iſt es nicht gewiß, Freunde, daß die höchſte Erkenntniß nothwendig einen ganz einfachen, ihr ſelbſt völlig angemeſſenen und ſie ausfüllenden Stoff haben muß?

Erwin. Ohne Zweifel.

Adelbert. Einen Stoff alſo, der ſo, wie wir ihn eben geſchildert, nur ganz allein für ſich, und nie in irgend einer Beziehung auf etwas anderes aufgefaßt werden muß, den auch die Erkenntniß niemals als etwas beſonders erſcheinendes oder ſich in einzelnen Aeußerungen offenbarendes, ſondern nur in ſeinem vollen Weſen ergreifen kann?

Erwin. Anders kann es nicht ſein.

Adelbert. Die Erkenntniß alſo, in ſo fern ſie völlig mit dem Stoffe zuſammentrifft, wird auch von ihm auf keine Weiſe zu unterſcheiden ſein, nicht wie das Allgemeine im Begriffe von den beſonderen Wahrnehmungen, noch wie das Erkennen vom Gegenſtande, noch wie unſer Ich von anderen Dingen außer uns, ſo daß wir wenigſtens jetzt von dem vollkommenen Inhalte der Erkenntniß ganz ohne Sonderung von demjenigen, was ihn erkennt, ſprechen, und ihn eben auch als die Erkenntniß ſelbſt ohne allen Unterſchied anſehn können.

Erwin. Auch dies ſcheint mir richtig.

Adelbert. Kannſt du dir nun denken, daß dieſes ſchlechthin Einfache als etwas wirkliches da wäre, wenn es gar keine Gegenſätze, Verſchiedenheiten und Beziehungen hätte!

Erwin. Nein; dann würde es etwas durchaus lebloſes ſein, und ſich ſelbſt ganz auslöſchen.

Adelbert. Wenn es aber Beziehungen haben ſoll, ſo können dieſe auf nichts außer ihm gehn; es wird ſich alſo bloß auf ſich ſelbſt beziehn, und deshalb auch in ſich ſelbſt geſpalten und geſondert ſein müſſen.

Erwin. Wenn es ſich dann nur nicht völlig aufhebt, indem es in ſeinem ganzen Umfange von ſich ſelbſt getrennt wird!

Adelbert. Du ſiehſt aber doch ein, daß es ſich auch nicht theilweiſe von ſich ſelbſt ſondern kann; ſonſt käme auch eine Beſonderheit hinein, die ſich nicht aus ſeiner Einfachheit, ſondern nur von etwas außer ihm herleiten ließe.

Erwin. Dies iſt freilich eben ſo undenkbar.

Adelbert. Wir müſſen alſo durchaus ein Mittleres annehmen, dieſes verhalte ſich nun übrigens, wie es wolle. Das Einfache muß geſondert ſein auf eine ſolche Weiſe, daß es in ſich ſelbſt Verſchiedenheiten hegt, die in einer ſolchen Harmonie mit einander ſtehn, daß es dadurch zwar, in ſofern es ſich ſcheidet, völlig in ſich aufgelöſet wird, aber doch in ihrer Geſammtheit das Eine und ſelbe Einfache bleibt. Denn wenn es ſich nicht völlig auflöſte und

gleichsam darein aufginge, so hätte es Besonderheiten in sich, die nicht auf seine Einfachheit zurückzuführen wären. Muß es sich nicht so verhalten?

Erwin. Gewiß nicht anders.

Adelbert. Das eigentliche Dasein des Einfachen bestände hienach in der gänzlichen harmonischen Auflösung desselben durch seine inneren Beziehungen. Als Einfaches also ist es nicht da, sondern wird bloß vorausgesetzt und in der Harmonie der einander aufhebenden Beziehungen gedacht. Darf es so bleiben, Erwin?

Erwin. Gewiß nicht; denn sonst wäre es als Wesen und Einheit etwas bloß gedachtes, und also der Gedanke von seinem wirklich da seienden Stoffe als etwas leeres und allgemeines geschieden, welches ja dieser höchsten Erkenntnißart widerspräche.

Adelbert. Es muß also auch wirklich sein, in so fern es nicht dieses ganz in Beziehungen bestehende Dasein, sondern in so fern es das reine einfache Wesen ist. Wie lösen wir diesen Widerspruch?

Erwin. Noch begreife ich es nicht. Denn um da zu sein, müßte dieses Wesen wieder eine Beziehung haben, die es aber dann entweder ganz auflösen, oder seiner Einfachheit widersprechen müßte.

Adelbert. Gut! Eine Beziehung müßte es also haben; auf es selbst kann aber diese nicht gehn, sonst würden alle die vorigen Fälle, die wir schon beim Dasein betrachtet haben, wieder-

keh-

kehren. Muß ſie alſo nicht auf etwas außer ihm gehn?

Erwin. Das iſt ja aber ſeiner Einheit entgegen.

Adelbert. Wie nun, wenn dieſes außer ihm befindliche dasjenige wäre, welches ſich vollſtändig in die Beziehungen des Daſeins aufgelöſet hat! Dieſes wäre durch dieſe Auflöſung gänzlich zum Nichts geworden, könnte demnach, da es an und für ſich nichts iſt, auch der Einfachheit des Weſens keinen Eintrag thun. Bezieht ſich alſo das Weſen hierauf; ſo hieße das nur ſo viel als: das Weſen hebet ſich ſelbſt, in ſo fern es ganz nichts iſt, wieder auf, womit wohl dies gleichbedeutend wäre, daß es ſich ſelbſt als Weſen zum wirklichen machte, oder unmittelbar da wäre. Das wirkliche gegenwärtige Daſein des Weſens iſt alſo für uns wohl gar nicht anders zu denken, als ſo, daß es ſich ſelbſt, in ſo fern es nichts iſt, durch ſeine Weſenheit aufhebt, oder daß es ſein eigenes Nichts vernichtet.

Erwin. Jetzt erſt, theurer Adelbert, trifft mich der Strahl der Wahrheit. Ich ſehe nun, daß ihm dasjenige, was es vernichten muß, um als Weſen da zu ſein, durch ſein eigenes, ſich in das Nichts auflöſendes Daſein bereitet wird.

Adelbert. Muß nun nicht die Erkenntniß der Wahrheit eine ſolche ſein, in welcher dieſe vollſtändig in einander aufgehenden Beziehungen und Auflöſungen, dieſe Selbſtvernichtung und Selbſtſchöpfung des Weſens durch ſein Nichts, mit deutlicher Einſicht erkannt werden?

Erwin. Ja; dies allein kann es ſein, was unter dem Namen der Philoſophie von ſo vielen geſucht, und von ſo wenigen gefunden worden iſt! Aber wenn ich gleich ſehe, daß dieſes ihre Aufgabe ſein muß, ſo fehlt mir doch noch viel zu der Einſicht, wie ſie zu löſen ſei.

Adelbert. Laßt euch alſo durch nichts irre machen, ihr Lieben, nicht einmal durch eure Wünſche, in den beſonderen Erſcheinungen dieſer Welt das innere Weſen, oder im Gegentheil alle zeitlichen Dinge in göttlicher Verklärung und im Lichte des Ewigen erkennen zu wollen! Denn ſo ſehr auch dieſe Wünſche aus dem Gefühle des Wahren hervorgeſtiegen ſein mögen, ſo verleiten ſie doch immer noch zu der durchaus verkehrten Anſicht der meiſten, die Philoſophie ſei beſtimmt, dieſe gegenwärtige Welt der Erſcheinung zu erklären, zu begründen, zu veredlen, kurz dieſe Gegenwart ſei doch am Ende der Zweck der Philoſophie. Daran aber haften faſt alle, wenn ſie auch die Wirklichkeit, oder vielmehr die Erſcheinung des Wirklichen noch ſo ſehr verfeinern und idealiſiren. Ja man kann ſagen, je mehr dieſes geſchieht, deſto vollſtändiger löſen ſie alles in dieſes Nichts des gegenwärtigen Daſeins auf, wie wir an den Naturphiloſophen ſahen, deren letztes Ziel nur ein Syſtem des Weltzuſammenhanges iſt, und an den Idealiſten, die ein unendliches Streben nach Verknüpfung entgegengeſetzter Beziehungen als das Höchſte aufſtellen. Aus dieſem Mißverſtändniß aber, welches

freilich dasjenige ist, auf welches sich unser ganzes irdisches, außerhalb der Gottheit geführtes Leben gründet, aus diesem rühren auch alle übrigen her, welche machen, daß die Philosophie fast überall undvon allen verkannt wird. Wer da meint, die Kunstphilosophie wolle die Kunst, wie sie wirklich ausgeübt wird oder auch werden soll, aus ihrem inneren Wesen erklären, und auf die Weise ihre Erscheinung ableiten und begründen, oder wer sich einbildet, die Philosophie der Sittlichkeit solle das Gewissen ersetzen, durch welches das Gute sich in jedem einzelnen Falle des Lebens in uns von selbst meldet, wie kann der anders, als sie für linkisch und unpraktisch halten? Ist es denn aber nicht möglich, sich von diesem durchaus leeren Vorurtheile zu befreien, und wenigstens lieber anzunehmen, man wisse gar nichts von der Philosophie, noch was sie sei, als sich ein so ganz willkührliches Bild von ihr zu entwerfen? Nicht um dieses gegenwärtige Leben, wie es sich erscheinend uns aufdrängt, ist es ihr zu thun, sondern um die völlige Vernichtung desselben und um die Enthüllung des Ewigen, wie es in diesem Nichts und gleichsam an der leeren Stelle desselben aus sich selbst das ganze Dasein wird! Darum müssen wir uns selbst durch diese göttliche Kraft völlig vertilgen und hinwegwischen lassen, um uns wieder zu gewinnen, wie wir nur in ihrer wesentlichen Gegenwart wirklich etwas, an und für uns selbst aber, auch als das Dasein Gottes gedacht, ein reines Nichts sind. Wer nun nicht fähig ist, diese wahrhafte und voll-

kommene Verwandlung des Einen in das Andere in sich selbst deutlich anzuschaun, der ist schlechthin außer dem Mittelpunkte der Philosophie, mag er sich diesem auch durch instinktmäßige und einseitige Richtungen nähern. Ohne jene Selbstopferung ist es nicht möglich zur Wahrheit zu gelangen, so hart und bitter sie uns auch ankommen möge. Wir müssen hindurchdringen durch die Scheidewand, die uns vom Wesen trennt, sollten wir auch alle Herrlichkeit und Schönheit, in der wir uns so gern selbst täuschen mochten das Wahre zu besitzen, bei dieser Wiedergeburt völlig abstreifen müssen! Haben wir aber die Hülle des Nichtigen abgelegt, so werden wir auch mit deutlicher Einsicht wahrnehmen, wie die ganze Natur nichts anderes als das sich selbst in seiner Harmonie auflösende Dasein Gottes, wie die Religion, die Sittlichkeit, die Kunst nichts seien, als die in der Wirklichkeit verschiedentlich widerscheinende That der Selbstvernichtung und Selbstoffenbarung des göttlichen Wesens. Wirklich und gegenwärtig ist aber diese That in diesen Arten der Erkenntniß, die ich eben nannte, und sie sind das eigentliche Vorgehen derselben. Auch sind sie alle das Eine und selbe, nur auf verschiedenen Standpunkten angeschaut, deren Möglichkeit zu beweisen uns jetzt wohl zu weit führen dürfte; und in so fern darin nichts wahrhaft und an sich da ist, als die göttliche Selbstoffenbarung und Selbstopferung, so sind sie alle ihrem Wesen nach Religion. Indem aber dieser Vorgang in uns sich selbst anschaut, und

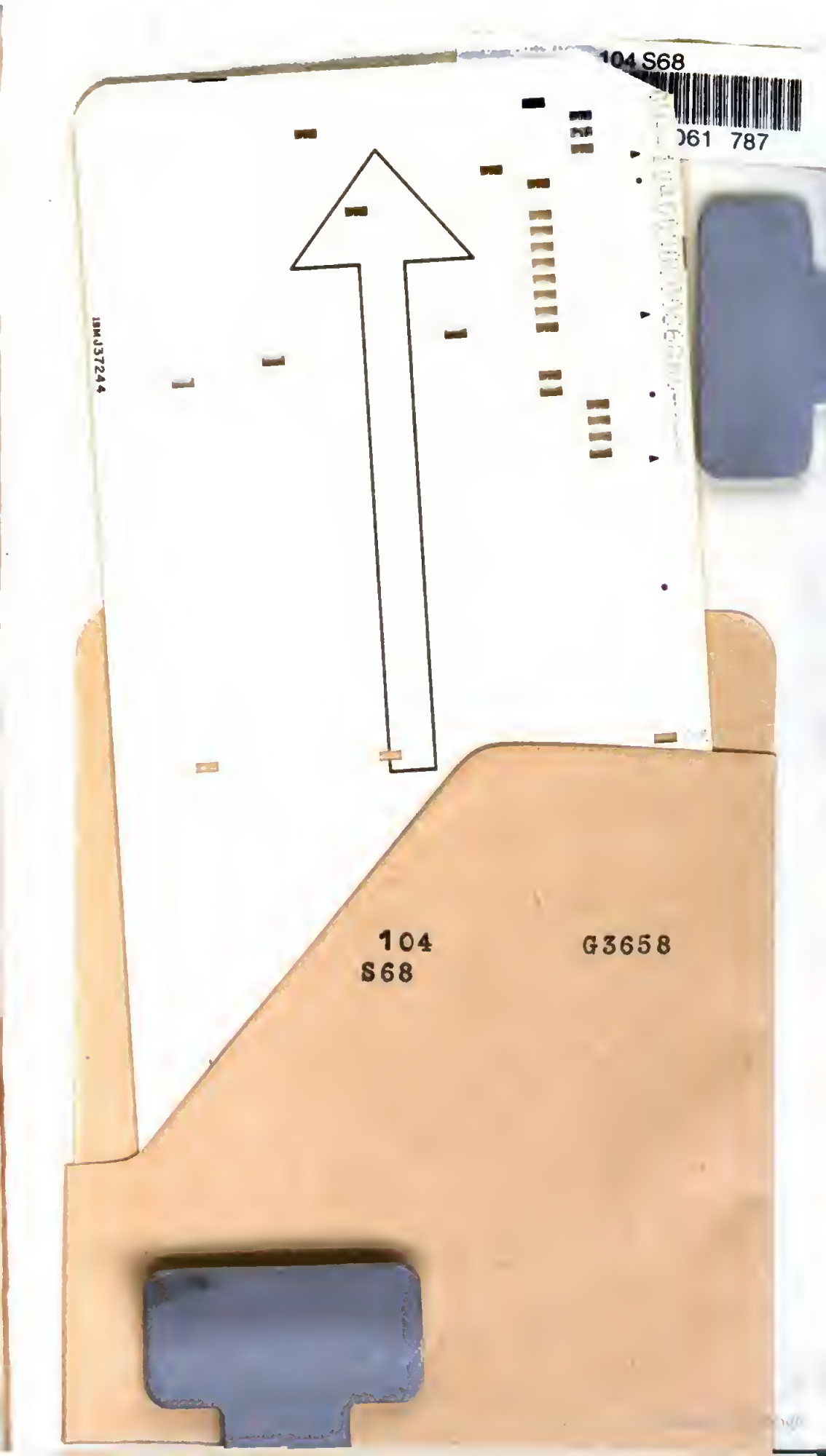
Gott dadurch nur sein eigenes Erkennen enthüllt und ausfüllt, ist er selbst Philosophie, welche demnach überall dem, was wahrhaft geschieht, vollkommen angemessen, und die höchste, eigentlich praktische Wissenschaft ist. Auch kann sie als ein wirkliches Erkennen nur durch Offenbarung sein; denn nur in dieser ist sie wahrhaft da! Doch hierüber bis zu unserer vollkommenen Befriedigung nachzusinnen und zu sprechen, das wollen wir, die wir einmal von der Begeisterung für die Wahrheit entzündet sind, zu der heiligen und seligen Beschäftigung unseres ganzen Lebens machen. Wendet sich deshalb die Welt in ihrem nichtigen Treiben von uns ab, verschmäht sie uns, weil wir nicht mühsam schwache Halme herbeitragen wollen, um ihren luftigen Bau zu stützen, so laßt uns dies für ein heilvolles Zeichen mehr gelten, daß es uns glücke, das Nichts von uns abzustreifen! Oft wird sich freilich der herbe und scharfe Geist des Eigenwillens und der Eitelkeit in uns hiegegen auflehnen; je mehr aber dieser gekränkt wird, desto mehr wollen wir glauben uns dem Wesen geopfert zu haben. Auf denn, Theodor und Erwin! Versucht es die Schranken der Nichtigkeit, die euch von einander trennen, zu durchbrechen! Faßt von beiden Seiten helfend unseren Julius, von dem ich schon glaube, daß er in eurer Mitte rüstig zur Mitte der wahren Erkenntniß durchdringen wird!

Julius. Noch, ich weiß es wohl, stehe ich vor dem Vorhang des Heiligthums; aber vor diesem

ſtehe ich auch gewiß, und einzelne Strahlen, die aus ihm hervorſchimmern, zünden mit ihrer Verkündigung ein unauslöſchliches Feuer in meiner Seele an!

Druckfehler.

S. 9. Z. 2. v. o. setze das Comma hinter war
— 10. — 2. v. u. setze einen Punkt nach Starkgeisterei
— 17. — 14. v. o. statt erlangen lies verlangen
— 18. — 12. v. u. statt Weisheit lies Reinheit
— 19. — 12. v. u. statt unbenannter lies unbenannte
— 21. — 1. v. o. statt vortrefflicher lies verwerflicher
— — — 10. v. o. statt Kräfte lies Früchte.
— — — 9. v. u. statt entflossen lies entsprossen
— 22. — 3. v. o. statt Mehrheit lies Wahrheit
— 24. — 10. v. o. statt von den Füßen an lies vor den Füßen
— 26. — 2. v. u. statt begnügend lies bezogen
— 27. — 15. v. o. statt sie lies sei er
— 31. — 4. v. u. statt könnte lies könnten
— 35. — 11. v. u. statt frägt lies fragt
— 37. — 1. v. u. statt Mündungen lies Windungen
— 38. — 4. v. o. statt liegende lies rauschende
— 41. — 1. v. o. statt innere lies inneren.
— — — 15. v. o. statt einzufahren lies einzuführen
— 43. — 5. v. o. statt nach lies noch
— — — — — statt getrümmert lies zertrümmert
— 44. — 7. v. o. statt Ursein lies Dasein
— 45. — 4. v. o. statt nie wird lies wie weit
— — — 12. v. o. statt empörische lies empörerische
— — — 15. v. o. statt bange lies lange
— 46. — 12. v. o. statt Einen lies Erwin
— — — 9. v. u. statt ihn lies uns
— 47. — 5. v. o. statt Lucretier lies Lucretia
— 48. — 1. v. u. statt nach lies noch
— 50. — 2. v. o. statt darstellten lies darstellen
— — — 8. v. o. statt empörischen lies empörerischen
— 51. — 12. v. o. statt in besonderen lies im Besonderen
— — — 8. v. u. setze oft hinter schon
— — — 7. v. u. statt verfuhren lies verführen
— 52. — 4. v. u. statt wunderbare lies wunderbar
— 53. — 2. v. o. statt allen lies allem
— 54. — 8. v. o. statt das lies du
— — — 9. v. o. statt verlangt lies verlangst
— — — 9. v. u. statt schönste lies schönsten
— 55. — 1. v. o. statt älteres lies ächteres
— — — 10. v. u. statt hervorgebracht lies hergebracht
— 56. — 14. v. o. statt unsere Sinne lies unseren Sinn

S. 57. Z. 16. v. o. ſtatt anzuwerben lies anzuwenden
— — — 11. v. u. ſtatt Vernunft lies Zukunft
— 58. — 8. v. o. ſtatt Nutzen lies Stützen
— 60. — 8. v. u. ſtatt Richtigkeit lies Nichtigkeit
— — — 5. v. u. ſtatt römiſch lies ironiſch
— 61. — 7. v. u. ſtatt Metall lies Weltall
— — — 4. v. u. ſtatt nachplappern lies nachklappern
— 62. — 4. v. o. ſtatt größten lies großen
— — — 8. v. u. ſtatt mit unſeren ganzen Trieben lies mit unſerem ganzen Treiben
— 63. — 10. v. u. ſtatt er lies du
— 64. — 12. v. o. ſtatt ja lies gar
— 73. — 11. v. u. ſtatt alten und allen
— — — 6. v. u. ſtatt verbindeten lies verbündeten
— 74. — 6. v. o. ſtatt dieſe lies dieſen
— — — 15. v. o. ſtatt Sache lies Lage der Sachen
— — — 2. v. u. ſtatt Jugend lies Tugend
— 75. — 5. v. o. ſtatt ſchufe lies ſchüfe
— — — 13. v. o. ſtatt ſeinen lies ſeinem
— — — 2. v. u. ſtreiche: ſich
— 76. — 11. v. o. ſtatt ferne lies fernere
— — — 7. v. u. ſtatt jedem lies vielen
— — — 2. v. u. ſtatt allererſten lies allerdürrſten
— 77. — 16. v. o. ſtatt Klugheit lies Kühnheit
— 78. — 10. v. u. ſtatt Haltet lies Hattet
— — — 6. v. u. ſtatt Eiche lies Buche
— 79. — 10. v. u. nach nicht ſetze: „darüber.“
— — — 8. v. u. ſtatt Unterhaltungsläſtern lies Unterhaltung lüſtern
— — — 4. v. u. ſtatt des Punktes ſetze ein Comma
— 80. — 9. v. o. ſtatt die neueſte lies der neueſten
— 82. — 2. v. u. ſtatt nur immer weniger lies immer nur wenigen
— 107. — 2. v. o. ſtatt Anſchauung lies Anſpannung
— 140. — 7. v. o. ſtatt daß lies das
— 262. — 4. v. o. ſtatt ihn lies in
— 271. — 14. v. o. ſtatt verküpfen lies verknüpfen
— 283. — 9. v. u. ſtatt angebliche lies vergebliche
— 287. — 6. v. u. ſtatt Geſtand lies Gegenſtand
— — — 2. v. u. ſtatt Erkenntnißar lies Erkenntnißart

104 S68
061 787